Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

1. Jahrgang – Blatt Nr. 14 Sonntag, 3. Juli 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Heu

„Hat sie was?" fragt der Vater den Buben, wenn er hört: der Junge weiß eine, die er haben möchte. „Kann sie was?", — es gibt auch Gegenden, in denen das die erste Frage ist, ehe eine Lebensgemeinschaft sich bildet.

Unter „etwas können" versteht der Waldbauer in solchen Fällen nicht Klavierspielen. Auch nicht Kleidernähen. Nicht einmal etwas von Säuglingspflege, von der modernen Küche oder der Haushaltswirtschaft. Derlei Tugenden verstehen sich an Frauleuten, wenn sie heiraten wollen, für ihn von selbst.

Ob sie etwas kann, — wie beweist sie es? Ich bin schon dabei gewesen, als Damenschneiderinnen ihre Meisterprüfung machten. Oder Friseusen wurden geprüft. Oder Stenographinnen. Sie mußten alle tüchtig her und zeigen, was sie konnten. Von der Prüfungskommission wurde ihnen nichts geschenkt, und die weiblichen Prüfungskommissare waren meist viel genauer und mitleidloser als die männlichen. Aber das war alles nichts gegen die Prüfung, die die Schwarzwaldmaid zu bestehen hat indezug auf ihre Fähigkeit zur Gehilfsfrau, zumal für den Hoferben.

Was muß sie können? Einen Heuwagen laden muß sie können. So ordentlich und fadengerade, als wäre er mit der Reißschiene und dem Winkel aufgebaut worden. Aussehen muß er, wie aus Backsteinen gemauert. Keppnig darf er nicht aussehen; fährt man mit dem Rechen hart daran herunter, dann darf sich kein Flöckchen herausreißen lassen. Und ob es sechs Lagen aufeinander sind, oder sieben: sie müssen so fest liegen, daß man mit dem Heuwagen über alle buckligen Abhänge und abschüssigen Bergwege fahren kann, und man wirft nicht um. Steht sie auf dem Wagen und wird ihr das Heu zugeworfen, dann möchte ja wohl der Junge, daß gemach getan wird und daß man ihr Zeit läßt; aber es hilft ihm nichts: zu viele sind da, die nicht zulassen, daß es langsam geht. Vor allem nicht der Vater und der Altknecht. Sie sorgen dafür, daß die Gabeln flink und kräftig ins Heu stechen und daß ihr das Heu so flott und eilig auf den Wagen geworfen wird, wie wenn ein schweres Gewitter am Himmel stände. Und der Jüngste vom Hofe, der „vorfahren" muß, also die Gäule führen, wenn der Heuwagen immer ein Stück weiterrückt, bekommt eine Tachtel nach der anderen, wenn er sich durch einen schönen Blick oder gar ein Zigarettl verführen läßt, langsam zu tun. — Hernach, wenn sie Bäuerin ist, braucht sie ja meist keine Heuwagen mehr zu laden. Der Bauer ist zufrieden, wenn sie mit dem Kinderwiegen fertig wird, und mit den Eßröhren, die auf die Wiesen geschickt werden müssen. Aber können muß sie es, einen Heuwagen laden. Damit sie, ist einmal Not am Mann, zugreifen kann, und damit sie, liegt der Bauer krank, die rechte Herrschaft über die Knechte und Mägde hat, und die hat man nur, wenn man jedem zeigen kann, wie es gemacht gehört. Gute Leute hat man nur, wenn man ihnen zeigen kann, daß man sie nicht braucht. Dann kann man auch die wildesten Kerle und die frechsten Mägde um den Finger wickeln. Aber, wie gesagt: vormachen muß man es können, und zeigen, wie man es haben will, und zeigen, daß man es kann. Deshalb muß eine rechte Bauerntochter einen Heuwagen laden können.

Mein Großvater selig hat in sein Notizbuch geschrieben: „den zweyten Juig. — Hat sie die Bruchwiesen geladen. Acht Lagen. Vorspann über den Bühl. — Hats gekonnt. In drei Wochen Hochzeyth." Dahinter hat er einen Brautkranz gemalt, und man konnte sechzig Jahre später noch sehen, daß er dazu etliche Male den Bleistift naß gemacht hatte. Zeigte ich einmal der Großmutter das Buch und die Stelle, — sie war schon hoch in den Siebenzig, — wurde sie rot wie ein Mädchen, riß mir das Buch weg und hätte es mir wahrhaftig um die Ohren gehauen, wäre ich nicht rechtzeitig ausgerissen.

Zeichnung von Else Oradinger

Meine ersten Erfahrungen mit dem Heu waren würzig. Duftig nicht. Aber vom Heuschnupfen, auch so einer Städterkrankheit, hab ich nie etwas gewußt. Kommt alles auf die Erziehung an.

***

Heu, — das ist für den Städter abgemähtes und gedörrtes Gras. Für den Landmann ist es Segen und Reichtum. Die Winters- und Frühjahrszeit sieht für ihn schlimm aus, wenn er zu wenig Heu hat. Er könnte sein Vieh nicht durchhalten. Er müßte wieder, wie in der Franzosenzeit, als man ihm die Kühe fortführte, am Morgen und Abend Kohlsuppe essen. Es hat schon Jahre gegeben, in denen der erste Heuschnitt verunglückt ist, und der zweite; entweder, weil es zu trocken war oder zu naß. Es sind Unglücks- und Schreckensjahre gewesen für die Landleute. Aber am schlimmsten daran waren dann die Kinder in der Stadt, und am besten die Totengräber. Denn die Kinder sind massenhaft gestorben, weil zu wenig Milch in die Städte kam. Später hat man die Büchsenmilch erfunden; sie ist ein guter Ersatz, aber nicht mehr. Ohne Heu keine Milch, — das klingt etwas übertrieben; denn die meiste und beste Milch gibt es, wenn und solange die Kühe grünes Gras und Klee fressen können. Aber das sind nur fünf Monate, und das Jahr hat deren zwölf. Das Milchvieh kann im Winter auch Häckfel und Rüben fressen; auch Malz und Schlempe, Kleie und Trockenschnitzel. Aber die Milch ist auch darnach. Ohne rechtes Heufutter keine rechte Milch, — und ohne rechte Milch keine rechte Volksernährung, mögen die Nahrungsmittel-Chemiker und -Fabrikanten sagen, was sie wollen.

Die Bauern müssen tüchtig schwitzen, wenn es ans Heumachen geht. Es macht ihnen Freude, und sie schwitzen gern. Denn ob sie immer daran denken, oder nicht: schwitzen tun sie auf ihren Wiesen, damit nicht die Stadtleute in ihren Krankenstuben schwitzen müssen vor Angst. Das ist der tiefere Sinn dessen, was sich begibt, wenn die Bauersleute Heu machen.

In der Vorstellungswelt der Stadtleute lebt über das Heu sehr viel Leichtfertiges. Reden oder denken sie über das Heu, dann kommt ihnen ein ödes Lotterlied in den Sinn. Aber mit dem wirklichen Leben haben diese Vorstellungen vom Heu und vom Heuen nichts zu tun. Das Heumachen gehört wohl zur schönsten Arbeit des Jahres, wie alle Erntearbeit; aber es ist eine Arbeit, die in Mühe und zumeist in Hitze zu verrichten ist. Im Flachland allerdings ist es fast ein Vergnügen. Man spannt zwei oder drei Pferde vor die Mähmaschine, und braucht dann nur darauf zu achten, daß die dreieckigen Messer am Schneidebalken gut geschliffen sind, daß die Maschine recht geölt ist, und daß man beim Fahren die Kreuzzügel recht in Händen hält, damit man schnurgerade Bahnen fahren kann, an den Ecken rechtwinkelig geschnitten, wie vom Landmesser abgezirkelt; sonst wird man von jedem Landstreicher, der des Weges dahergezogen kommt, angeödet und vom Briefträger wird man ausgelacht. Käme man am Sonntag abend in den Dorfkrug auf den Tanzboden, — jede Marieli wäre bange, daß so einer sie zum Tanze holte.

Aber was Heuen ist, das weiß man so recht nur im Gebirge, wo die Wiesen mit der Sense gemäht werden müssen. Wer sonst das ganze Jahr nicht aus den Federn kommt vor Tau und Tag, — wenn's an's Mähen geht, dann kann er's. Denn die Sense, auch wenn sie noch so sach- und kunstgerecht gedengelt ist: die Schneide hält nur vor, solange das Gras taufrisch ist, und der Tau verflüchtigt sich sehr rasch, sobald die Morgensonne am Himmel steht. Mähen ohne Tau ist eine rechte Quälerei; die meiste Zeit steht man und wetzt.

Zum Heuen braucht man die Sonne; sie kann nicht kräftig genug sein, — je heißer sie brennt, desto würziger wird das Heu. Aber zum Mähen, das ist eine andere Sache: da kann man die Sonne nicht brauchen. Man muß es tun, ehe die Sonne kommt. Um zwei rasselt der Wecker, um drei heißt es, am Platze stehen, auf der Wiese, in der Reihe. Und dann heißt es für einige Stunden, sich dran halten. Ob man zu fünfen ist oder zu zehn, — immer der beste steht vorn und mäht vor, die schwächeren werden in die Mitte genommen, und der zweitbeste mäht als letzter. Der vorne gibt das Tempo an, und der hinten sorgt dafür, daß es innegehalten wird. Wer nachhängt oder nachläßt, dem kommt er beherzlich nahe auf die Hacken und mäht ihm so knapp an der Fersen vorbei, daß weiter keine Ermunterung nötig ist. Mähen ist eine schöne und herrliche Arbeit; aber erstens muß man derbe Kraft besitzen, zähe Muskeln, feste Lenden, und zweitens ist das Mähen gerade keine Kunst, aber man muß es können. Mancher, der sich auf der Schulbank dämlich angestellt hat, lernt es spielend; mancher bringt es im Leben zu allerhand, aber nicht so weit, daß er eine Bergwiese mähen kann, wie vom Balbierer geschoren. Einen kenne ich, der ist deswegen nicht Ortsschulze geworden; als die Gemeinderäte am Morgen der Wahl an seiner Wiese vorbeigingen, murrte einer: „Sieht aus, wie gerupft." Und nachher in der Sitzung sagte er: „Mannsleut', von mir aus kann einer sein, was er will: kann er nicht besser mähen, wie so, dann taugt er nichts für uns." Fiel keinem ein zu sagen, man habe einen Ortsvorsteher zu wählen, und keinen Vormann für eine Mäherkolonne. Gewählt wurde ein Jungbauer, der nur zwei magere Kühe im Stall stehen hatte; aber mähen konnte er, wie rasiert. Die Gemeinde ist mit ihm gut gefahren; bis auf den heutigen Tag. Er hat alles so fest und kräftig in die Hand genommen, wie die Sense, und hat auf der Gemeindestube so sauber gewirkt, wie auf der Waldwiese.

Recht mähen, das lernt sich nicht so einfach, wie mit zwei ungleichen Säulen auf einem abschüssigen Brachacker eine gerade Furche ziehen. Willst du wissen, ob einer ein rechter Mäher ist, dann schau ihm zu allernächst auf die Schneide. Mit der Sense im Gras herumbauen, das kann schließlich jeder. Aber eine Sense recht dengeln, also mit dem Hammer dünnklopfen und schärfen, so daß die Schneide durchhält, auch wenn sie durch einen Ameisen- oder Maulwurfshaufen fährt, — wer meint, das sei leicht, der versuche es einmal: den blanken Hammer her, auf den Dengelstock gesessen und draufgeklopft. Wer's zum ersten mal unternimmt und auch zum fünften oder zehnten mal, der hat entweder die Schneide so unebenmäßig geklopft, daß man jeden Hammerschlag sehen kann und es sind siebenzig Buckel auf der glatten Seite, — oder die Schneide ist nach vorneweg zu dünn geschlagen: fährt man mit dem Daumennagel darüber, dann legt sie sich um, und ein Faden blättert los. Für eine solche Schneide brauchts dann nur noch eines: mit dem Wetzstein darüber fahren, ohne

bogiges Handgelenk, dann kannst du nachher geradesogut mit einem Hackmesser mähen gehen. Es tut dir dieselben Dienste. Zum Dengeln gehört eine ruhige Hand und ein scharfes Auge, wie zum Zielen.

Ist die Sense noch so kunstgerecht gedengelt (in manchen Waldbörfern gibt es alte Männer, einschichtige Armenhäusler, aber der Doktor zieht vor ihnen den Hut und der Pastor, zumal aber der Herr Forstrat, — warum: weil sie dengeln können, wie sonst keiner), ist die Sense noch so kunstgerecht geschärft, dann handelt es sich darum, sie „anzuschlagen". Das heißt: sie am Murf zu befestigen, am hölzernen Stil. Und auch das ist wiederum eine Kunst für sich. Ausgeübt wird sie unter gewissen Zeremonien. Der Murf wird hochkant gestellt, innen beim rechten Fuß; dann muß die Oberkante der angeschlagenen Sense hart mit dem Unterkinn abschneiden. Und der Winkel, in den die Sense zum Murf steht, muß so sein, daß die Sensenspitze, hält man den Murf weit genug seitwärts, wiederum mit dem Unterkinn abschneidet. Das hört sich sehr kompliziert an, ist aber in Wirklichkeit einfach. Jeder Bauernbub begreift es im Nu; aber der Akademiker, zu deutsch: Stubengelehrte, kann oft lange Zeit brauchen, bis er's heraus hat.

Erst dann, wenn man diese Vorbedingungen des Mähens weit genug beherrscht, ist man würdig, daß man nachts halb zwei vom Bauern mit einem Tritt des Holzpantoffels gegen die Schlafstubentür geweckt wird und wird eingereiht in die Garde derer, die nächtlicherweile die Sense aber die Schulter schlagen und die übernächtig und unwirsch immer das Maul sehr weit aufsperren müssen, um den Nachtschlaf aus dem Leibe herauszulassen. Eine Tasse gewärmten Kaffee, von der Obermagd ans glasende Feuer gestellt, ein scharfer Schnaps aus dem Glase mit dem Blaurand, den Kopf in den Nacken. Und dann los. Dreiviertel Stunden steigen, während irgendwo im Osten fahl ein lichter Schein am Himmel dämmert und drunten im Tal die Nebel brauen. Dann auf der Waldwiese, der Reihe nach angestellt: der Beste voraus, die Mittleren hinter ihm, die Schwächeren weiter zurück, der Zweitbeste zum Schluß. Den Pflegebub abgenommen, „In Gotts Namen, Mannsleut'!", ein Kreuzzeichen, und dann: zisch — — zisch — — zisch, geht es los. Im Tempo. Im Takt. Im Rhythmus. Dann heißt es drahhalten: hergeben, was in den Knochen steckt. Aufrichten und nachsehen, wie weit es noch ist, bis die Bahn zu Ende ist, das gibt es nicht. Dafür sorgen die dahinter. Erst, wenn mit dem letzten Hieb, weit ausgeschwungen, das letzte Büschel am Grabenrand vor den Weiden abgeflogen ist, — erst dann kannst du dich aufrichten. Heißt das: falls du es kannst, und dir nicht die Hüften schmerzen, wie einem alten Turnhäusler, der auf der Bank vor dem Gemeindespital in der Sonne herumkraucht. Bist du, windiger Stehkragenträger, unter diesen Bauern halbwegs so klug, wie in der Stadt, dann läßt du dir jetzt, gerade jetzt, nichts merken, wie dich die Lenden schmerzen, und du möchtest pfeifen wie ein Wiesel oder eine asthmakranke alte Jungfer. Sondern richtest dich auf, stattlich, 1.76, Gardemaß, nimmst gleichmütig eine Aispe zwischen die Zähne und schaust versonnen dort hinüber, wo über dem Berg die lichte Stelle immer lichter wird. Zum zweifen mal wird angestellt und losgehauen. Zum dritten und sechsten mal. Mag dir in Leib und Gebein und Kopf so schwummelig werden, wie immer: nichts merken lassen! Die in der Corporation, mit ihrem Dünkel, morgens sechs Uhr, im Saale der Dorfbrauerei, auf dem Krebsbetrieb, die immer sagen müssen, ob sie „etwas gemerkt" hätten, — irgendwo stehen die daneben. Und, verdammt, das hier auf der Wiese, mein Studentleln, das ist ein ander Pauken. Dort drüben hast du alles zusammengerafft, um festzustehen, damit keiner sagen konnte, er hätte etwas gemerkt. Aber hier, bei Bauernsöhnen und Bauernknechten festzustehen, damit keiner etwas merkt, das ist, wie der oft Amtshauptmann Wewer in Reuters „Franzosentid" seggt, „denn doch eine ganz andere Sak".

Kommt so gegen sieben, sehnsüchtig erwartet, die tumbe und schlanke Obermagd mit vier und fünf Wichtern, die Körbe am Arm, auf die Waldwiese herauf, — was ist das eine Erlösung, wenn man, mit einem letzten Schwunghieb, die Sense wegwerfen darf und darf sich — Teufel, was die Knochen knacken! — unter einem Haselstrauch ins Gras werfen. Den Kornkaffee schlürft man, einen Becher nach dem anderen, durch den ausgedörrten Schlund, wie niemals auf der Stiftungskneipe einen „offiziellen", und wenn er noch so heilprächtig und ehrend war . . .

***

Im südlichen Schwarzwald, wo der feurige Markgräfler gedeiht, die Edelkastanie und die Aprikose, findet sich im Garten der Hausmutter in der Regel auch ein seltsamer Gewürzstrauch. Er trägt eine braunrote Blüte, die sich sammetartig anfühlt. Die Botaniker nennen sie „calycanthus florida". Lebend, am Strauch, riecht sie fast nicht. Aber abgebrochen, abgewelkt, verströmt sie einen köstlich süßen Würzduft, an dem man sich fast berauschen kann. Je dürrer sie wird, je würziger wird ihr Duft. Schwarzwaldmädle riechen ihn gern. Trägt man ein paar dürre Calycanthus am Rock, dann geschieht es, daß wohl mal eine den Wunsch äußert, daran riechen zu dürfen. Solche Wünsche sind schwer abzuschlagen.

Die Calycanthus, hab' ich mir sagen lassen, wächst sonst nur in Ostasien und im subtropischen Amerika.

Aber ähnlich wie mit diesem Würzstrauch ist es mit unserem grünen Gras: in frischem Zustande riecht es kaum, — welch bekömmlicher Wohlgeruch darin steckt, das wird erst offenbar, wenn es abgeschnitten, abgewelkt und dürr ist. Das Gras duftet nicht, aber das Heu. Warum wohl? Die Gelehrten haben ausführliche Erklärungen darüber; sie sagen etwas von ätherischen Oelen, die in den Gräsern stecken, und die sich verflüchtigen, wenn das Gras geschnitten ist. Den Ungelehrten ist es gleich; es genügt ihnen zu wissen, daß es ein Wohlgeruch ist, der dem Heu entströmt, und eine Freude, sich von Heu umgeben zu wissen. Die Kuh weiß das auch. Ihr zuzusehen, wie sie ein Heubündel, wenn sie gutes Heu vorgeschüttet bekommt, das tut dem Herzen gut und den kranken Magennerven. Am grünen Klee und frischen Gras können Kühe und zumal Pferde sich leicht überfressen; dann bekommen sie die gefährliche Kolik, — im Gedärme bilden sich Gase und treiben den Leib auf, daß er zerspringen will; wenn warme Umschläge und Umherführen im langsamen Schritt nichts mehr nützen, und die arme Kreatur stöhnt vor Schmerzen, dann muß der Tierarzt her, zum gefürchteten Bauchstich. Manchmal hilft es noch etwas. Häufig ist es vergebens. Aber am Heu können sich die Tiere nicht überfressen. Höchstens, daß sie einen Heubauch bekommen, und das geschieht auch nur bei Kühen, und bei Pferden nur bei den niedrigen Schlägen. Vollblüter überfressen sich nicht.

Bei den Menschen ist es ähnlich wie mit dem Gras. Solange sie im vollen Lebenssaft stehen, sorgen sie nur für sich; wenigstens zumeist. Wenn sie abwelken, strömen sie um sich einen Würzgeruch von Güte und Lebensweisheit aus und suchen ihre Mitmenschen zu erfreuen. Nicht alle tun so; aber viele. Nicht alle aus denselben Grundabstichen; aber viele aus guten. Der giftige Schierling und das saure Rietgras riechen nicht gut, auch wenn sie noch so gut gedörrt sind; am besten riecht, nach dem Miesenheu, das Kleeheu und die Luzerne. Die saueren Gräser wachsen auf den nassen Wiesen, die nicht brüniert sind, also keine unterirdischen Wasserabzugskanäle haben. Sie schießen, ihrer üppigen Nahrung wegen, doppelt und dreifach so stark in die Höhe, wie die Gräser auf den Bergwiesen, die einen großen Teil des empfangenen Himmelssegens wieder unterirdisch weitergeben an andere Fluren; aber die tiefgelegenen Wiesen behalten alles Regenwasser für sich und geben nichts ab. Deshalb ist dort der Wiesenboden sumpfig, die Gräser sind sauer und das Vieh mag sie nicht fressen, weil saueres Gras scharfe Schneiden hat. Mit den Menschen, die ihren Himmelssegen für sich allein behalten und nichts davon an andere kommen lassen, ist es ähnlich. Sie enthalten die böse Kiesesäure, die verderblich wirkt. Welken sie ab und werden sie alt, dann verbreiten sie um sich keinen Würzduft, sondern etwa das Gegenteil.

Sauer Heu, — was tut man damit. Das Vieh frißt es nicht, weil es sich damit die Mäuler blutig schnedet. Wirft es der Stallknecht nicht von selber als Streu auf den Boden, dann tun es die Tiere selber. Sauer Heu ist gerade gut genug, um zu den niedrigsten Diensten verwendet zu werden: daß Mist daraus wird.

Die Menschen sollten häufiger darüber nachdenken.

***

Gras ist etwas ungemein Liebliches. Es ist eine der anmutigsten Stellen in der Heiligen Schrift, die da sagt: „Der Herr hieß die Menge, sich setzen. Es war aber viel Gras an dem Orte." In der Wüste wächst kein Gras; wo welches vorkommt, da nennt man das Gefilde nicht mehr Wüste, sondern Oase. Die Wüste ist der Tod; die Oase ist das Leben. Der Wüstenwanderer ist vom gräßlichen Tod durch Verhungern und Verdursten bedroht; kommt er irgendwohin, wo Gras wächst, also Menschen wohnen und Tiere sind, dann ist er gerettet.

Gras gibt es, wie gesagt, zweierlei: saueres und süßes. Lust sumpfig üppigem Boden gedeiht kein süßes; auf gesundem Boden kein saueres. Das beste Gras gibt es auf den kargsten Böden. Auf den abschüssigen Hängen, auf die zu klettern lebensgefährlich ist. Deshalb gibt es im Hochgebirge die Wildheuer. Da sind überall Wiesenplätze, so steil, daß man nicht gerade stehen kann, wenn man mähen will: man muß angeseilt sein. Sonst stürzt man über die Sense in den Abgrund. Aber das Heu von diesen steilen Wiesen ist das köstlichste, das es gibt. Kälber, mit diesem Heu aufgezogen, verdeihen den ganzen Schlag, zumal die Milch und was daraus gemacht wird. Wildheuen, das ist ein Erwerbszweig für Verwegene und Todesmutige; ausgeübt wird er nur von Leuten, die sich anders nicht mehr helfen können.

***

Das Heu darf nicht eingebracht werden, solange es nicht völlig abgedörrt ist. Sonst fängt es an zu gären und sich zu entzünden. Die Feuerversicherungs-Gesellschaften wissen es: nicht jeder Heustadel, der abgebrannt ist, ist durch einen böswilligen oder leichtsinnigen Menschen in Brand gesteckt worden. Gärendes Heu, fest zusammengepreßt, kann so brennend heiß werden, daß es sich entzündet, und plötzlich, mitten in schwüler Nacht, schlägt die helle Flamme heraus. Deshalb haben sie für besondere Gegenden Extra-Paragraphen in die Versicherungsverträge hineingeschrieben.

Im Heu läßt sich's gut schlafen. Aber man muß vorsichtig sein. Man tut gut, wenn man sich das Heu, in dem man schlafen will, gut ansieht. Und daß man sich nicht allzu tief hineinwühlt. Sonst wacht man wenige Stunden später auf und hat ein schlimmes Fieber.

***

Heu gibt es mancherlei. Hierzulande weiß man wohl nichts davon, daß es auch ein Brennheu gibt, und ein Braunheu. Brennheu, — das ist vom Feinen wohl das Allerfeinste. Man gewinnt es, wenn man die zartblätterigen Pflanzen erhalten will, — also nur dort, wo solche Futterpflanzen wachsen: im Allgäu, im Oetztal, südwärts vom Illertal. Um den Passeier. Man bringt das Heu, abgewelkt, aber belleibe nicht feucht durch Regen oder Tau, in die Hütten und stampft sie fest. Die Haufen dürfen nicht über 5 Meter hoch sein. Auf die Wärmeentwicklung muß scharf aufgepaßt werden: 80 Grad dürfen nicht überschritten werden. Sonst muß man mit Haken gerannt kommen und auseinandertreißen. Andernfalls verkohlt das Zeug oder die Flamme schlägt heraus. Sieben Wochen muß es lagern. Dann kann es geltchtet werden, herausgerissen mit einer Widerhaken-Angel. In den Gegenden, wo man die Kunst des Brennheumachens verssteht, trägt man Ebelweiß und Gemsbart am grünen Hut. Aber nicht hinten, sondern seitwärts. Der Hut ist rundum eingekniffen und sieht aus wie bei uns ein Post-Deckel. Aber um abgenommen werden, wenn man grüßen tut, — dazu ist dieser Hut nicht da.

Braunheu machen, das ist schon wieder einfacher als Brennheu. Um Braunheu zu kriegen, wirft man die abgewelkten Schwaden auseinander. Je nachdem zwei oder drei Tage müssen sie durch Selbsterhitzung „fermentieren", also gären wie etwa die Tabakblätter. Nachher müssen sie auseinandergeworfen werden und rasch abtrocknen. Die Milchkühe, besonders wenn sie Kälber haben, besitzen mächtig viel Verständnis dafür, und vergelten die umsichtige Sorgfalt und Liebe nach Leibeskräften.

***

Die ganz modernen Leute von heute wollen nichts mehr davon wissen, daß der Mensch, beim Heumachen, abhängig sein soll von Wind und Wetter, von Sonne und Regen. Sie haben sich ein Verfahren ausgedacht, bei dem ein „garantiertes Höchstmaß von Nutzeffekt" auf alle Fälle erreicht wird. Sie heuen nicht mehr: sie packen das abgemähte Gras in „Silos", also in runde Türme aus Zementbeton, rechnen sich aus, bei welchem Temperaturgrad — etwa um 38 — ein Höchstmaß von Milchsäure-Entwickelung zustande kommt, und füttern nunmehr ihr Vieh mit eingesäuertem Grünfutter, statt mit Heu.

Dann kann während der Heuzeit Regen fallen oder die Sonne scheinen, — sie haben ihren Futterbedarf sicher. Kauf alle Fälle. Sie haben sich unabhängig gemacht. Von der Witterung. Von den Zufällen. Selbst, wie sie meinen, von der göttlichen Vorsehung.

Das Vieh, wahrscheinlich, wird das gegorene Grünfutter aus den Silos zunächst recht gern fressen. Es wird wahrscheinlich davon auch mehr Milch „produzieren" als bei Heufütterung. — Falls es dem göttlichen Willen entspricht, daß in Zukunft neben jedem Bauernhaus ein runder Zementturm stehen soll, in dem das Grünfutter eingesäuert wird, anstelle des Heustadels, — nun, so wird also das unsere Zukunft sein.

Aber wir müssen daran denken, daß man früher einmal Brot gebacken hat nur mit Holz. Später ist man moderner geworden und hat Backöfen gebaut, in denen mit Gas, mit Briketts, mit Koks oder derlei Zeug gebacken wird. Jedoch: dieses Brot, und da kann einer schon sagen, was er will, ist nicht mehr dasselbe wie vilse früher. Es schmeckt nicht mehr so. Warum das so ist, mögen die Gelehrten zurechtklügeln. Dem menschlichen Gaumen, dem Magen und Leib, dem Wohlbefinden und der Gesundheit, genügt es völlig, daß das neue Brot nicht mehr das alte ist.

Möglich, daß wir demnächst zu lernen haben: daß auch die neue Milch nicht mehr die alte ist. Und auch nicht mehr das neue Rindfleisch. Vielleicht müssen wir lernen, daß das Heu für die Menschen nicht so entbehrlich ist, wie die modernen Techniker und Ingenieure sichs vorstellen. — Wir haben, was die modernen Errungenschaften anbetrifft, schon sehr viel zulernen müssen. Es kann sein, daß das auch auf die Silo-Wirtschaft und das Heu zutrifft.

Ich wenigstens, für mein Teil, bleibe beim Heu. Ich bin auch immer beim Bauernbrot geblieben, das mit Holz gebacken wird. — Bisher hat mich keiner von den Modernen überzeugen können. Meinetwalben kann es mit dem Heu ja anders kommen. Aber: kommt es nicht anders, — wundern, das sag ich voraus, werd' ich mich darüber nicht.

Streifzug durch die Woche

Erinnerungen und Gedanken nach dem märkischen Katholikentag

Das ist wie eine Oase in schwerer Zeit, so etwa sagte Nuntius Orsenigo, als er von der erhabenen Kanzel neben dem Hochaltar seine kurze Ansprache im Stadion von Frankfurt an der Oder hielt, selbst ganz ergriffen von der Schönheit des Bildes, das sich vor ihm ausbreitete. Stelle dir die Oderwiesen vor, wie sie voll frischer Frühlingskraft in saftem Grün daliegen, umrahmt von Buchen- und Fichtenwäldern. Durch die Wolken, die sich gewitterartig ballten, schaut für ein Stündlein die Sonne, als wollte sie die Farbenpracht, die einen katholischen Gottesdienst auszeichnet, recht zum Leuchten bringen, das Blau der Prälaten, das Rot der Ministranten, das Weiß der kleinen Engel, das vielfache Bunt der Heiligenbilder, der Standarten und Abzeichen, das Gold der geweihten Geräte, der Leuchter, der Gewänder. Ringsherum saßen die Tausende von Betern und Zuschauern, die den letzten Platz noch füllten, und durch die weiche Luft war ein Chor nach dem andern geklungen, noch fortzitternd in der festlichen Stimmung dieser gewaltigen Gemeinde.

Die Kinderverwechselung in M.-Gladbach

Weit über die Grenze Gladbachs hinaus erregte der Fall dieser Kinderverwechselung Interesse. Wie bekannt, hat das Gericht den Ehepaaren Beuth und Donk dahin recht gegeben, daß ihre Kinder im Jahre 1919 im Wöchnerinnenheim zu M.-Gladbach vertauscht wurden. Unser Bild zeigt links Willy Donk, der angeblich ein Sohn der Eheleute Beuth ist, rechts Josef Beuth, der angeblich ein Sohn der Eheleute Donk ist.

Ich dachte immer bei diesem märkischen Katholikentage, wie schön es wäre, wenn der ganze Süden und der Westen Deutschlands hätten dabei sein können. Wir wissen nämlich zu wenig vom deutschen Osten, von seinen Naturschönheiten, von seinen Kunstdenkmälern, von seinen Menschen. Die ganze Stadt Frankfurt war auf den Beinen und nahm herzlich Anteil an dem Freudentag des Bistums Berlin. Die Häupter der evangelischen Kirche wie die der jüdischen Synagoge hatten Glückwünsche gesandt, die Vertreter des Staates waren bei der großen Versammlung auf der Festwiese anwesend, und das große Publikum bildete in einer schwarzen Mauer links und rechts Spalier, als der schier endlose Zug der katholischen Vereine mit 460 Fahnen und Wimpeln, mit Trommeln und Musik am Hotel Prinz von Preußen vorüberzog. Der Prinz von Preußen aber hatte auf der einen Seite seiner Front die preußische und auf der anderen die päpstliche Flagge gesetzt, die sich in schönster Eintracht vom gleichen Winde bewegen ließen.

Ein Katholikentag in der Diaspora hat seine eigene Schönheit. Es sind da Menschen von weither gekommen. Sie wohnen vertreut in Gegenden, die nur selten den Besuch eines Kirche gestatten. Sie müssen Verzicht leisten auf Hochämter und andere kirchliche Feiern. Einen Prälaten oder gar einen Bischof sehen sie sonst nie im Leben. So strömen sie denn zu einem solchen Tage, der alles das bietet, was sie sonst so schmerzlich vermissen. Sie bringen dafür die größten Opfer. Manche sind viele, viele Kilometer zu Fuß gewallfahrtet. Andere haben sich Wochen und Monate lang die Pfennige gespart, die für eine Bahnfahrt vonnöten sind. Aus Weilern und Bürfen sind Lastwagen gekommen, wie sie heute als Zubringer bei großen Versammlungen üblich sind. Die Menschen des Ostens sind natürlicher und frischer als die des Westens. Sie sind der Erde näher und nicht so in Gefahr, vor all dem dummen Denken den Verstand zu verlieren. Sie können sich anders und kindlicher freuen als wir, die wir so gern alles Schöne im Leben zergrübeln.

Uebrigens war da ein deutlicher Unterschied zwischen den eigentlichen Berlinern und der Provinz. Wo die Berliner kamen, da spürte man sofort das Tempo der Großstadt. Man merkte diesen Kolonnen an, daß es in Berlin eine katholische Aktion gibt. Aktion heißt Bewegung, frisches Marschtempo, heißt Schneid und Pünktlichkeit. Die Berliner hatten es sich nicht versagt, in hellen Scharen dabei zu sein. Man sagte, es sei an jenem Tage in ganz Berlin kein einziges Lastauto mehr zu haben gewesen. Außerdem gab es Extrazüge und Autos auch sonst noch. Dabei herrschte das schönste Einverständnis zwischen den Großstädtern und der guten Landbevölkerung, die sich freute, daß Berlin so dabei war. Im Katholizismus gleichen sich eben die Gegensätze aus, weil die Einheit der Religion alles umspannt und weil die gemeinsame Begeisterung jung und alt, Stadt und Land zusammenhält.

Durch die Reden klang immer wieder durch das soziale Programm, wie es in den großen Enzykliken des Heiligen Vaters niedergelegt ist. In der Tat ein erhabenes Schauspiel. Im Reiche wechselt eine Regierung die andere ab. Heutet streitet man um die Reichsfarben, morgen um neue Uniformen. Hier Wort und dort Tatsache. Der eine Kanzler redet eher zu wenig, der andere zu viel. Bewegung hin und her, Geländebiegungen, Kundgebungen, alles um des Kaisers Bart, wie man so sagt. Hier aber leuchtet eine Idee auf. Hier begeistert man sich für die ewigen Ziele der Menschheit. Hier weiß man, daß wir vor allem eine neue und bessere Gesellschaftsordnung brauchen. Vor allem wollen die Menschen doch leben, ihr einfaches Familiendasein führen, ihre Sicherheit und ihre Rechte im Staate haben, wissen, daß es eine große, alle umfassende deutsche Volksgemeinschaft gibt. Daran baut heute der deutsche Katholizismus. Dafür setzt sich seine Jugend ein.

Das gilt nun nicht nur für Frankfurt, es kann beobachtet werden im ganzen Reich. Die Jugend ist dabei, sie ist so dabei, daß man ordentlich bedauert, nicht mehr so jung zu sein wie sie. Vor dem Vertreter des Bischofs, dem leider der Arzt den Besuch des Katholikentages verboten hatte, zogen die Jungmannschaften vorbei. Her, wie sie die Schlägel führten, wie sie die Wimpel neigten, wie sie Hoch riefen, wie sie winkten, wie sie lebendig waren in überschwänglicher Lebensfreude. Die Jugend hat die guten Tage nicht so gesehen, wie wir. Sie ist mit mehr Not und Leid groß geworden und jammert darum auch weniger. Sie macht sich keine Illusionen vorwegen einer sofaroten Zukunft. Sie weiß, daß sie kämpfen, daß sie erobern, daß sie marschieren muß. Sie übt instinktiv die Richtigkeit des großen sozialen Programms von Quadragesimo anno. Sie hat es zu einer Fahne gemacht, um die sich alles sammeln kann. Auch die weibliche Jugend war dabei, marschierte ebenfalls im Zuge. Sie weiß, daß die Standarte Unserer Lieben Frau auch die Würde und Freiheit der Frau garantiert. Sie kennt noch die reinen Freuden der Kinder Gottes und der Schützlinge Mariens.

Warum ich so ausführlich von dem allen erzähle? Damit man wisse, daß es noch ein Deutschland gibt, das unentwegt in stürmischer Zeit den ewigen Idealen dient. Das im Vertrauen auf Gott seine Feste feiert. Daß keine Angst hat vor den Mächten der Entzweiung. Diese Kraft sammelt sich heute. Sie ahnt, daß in ihrem Lager die Ruhe, die Ordnung und die Sicherheit der Nation ist. Sie sperrt sich nicht ab. Sie wirft in die Weite. Soll nur jeder mitgehen, der guten Willens ist. Wir haben noch Ueberzeugungen und achten darum fremde Meinungen. Es war ein Tag wunderbarer Einheit.

Entzückend waren die Darbietungen der Kinder. Einmal stand ein Knirps, der ein Gedichtchen aufsagte, neben einem Mikrophon. Ernst, als spräche er an der Deutschen Welle. So gab es noch viele heitere Bilder. In das Ganze aber schaute aus der Tiefe der Jahrhunderte die Marienkirche, ein Wahrzeichen der Stadt. Wir waren einmal eins im Glauben. Sind wir es nicht mehr im Glauben, so werden wir es in der Liebe sein. Bis eine Stunde für Deutschland schlägt, die Vorsehung weiß, wann. Faßt man es richtig auf, so kann gerade diese schmerzende Wunde uns einig machen; sie lehrt Verstehen und Liebe.

Der Mann im Monde.

Die Studentenschaft protestiert gegen Versailles

Vor dem alten Museum im Lustgarten fand eine eindrucksvolle Kundgebung der Deutschen Studentenschaft in Gemeinschaft mit den Grenzbünden gegen den Versailler Schandvertrag statt

Zur Revolution in Siam

Eine Straßenansicht in Bangkok, in der Altes und Neuzeitliches gepaart ist. Links oben der König von Siam.

Sonnenwendfeier des kathol. Studentenbundes auf dem Bisamberg bei Wien.

Pater Innerkofler (zweiter von rechts) hält die Feuerrede, in der er des Schicksals Südtirols gedachte.

Flämische Demonstrationen in Antwerpen

Die Flamen kämpfen in Belgien seit Jahrzehnten einen schwren Kampf um die Wahrung ihres dem Niederdeutschen verwandten Volkstums gegenüber dem französisch-wallonischen Belgien, das die politische Macht in Händen hat. Unser Bild zeigt, wie Polizei mit blanker Waffe gegen anscheinend recht friedliche Demonstranten vorgeht, um sie auseinander zu treiben. Ueberall das gleiche Bild. Aehnlich wie in Belgien die Wallonen kein Verständnis für das Volkstum der Flamen haben, fehlt im Deutschen Reich Ostelbien das Verständnis für deutsche Art und deutsches Wesen im katholischen Rheinland und Süddeutschland. Es gehört eben viel echte Liebe zum ganzen Volke, so wie Gott es in der Geschichte Wirklichkeit werden ließ, nicht wie man es sich ausgedacht hat, dazu, um ein lebendiges Volksganzes in der Verschiedenheit seiner Stämme und Landschaften zu begreifen und zu führen.

Wochenrundschau

Donnerstag, 23. Juni. Mac Donald und Herriot unterbrechen ihre Lausanner Beratungen, um mit Deutschland mit Frankreich verhandeln zu lassen. — Ernährungsminister von Braun kündigt Fleischnöte an. — Große Kulturdebatte im Preußischen Landtag. — Reichswehr senkt den Diskont.

Freitag, 24. Juni. Reichskanzler von Papen besucht sich in Lausanne mit Herriot und trifft nach Berlin. — Der Preußische Landtag nimmt das nationalsozialistische Amnestiegesetz an und setzt die Kulturdebatte fort. Abg. Lauscher (Zentrum) setzt sich mit den Rechtsradikalen auseinander.

Samstag, 25. Juni. Im Matin erscheint die Meldung, der deutsche Reichskanzler habe Frankreich das Recht auf Geld-Entschädigung zugesprochen. — Der bayrische Landtag stimmt der Regierung zu, die eine Aufhebung des bayrischen Uniformverbotes ablehnt. — Nationalsozialisten fordern im Landtag Aufhebung des Konkordates.

Sonntag, 26. Juni. Die deutsche Presse greift von Papen energisch wegen seiner Lausanner Unterredung an. Der Reichskanzler dementiert einen Teil seiner Aeußerungen. — Hugenberg besichtigt Zusammenarbeit zwischen Zentrum und NSDAP. — Deutsche Frauen siegen im Leichtathletikkampf gegen Frankreich.

Montag, 27. Juni. von Papen vertritt und bestätigt in neuer Besprechung mit Herriot den deutschen Standpunkt vollständiger Schuldentstreichung. — Eine italienische Denkschrift verlangt Annullierung der Tribute und Kriegsschulden. — Dr. Dietrich begründet den Ankauf von Gelsenberg-Aktien.

Dienstag, 28. Juni. Der Reichsrat verabschiedet den Reichsetat, der durch Notverordnung in Kraft treten soll. — Urteil im Estorfprozeß. Die Brüder Estorf erhalten je vier Jahre Zuchthaus, die übrigen Angeklagten mildere Strafen. — von Gaul legt Hindenburg die neuen Verordnungen vor.

Mittwoch, 29. Juni. Die neue Uniformverordnung lockert den Ordnungsschutz. Das Tragen parteipolitischer Uniformen wird grundsätzlich erlaubt, das Versammlungsverbot aufgehoben. — Berichte aus Lausanne zeigen ein günstigeres Verhandlungsbild. Die „RM" und der „Vorwärts" sollen auf Wunsch des Reiches verboten werden.

Durchs deutsche Land

Das Wunder: Deutsche Nordsee

Meer auf, Meer ab kann man fahren, durch alle Straßen und Ozeane pilgern, kommt hinter dem Kanal Langfam Borkum, kommt von Norden einfallend entweder Sylt oder Helgoland zuerst in Sicht, was Deutsche Nordsee nicht nur bei uns, sondern auch bei allen Anliegern des Nassen Dreiecks noch heute so heißt, dann merkt man erst an Salz und Gischt, an Dünung und Wasserfarbe, an den Seezeichen und Leuchtturmbliken, an den Namen auf der Seekarte und den Fronten der Seebäder an der Kimm, was diese Deutsche Nordsee wirklich ist: Unsere Nordsee.

Notzeiten sind es, in denen wir leben. Einschränkung fordern sie von uns auf allen Gebieten. Zögernd, langsam, unwillig kommen wir den Forderungen, die der Staat an uns stellt, nach. Eins aber kann, wird keine Notzeit beseitigen, einschränken können, die Fahrt an die Nordsee, in diesen Jungbrunnen für alle, in dieses Kinder-Paradies, in die natürliche Fabrik der herrlichsten Salzluft, die es in Deutschland frei zu atmen gibt.

Gewiß, es liegen auf der Strecke dieser schweren Jahre Hunderttausende. Nur mit großer Mühe gelingt es den Organisationen, den Verbänden, dem Staat (als letzte Ausdrucksform der Allgemeinheit), die wirtschaftlich Schwachen auf den Weg in die Sommerfrische zu bringen. Aber noch können Hunderttausende die Fahrt aus eigener wirtschaftlicher Kraft antreten. Es wird ihnen, wenn sie die Nordsee als Ziel wählen, leicht gemacht. Mit Geschick und Verstand hat man in den Bädern an und in der Nordsee die festen Kosten gesenkt. Kurtaxe und Bäderpreise erfuhren Kürzungen, die den klaren Willen bekunden, keinen Gast zu verlieren, weil er sich an den Preisen der Verwaltungen stoßen könnte. Und den verständigen Badeverwaltungen folgten die Hoteliers und die Wirte. Sicher, das ist nicht immer leicht gewesen, glatt abgegangen, man muß auch bei dem Senken der Preise an die Grundlage jedes Preises denken, an die Kalkulation. Aber es ist gegangen. Noch nie war die Nordsee als Ganzes so billig, wie in diesem Jahre, noch nie war das Reisen dorthin, einerlei ob über Land oder auf See, so billig wie heute.

„Wer heute wirklich von seinem Gelde, erspart oder geliehen, etwas haben will, der reise. Erinnerungen an schöne Reisen sind das Schönste, was die freudlose Zeit uns ließ.

Von B bis W zählt das Nordseealphabet der Bäder, die sich im Verband Deutscher Nordseebäder die zusammenfassende Organisation gaben. Mit Baltrum beginnen sie, einer der ostfriesischen Inseln. Das ist ein Bad, das sich nach jahrelangem gesundem Schlaf jetzt mächtig regt, um, billig und bescheiden, doch den Anschluß an die aufstrebenden Gefährten nicht zu verlieren.

Die größere Schwester Borkum ist die Insel, die am weitesten nach Westen vorgeschoben ist. Borkums Besucherzahl von 20 000 in vergangenen Jahre zeigt an, daß es zu den großen Bädern an der Nordseeküste gehört.

Büsum, an der Westküste von Schleswig-Holstein ist eines der Wattenbäder, die auch gern grüne Seebäder genannt werden. Jahrelang schon war es der heimliche Zufluchtsort von Kennern, bis es beinahe gegen seinen Willen bekannt und in weiteren Kreisen beliebt wurde. Heute ist Büsum schon beinahe modern.

SSSS funkt Cuxhaven, der Wächter an der Elbe, hinaus ins Land: Sonne, Salz, Sand und See, das bietet dieses Bad, das mit seinem Schiffsverkehr mit zu den lebendigsten, abwechslungsreichsten der Nordsee gehört. Sein Nachbar Duhnen betont mehr das Ländliche seiner Lage, gegenüber Cuxhavens Stadtschaft. An sich sind beide hamburgisch, gehen fast ineinander über, haben aber, das sei festgehalten, getrennte Verwaltung und getrennte Tradition. Duhnen gegenüber die seltsamen Inseln Neuwerk und Scharhörn.

Das Alphabet führt nach Helgoland. Seine einzigartige Lage mitten in der Nordsee, hinter der Kimm für jeden, der auf dem Festland steht, seine bizarre Kleinheit, seine Stellung außerhalb des deutschen Zollgebietes, die lebendige Badebühne, seine Geschichte, seine Bewohner sichern ihm eine Bekanntschaft bis hinauf in die letzten Dörfer Oberbayerns. Seit Helgoland deutsch wurde, vor jetzt 42 Jahren, haben es über 5 Millionen Deutsche besucht. Das sagt mehr, als ganze Lexikonseiten, Helgoland ist ein Begriff geworden.

Zu den Inseln Ostfrieslands gehört weiter Juist. Aus der Besucherzahl erkennt man unschwer, daß Juist unaufhaltsam in die vordere Reihe der Nordseekollegen strebt. Dabei ist diese Insel mit den wundervollen Dünen eigentlich noch ganz unberührt, einfach, schlicht und jedem Trubel abhold.

Das Alphabet führt nach Sylt. Dort liegt Kampen, ein weit auseinander gezogenes, malerisches Dorf, ganz hoch über dem Meer, das dort ans Rote Kliff brandet. Kampen ist etwas für Naturschwärmer, Feinschmecker unter den Freunden des Badens in der See. Kampen als Sommeraufenthalt nennen zu können, verleiht ein wenig den Bedeutsamen.

Zurück nach Ostfriesland, nach Langeoog. Ein Nachbar der Königin Norderney. Diese siehe später. Langeoog, ein Freund der Seevögel, landwirtschaftlich noch richtig ausgenützt, ist typisches Nordseebad mit seiner Ruhe, mit seiner müden Behaglichkeit. Langeoog wählen, bedeutet Frieden finden.

Kinderlachen ist das Kriterium von Norddorf auf Amrum, dem schönen alten Friesendorf, das sich von den Dünen schützen läßt.

Kinderchen bietet auch Norderney, aber hier überwiegen doch die Erwachsenen. Norderney, Besitzer des einzigen Seewasser-Wellenschwimmbades in Europa, außerdem auch echtes Heilbad ist in ewig unentschiedener Konkurrenz mit der Schwester Westerland groß geworden. Seine geschätzte Ueberlieferung aus althannoverscher Zeit schuf einen feinen Stil, dem sich gern jeder anpaßt, der diesen vornehmen, aber durchaus nicht luxuriös gebliebenen Badeort aufsucht. Da es 30 000 im Sprunge konnten, so muß es auch billig sein, denn so viel Reiche gibts leider nicht mehr.

Auch das nächste Nordseebad, St. Peter-Ording, hat ein Unikum, jene mehr als 1000 Meter lange Brücke, die zur Bade-Sandbank vor der Küste führt, und willig jeden Tag von Tausenden begangen wird. Das Doppeldorf ist langgestreckt und erfreut sich eines besonders schönen Hinterlandes, denn es ist ausnahmsweise mal keine Insel.

Mit zu den zwanglosesten Inselbädern Ostfrieslands gehört das kleine, billige Spiekeroog, das rege Beteiligung der Badegäste an den Fischfangfahrten eintauschte gegen eine Kurmusik, die dort ganz fehl am Platze wäre.

Wangerooge, Oldenburgs Nordseeinsel, leitet über zu den sechs We-Bädern im Nordseebäder-Verband. Wangerooge, der erklärte Liebling der Bremer und man sage es ehrlich, der Kinderwelt von Hannover, ist einer der ruhigsten Familienbäder, die die Nordsee bereit hält. Es ist angenehm klein, man kommt sich räumlich sehr nahe. Das macht nichts, Wangerooge ist ein guter Erzieher zur gegenseitigen Duldung. Auch und gerade heute.

Wenningstedt, zwischen Kampen und Westerland, auf der langfingrigen Insel Sylt, ist nicht teuer, aber es wird mit Vorliebe von ausgewählten Kreisen der norddeutschen Großstädte besucht, die gern ein wenig im Sommer abseits am Strande liegen. Seine Häuser atmen wohlhabenden Frieden.

Ist Norderney der Konkurrent von Westerland, so ist es Westerland nicht minder von Norderney. Es ist schwer, die nur einmal vorhandene Nordseekrone einem Bade „zu geben. Am besten vertagt man die Krönung von Jahr zu Jahr. Westerland ist von allen Inselbädern in der Gesamthaltung am meisten Stadt. Unübertroffen ist die Möglichkeit, hier auf seine Kosten beim Baden, bei der Unterhaltung, der Zerstreuung und der Erholung zu kommen. Westerlands Name ist einer der seltener werdenden deutschen Bädernamen, die man auch im Ausland kennt.

W Nummer 4 ist Wilhelmshaven, die schöne, die grüne, die Marinestadt. Was hier eigentlich sonstigen aus dem Nichts oder zumindest doch aus dem Schlick, die Stadtverwaltung in nie ermüdendem Eifer machte, i't bewundernswert. Heute ist der Schlick sogar der Pate der Stadt bei ihrem Ritterschlag zum Heilbad. Mehr kann man von einem Schlick, der früher nur zur Namensbildung herangezogen wurde, nicht verlangen.

Zwei nordfriesische Inselbäder machen den Beschluß der stolzen Reihe: Wittdün auf Amrum, ein schmuckes Bad, das die Kinder lieben und

Wyk auf Föhr, ein Bad, in dem man die Kinder liebt, weil sie hier unter ganz besonders sorgfältigen Bemühungen der sorgenden Aerzte fast das ganze Jahr über der Gesundung ausgesetzt werden. Wyk auf Föhr und Wittdün haben den Strand nach Süden, etwas ganz besonders Leckeres, was die meisten Badegäste nicht wissen. Obwohl Föhr Insel ist, erinnert es mit Tier- und Pflanzenwelt stark an die ferne Festlandküste.

Im Jahre 1931 zog es rund eine Viertel Million echter Kurgäste an die Nordsee, ungerechnet all die Passanten, die Eintagsfliegen, die Leute, die nur mal sehen wollten, wie es aussieht. Eine Viertel Million, verteilt auf 19 Bäder, im Durchschnitt also fast 20 000 auf ein Bad, da muß doch schon was dahinter sein, bei diesen Bädern.

Ohne die großen Reedereien Hapag und Lloyd, ohne die kleineren Schiffsbetriebe, wie Jode-Seebäderdienst, Nordenfrisia, die bahneigenen Betriebe in Oldenburg, die A. G. Ems, wären die Nordseebäder nichts. Wohl bringt die Reichsbahn den salzluft- und salzwasserhungrigen Gast bis ans Meer. Aber dann muß er mit dem Dampfer weiter. Wohl ihm, daß Nordseereise eine Seereise ist. Sonst wäre es nur halb so schön.

In steigendem Maße hat sich der Bedarfsluftverkehr an der Nordsee eingespielt, den Lufthansa und verbündete Gesellschaften betreiben. Es gibt auch Saison-Dauerstrecken, so die nach Westerland und Wyk, von Flensburg (Kiel) aus. Mit den unerhört billigen Tarifen sollte die Fliegerei in diesem Sommer noch mehr Passagiere befördern als bisher.

Mit Klugheit und mit Verstand, mit Ueberlegung und mit Liebe hat man in allen Nordseebädern dieses Jahr die Preise gesetzt, die Saison und die Speisezisse gerichtet. Nun sollen „sie" nur kommen. Es wird wieder so schön wie es war und noch viel schöner dazu. Nur reisen, nur in Deutschland reisen und wenn es irgend möglich ist, nach der deutschen Nordseeküste reisen. 19 Bäder stehen in Reih und Glied und grüßen mit Sand, Brandung, Fischgeruch und gesenkten Preisen.

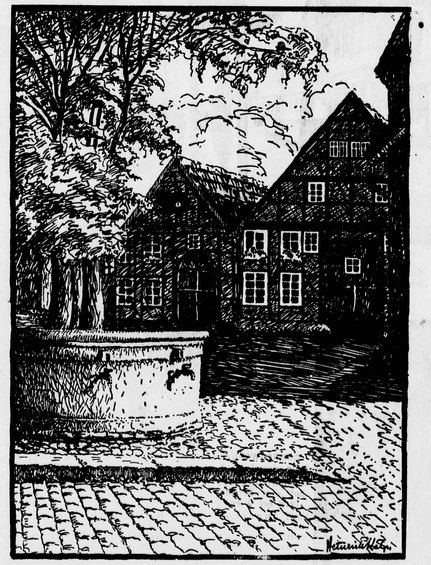
Neue Werbeschriften Hessen-Nassaus

1. In völlig neuem Gewande hat der Verkehrsverband für Hessen und Waldeck seinen neuen Führer „Kassel, Hessen, Waldeck und Weserbergland" herausgegeben, der neben einer Schilderung alles Wissenswerten über das hessische Bergland rd. 100 Bilder aufweist, die einen starken Anreiz zum Besuch dieses waldreichsten und preiswertesten Erholungsgebietes Deutschlands vermitteln. Daß man in diesem reizvollen Bergland äußerst billig leben kann, zeigt die neueingerichtete Abteilung preiswerter Pauschalaufenthalte, die eine Preistabelle enthält, aus welcher man sich zu Hause, ohne weitere Rückfragen halten zu müssen, errechnen kann, wie teuer sich ein Erholungsaufenthalt für Erwachsene, Kinder und Dienstboten stellt. Der Besteller und Abrechnungsverkehr wird dadurch wesentlich erleichtert, daß man diese preiswerten Pauschalaufenthalte, wie alle übrigen Auskünfte, bei seinem heimatlichen MEW-Reisebüro erhalten kann.

2. „Wandert in Hessen und Waldeck". Dieses Faltblatt zeigt in seinem Titelbilde ein Schwälmer Trachtenmädel mit starkem Blickfang. Es enthält ferner eine graphisch geschickt und klar gezeichnete Uebersichtskarte der 17 neugeschaffenen Durchgangswanderstrecken mit einer Gesamtlänge von 3000 Kilometer, die Hessen und Waldeck als Brückenland zwischen dem deutschen Westen, Osten, Norden und Süden durchkreuzen. Die Namen der Wanderstrecken knüpfen an bodenständige Kulturwerte und Ueberlieferungen an. So führt z. B. der „Brüder-Grimm-Weg" und der „Frau-Holle-Pfad" durch das Grimmsche Märchenreich, der „Barbarossa-Weg" über die Bohnesburg, die Lieblingsburg dieses alten deutschen Kaisers, der Schwälmer Weg durch die trachtenreiche Schwalm, während die „Stammesbrücke" niedersächsisches und fränkisches Stammesgebiet verbindet, der „Bonifatius-Weg" die Wirkungsstätten des Bonifatius berührt und der „Herkules-Weg" über das Wahrzeichen der Provinz Hessen-Nassau, den Kasseler Herkules, führt. Die 17 Wegezeichen, die den Wanderer durch das hessische Bergland sicher führen, sind Entwürfe hessischer Künstler und wie ein Filmband um die Wegekarte gelegt. Die starke bildhafte Wirkung des dreiteiligen Doppelfolders und die übersichtlich geordneten Wandervorschläge werden zweifellos einen Anreiz nicht nur auf die deutsche Wanderjugend, sondern auch auf den Wanderverkehr der Erwachsenen zum Besuch des Hessenlandes ausüben.

3. Kassel-Wilhelmshöhe, die schöne Kunst- und Parkstadt. Unter diesem neuen Leitgedanken hat das Stadtverkehrsamt in Kassel eine neue Werbeschrift herausgebracht. Die Schrift ist mit einer Anzahl von Bildern geschmückt, die in drucktechnischer Vollkommenheit die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen. Ein Plan zeigt die Lage des Stadtbildes, die Parkanlagen und die Hauptdurchgangsstraßen der Stadt. Der Plan ist frei von allem kleinlichen Beiwerk. Auf die Hauptsehenswürdigkeiten ist in der Skizze besonders hingewiesen. Aus dem Text verdient eine Zeitfestsetzung für einen Rundgang bei kurzem Aufenthalt hervorgehoben zu werden. Außerdem sind die wichtigsten Verkehrsverbindungen aufgezählt sowie die Hotels und Gasthöfe in Kassel und in Wilhelmshöhe mit ihren Preisen aufgeführt. Eine Tafel der Besichtigungszeiten der Kasseler Sammlungen und Sehenswürdigkeiten vervollkommnet den Text.

Vorgenannte drei Schriften können gegen Einsendung von 15 Pfg. für Porto durch den Verkehrsverband für Hessen und Waldeck, Kassel, Rathaus, bezogen werden.



Auf dem Marktplatz in Horn (Lippe)

Ein germanisches „Rom" am Teutoburger Walde?

Von Hermann Franke-Paderborn

II.

Das Admiralsschiff auf dem Strotebach

Weil die Ueberlieferung von den „Heiligen Hainen bei Kohlstädt" spricht, statten wir auch diesem so schön gelegenen Orte noch einen Besuch ab. Als ein großes Rätsel steht am Eingange des Dorfes die sogenannte Hünenkirche, ein ruinenhaftes Bauwerk mit über ein Meter starken Mauern, dessen Herkunft und Bedeutung bisher noch nicht geklärt sind. Für eine Verwendung als christliche Kultstätte fehlen die urkundlichen Anhaltspunkte und auch die Tradition weiß, abgesehen von der Bezeichnung „Hünenkirche" nichts davon. Teudt weiß sich zu helfen! Mit der Tatsache, daß die Verwendung von holzgebranntem Kalkmörtel in sächsischer Zeit nicht nachweisbar ist und darum der Bau frühestens aus fränkischer Zeit stammen kann, wird er schnell fertig, indem er sie einfach als unerwiesen abtut. Er stempelt ohne einen überzeugenden Grund die Ruine zum Turm der von Tacitus erwähnten germanischen Seherin und weisen Frau Veleda. Tacitus berichtet von ihr u. a., daß Germanen ein erbeutetes römisches Admiralsschiff auf der Lippe heraufgefahren hätten, um es ihr als Geschenk darzubringen, und daß sie selbst in einem Turme wohnte. Diesen Turm in Kohlstädt zu suchen, erscheint reichlich kühn! Das kleine, muntere Strote-Bächlein wird sich schwerlich zum Transport des römischen Admiralsschiffes, das ja doch keine Nußschale gewesen sein wird, geeignet haben!

Neuere Grabungen der letzten Wochen haben verlucht, die meterhoch in den Innenräumen der Ruine lagernden Schuttmassen wegzuräumen. Leider sind sie aus Mangel an Geldmitteln wieder eingestellt. Aber was zu Tage trat ist sehr bedeutend. Im Nordosten des Mauerwerkes wurde der Anfang zu einem Kreuzgewölbe freigelegt, desgleichen eine Concha, die für die zeitliche Zuweisung des Bauwerks in die romanische Zeit, also in das bereits christliche Mittelalter sprechen. Schade für die weise Seherin, der man wieder einmal zu früh ein Heim zugewiesen hatte!

Christlicher oder heidnischer Kult auf den Externsteinen?

Bedauerlich ist auch der Umstand, daß Teudt sich in seiner glühenden Liebe zur germanischen Vorzeit von antichristlichen Tendenzen nicht freihält. Am deutlichsten tritt dies naturgemäß bei einem unzweifelhaft christlichen Monument, wie es die Externsteine bei Horn sind, zu Tage. Hier sind ihm die schwersten Irrtümer unterlaufen.

Die Externsteine deutet Teudt als germanisches Gestirnheiligtum. Die Kapelle (Sacellum) auf dem zweiten Felsen soll nach ihm germanischen Ursprungs sein. Die „Zerstörung", die dem Sacellum Dach und Seitenwand nahm, schreibt er Karl dem Großen zu, dem er überhaupt barbarische Verständnislosigkeit für die hohe geistige Kultur der Sachsen zum Vorwurf macht. (!)

In vorchristlicher Zeit — so malt Teudt mit kräftigen, siegesbewußten Pinselstrichen das Bild, — hatte an Festtagen eine große Menge ehrfürchtig Schweigender am Fuße des „Eggesternsteines" (= Sternstein an der Egge). Die Priesterschaft bestieg den Felsen und trat in das mit magischen Tierkreisbildern und Runen (!) geschmückte Sacellum. Durch das runde Loch in der Apsis fielen am Sommersonnenwendtage „die ersten Strahlen der an diesen Tagen hinter dem gegenüberliegenden Hügelrande emporkommenden großen Gestirne auf die Häupter der in dem Raume stehenden Männer". Der „Ständer", so nennt Teudt den Altar des Sacellums, diente zur Aufnahme eines „Schattenwerfes", der in dem „rätselhaften tubischen Loch" befestigt wurde. Dieser Schattenwerfer fing die heiligen Strahlen des Gestirns auf, während „der höchste priesterliche Mann seine Hand an den Ständer gelegt hat, um die empfangene Kraft durch Berührung den Folgenden weiterzugeben"! Dann stieg einer auf das Dach des Sacellums, „von wo aus er der unten harrenden Menge die für sie bestimmten Offenbarungen mitteilte"! In der unteren Grotte findet Teudt die „irdische (?) Darstellung des Mutterschoßes der Erde, in den die Wintersonne eingegangen ist"!, während das „Grab" in dem großen Felsblock am Fuße der Externsteine für die „germanischen Mysterien" als magische Grableguugsstätte gedient haben soll.

Das alles also vorchristlich! Erst Karl der Große soll alles vernichtet und zerstört haben. Auch das herrliche frühromanische Relief der Kreuzabnahme soll ein heidnisches Vorbild gehabt haben. Der Sessel auf dem Bilde, auf dem der Mann sitzt, der den Leichnam Christi vom Kreuze genommen, ist für Teudt die umgeknickte Irminsul, die ehedem in Gold ausgeführt auf der Zinne des Felsens gestanden haben soll!

Wie weit führt doch diese Teutomanie von der Wahrheit ab! Die Wissenschaft hat diese Deutung der Externsteine fast einstimmig abgelehnt. Mit Recht!

Bei der Auseinandersetzung mit dieser Deutung der Externsteine, die wie ein buntes Phantasiegemälde schimmert, ist von vornherein zu sagen, daß die Möglichkeit einer vorchristlichen, heidnischen Benutzung der Felsen, sei es zu kultzwecken oder mit Sonne und Mond darüber. In Wirklichkeit zeigt das Bildwerk, wie Fr. Langewiesche-Bünde schreibt, einen Bischof auf dem Totenbett und darüber sind zwei Gestühlkugeln eingemauert. Teudt hatte sogar die Krümme des Bischofsstabes für das geringelte Schweineschwänzchen angesehen! Nunmehr von seinem Irrtum überzeugt, hat er zwar seine Behauptungen zurückgenommen, meint aber immer noch: „Vielleicht hatte an oder in der Kirche wirklich eine ähnliche Opferdarstellung existiert"!!

Was wir heute an und auf den Externsteinen sehen, ist ganz entschieden christlicher Herkunft! Wäre das Sacellum ein heidnisches Heiligtum, so hätten die angeblichen fränkischen Zerstörer sicherlich nicht nur die Decke, sondern in erster Linie die Oeffnung der Apsis und den „Ständer" zerstört! Ganz abgesehen davon, daß die Zerstörung offenbar erst erfolgte, als der Fels längst dem christlichen Kult diente. Der „Ständer" ist in Wirklichkeit ein christlicher Altar, wie sie im Frühmittelalter üblich waren, um einen Tragaltar darauf zustellen. Das „rätselhafte Loch" in dem Altarstein diente zur Verankerung des Tragaltares oder als Reliquienbehälter. Der ganze Altar brauchte gar nicht größer sein, wie schon ein wenig Kenntnis der Liturgiegeschichte lehrt. Denn Kreuz, Meßbuch und Leuchter standen damals noch nicht auf dem Altar, sondern wurden von Leviten getragen. Die Oeffnung der Apsis war zur Belichtung des überdeckten Raumes notwendig. Sinnvoll legte man damals die Taufkapelle in der jetzigen unteren Grotte an: Ein Becken für das Taufen durch Untertauchen. Nach der Taufe zogen dann die Neugetauften auf den oberen Felsen, wo in der kleinen Kapelle das heilige Opfer gefeiert wurde. Das Heiligtum an den Externsteinen liegt in einzigartiger Weise Zeugnis für die beiden großen christlichen Mysterien, Taufe und Eucharistie ab, zugleich ihre innere Zusammengehörigkeit in der Lage der Kulträume symbolisierend.

Zwei Figuren von Käthe Kollwitz

Unser Bild zeigt zwei Figuren von Käthe Kollwitz, die auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Essen bei Dixmuiden aufgestellt werden sollen. Die beiden Bildwerke stellen ein trauerndes Elternpaar dar. Ursprünglich sind sie als Grabmal für den Sohn von Käthe Kollwitz, der im Kriege gefallen ist, bestimmt gewesen. Sie sind nunmehr der Grabstein für den gesamten deutschen Soldatenfriedhof.

Das Felsengrab ist frühestens im 12. Jahrhundert, etwa gleichzeitig mit der Kreuzabnahme entstanden. Damals ging durch das ganze Land der Geist der Kreuzzüge. Das Hl. Land mit seinen heiligen Stätten stand im Mittelpunkte des Denkens und Schaffens. Was lag näher, als daß die Paderborner Benediktiner an dem Felsendenkmal der Externsteine einen Gotteskasten, eine Kreuzabnahme, ein „Heiliges Grab" schufen, die dann der Zentralpunkt frommer Wallfahrer wurden, denen es nicht verargnet war, die heiligen Stätten in Wirklichkeit zu schauen! Die „geheime Irminsul" ist nichts anderes als die antike „sella curulis", der Sessel der Vornehmsten, den die Mönche der damaligen höfisch-kaiserlich inspirierten Zeit statt einer „Leiter" abbildeten! Zu einer anderen Annahme fehlen uns die Unterlagen.

Wie wenig Teudt die christlichen Gebräuche kennt, geht aus seinen Worten über die Orientierung der Externsteine hervor. Er schreibt: „Die Offstellung als solche hat wohl im germanischen Gestirndienst, nicht aber in der christlichen Religion ihre Begründung." Denn die „Hinwendung nach den heiligen Stätten Palästinas hätte in den germanischen Ländern eine südöstliche Richtung hervorrufen müssen!" Dazu sagt D. Dr. Odo Casel OSB: „Nun beruht aber die Orientierung der christlichen Bauten nur nicht auf ihrer Richtung nach Jerusalem, sondern ist streng östlich. Da nach T. die Vorrichtung zunächst die eigentlich germanische ist, so müßte die Ostrichtung also vielmehr aus dem Christentum, dem sie genuin ist, entnommen sein."

Danach liegt kein Grund vor, die Orientierung des Sacellums als germanisch zu deuten.

Wir haben auf unserem Rundgang versucht, unter der Führung Teudts ein „Germanisches Rom am Teutoburger Walde" zu entdecken. Was wir gesehen haben, war eine phantasievolle geistige Schau, aber kein Forschungsergebnis! Professor Langewiesche berichtet, Teudt habe ihm einmal gesagt, daß er aus der angeborenen geistigen Erdmasse seines germanischen Blutes in unterbewußtem Erinnern diese ganze geistige Schau gewonnen habe! „Sonderbar", schreibt Langewiesche, „daß nur bei ihm die germanische Erdmasse in solchem getreuen Erinnern über 3780 Jahre hin sich äußere!"

Germanentum und Christentum

Als Ergebnis seiner Untersuchung stellt Teudt „die Herauslösung des christlichen Wahrheitsgehaltes aus den mit dem deutschen Geiste nicht vereinbaren (sic! gemeint ist „zu vereinbarenden", D. R.) Schalen fremder Zutaten und seine Verbindung mit den auch in den Ureidoen der germanischen Naturreligion enthaltenen Wahrheitsmomenten" als für die Zukunft erstrebenswert hin. Damit sagt er, daß das Christentum in seiner in der Welt der Antike gewordenen Form, dem germanischen Wesen als etwas Wesensfremdes gegenüber getreten und sich ihm ohne Berücksichtigung der germanischen Eigenart sozusagen aufgedrängt habe.

Die intimsten Vorgänge bei der Annäherung beider Welten ahnen wir beim Studium der Liturgiegeschichte, die Teudt viel zu wenig kennt. Das Werden der liturgischen Formen und der mit diesen eng verbundenen christlichen Kunst, die beide so viel germanisches Eigentum in sich aufnahmen, veredelten, und ihrem eigenen Wesen einverleibten, zeigt, daß die Spannungen der sich gegenüberstehenden geistigen Welten in Wahrheit ein schöpferischer Konflikt gewesen sind. Ein schöpferischer Konflikt „zwischen antikem Wesen und germanischem Wollen, zwischen antikem Vollendetsein und germanischem Wesens- und Lebensdrang, zwischen dem antik-christlichen Primat des Logos und dem ethisch-willensmäßigen Grundcharakter der germanischen Seele" (A. L. Mayer).

Es wäre eine verlockende Aufgabe, im Einzelnen zu zeigen, wie das Rauschen der heiligen Wälder und Haine, die Heerbannwäder und das Schwerterklirren, Brauchtum und Rechtssitten des alten Germanien — in die feierliche Gemessenheit des basilikalen Raumes, in das königliche Singen und Sagen in feierlicher Liturgie, in die dekorativen und juristischen Formeln des Kultes hinüberflutete, und die germanische Beweatheit mit der antik-christlichen Ausgeglichenheit sich vermählte. Aus dieser Vermählung entstand der frühromanische, oder besser gesagt der deutscheste aller Stile!

In Ergänzung solch gegenseitigen Gebens und Nehmens bedeutet es einen Manael an tieferer Einsicht, in dem genannten Sinne eine Herauslösung des Christlichen aus der Verbindung mit der antiken Kultur und eine Vereinigung mit dem Germanischen anzustreben.

(Der Verfasser hat keinen Zweifel darüber gelassen, wie wenig Teudts Behauptungen und Auslegungen wissenschaftlich begründet, ja daß sie vielfach als Dichtung anzusprechen sind. Von dem, was die Fachwissenschaft zu den Teudtschen Erklärungen sagt, wird er hier ein andermal erzählen. D. R.)

700-Jahr-Feier in Oranienburg

Der kostümierte Festzug durch die Stadt. Der „Große Kurfürst", dahinter „Friedrich der Große" mit „Prinz August Wilhelm" und die Generäle „Bülow" und „Tauentzien", im Hintergrund das historische Oranienburger Schloß mit dem Denkmal von Luise Henriette v. Oranien.

Das Sonnenbad

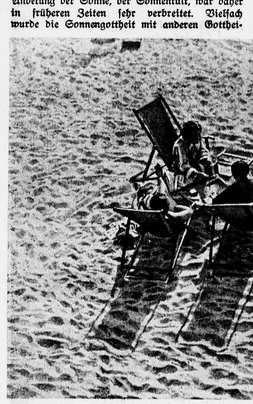
Vom Wesen und Wirken der Sonne

Wolkenloser Himmel, strahlende Sonne des Hochsommers! Ein blauer, goldig glühender Schleier lagt sich über Stadt und Land; die Hitze brütet. In den Straßen sehen die von der „Kultur bedeckten" Erwachsenen dem unbefangenen Treiben der Kinder zu, die jedes Planschbecken zu einer lustigen Abkühlung benutzen. Dann sehnen sie sich, ebenso wie die Werktätigen, die an ihre Arbeitsstätte gebunden sind, hinaus. Warum hinaus, wo die Sonne brennt, warum nicht in den Schatten, warum verkriechen sie sich nicht in den tiefsten Keller, der Schutz vor Sonnenstrahlen und Hitze bietet? Nein, sie wollen hinaus, sie wollen an einen Ort, wo die Sonnenstrahlen sie erreichen. Sie fahren an die Ufer von Flüssen und Seen, um bei allzu drückender Hitze sich durch ein kühles Bad zu erfrischen, sie suchen ihren Schrebergarten auf oder legen sich auf ihren kleinen blumengeschmückten Balkon. Und die Sonne sendet unentwegt ihre Strahlen herunter; sie leuchtet in jeden erreichbaren Winkel hinein, sie betraft Arm und Reich in gleicher Weise, sie kümmert sich nicht um die Auseinandersetzungen und die Feindschaften der Menschen untereinander, trägt wohl aber dazu bei, diese vergessen zu lassen.

Es kann aber hier keine Lobhymne auf die Sonne gesungen werden, das haben die Dichter aller Zeiten und Völker reichlich besorgt. Es ist ohne weiteres verständlich, daß besonders zu der Zeit die Sonne im Leben der Völker eine große Rolle spielte, als diese noch auf einer primitiveren Stufe standen und noch durch ihre tägliche Arbeit und ihre natürlichere Lebensweise in höherem Maße unmittelbar von ihr abhängig waren, als das heute der Fall ist. Für sie war die Sonne der Spender von Licht und Leben, sie teilte die Zeit ein, und man konnte sich nach ihr auf Wanderungen und Seefahrten richten. Man dachte auch schon immer über das Wesen der Sonne nach; da man aber zu Erkenntnissen nicht gelangen konnte, so verherrlichte man sie. Die Anbetung der Sonne, der Sonnenkult, war daher in früheren Zeiten sehr verbreitet. Vielfach wurde die Sonnengottheit mit anderen Gottheiten, besonders denen des Feuers, in weitestem Maße identifiziert.

In unserer prosaischen, auf wissenschaftliche Forschung eingestellten Zeit, bezwingt man sich nicht mit der Verherrlichung der Naturphänome, man sucht, soweit das möglich ist, sie zu erforschen und ihr Wesen kennenzulernen. Bitzgelt man einmal ausnahmsweise in die Sonne, so erscheint sie als kreisrunde, scharf abgegrenzte Scheibe; und als solche ist sie auch Jahrtausende lang von den Bewohnern der Erde angesehen worden. In Wirklichkeit ist sie eine Kugel mit einem Durchmesser von annähernd 1,4 Millionen Kilometer (Erde 6378,4 Kilometer), und ihre Entfernung von der Erde beträgt rund 149,5 Millionen Kilometer. Wenn man bedenkt, daß die Sonnenstrahlen bei Zurücklegung eines derartigen Weges manche Widerstände zu überwinden und dabei auch große Intensitätsverluste aufzuweisen haben, so müssen die Temperaturen auf der Sonne selbst recht beträchtlich sein. Mit ziemlich großer Genauigkeit und Sicherheit hat man die Oberflächentemperatur der Sonne zu annähernd 6000 Grad berechnet. Für das Innere berechnet man eine Temperatur von 30—40 Mill. Grad und sieht den Schluß, daß sie dann nur aus Gasen bestehen kann. Von den Strahlen, die die Sonne aussendet, gelangt nur ein Bruchteil auf die Erde und diese reflektieren einen erheblichen Teil, mindestens ein Drittel, wieder in den Weltenraum zurück. Sind schon die Zahlen für die Entfernung der Sonne von der Erde, für ihre Größe usw. recht groß, so muß man die Zahl der jährlich einstrahlten Wärmemenge, die in Kalorien ausgedrückt wird, als astronomisch bezeichnen. Sie beträgt rund 134mal 10^{29}, oder in aus der Inflationszeit noch verständlichen Zahlen ausgedrückt: 13 400 Milliarden Billionen. Um eine Vorstellung über diese Wärmemenge zu gewinnen, stelle man sich vor, daß sie in der Lage ist, eine über die Erde verteilte Eisschicht von 36 Meter Dicke, das ist mehr als normale Häuser in der Stadt hoch sind, zu schmelzen. Ueber die Entstehung der riesigen Energiemengen bestehen verschiedene Ansichten. Nach der einen sollen bei der Bildung von Elementen aus Wasserstoff, Massenteilchen in Form von Energie frei werden; nach der anderen nimmt man die völlige Vernichtung von Materie durch elektrische Vorgänge an, bei der auch Energie entsteht. Jedenfalls erleidet nach beiden Ansichten die Sonne durch die Strahlung einen Verlust an Masse, der für eine Billion von Jahren $^1/_{10}$ Tausendstel der Gesamtmasse beträgt, wenn man die jetzt beobachtete Stärke der Strahlung zugrundelegt. Wir brauchen also keine Angst zu haben, daß uns die Sonne eines guten Tages im Stich läßt. Denn das sind ja, an der Dauer des menschlichen Lebens gemessen, ewige Zeiten.

Wie sind nun die Sonnenstrahlen beschaffen und welche Wirkungen haben sie auf den menschlichen Körper? Daß die Sonnenstrahlen nicht einheitlich beschaffen sind, ist allgemein bekannt. Man braucht sie nur durch ein Prisma zu betrachten, und schon sind sie in ihre Bestandteile zerlegt (rot, orange, gelb, grün, blau, indigo, violett). Neben diesen sichtbaren Strahlen des Spektrums sendet die Sonne auch Strahlen aus, die für das menschliche Auge nicht erkennbar sind; es sind dies ultrarote und ultraviolette Strahlen, und gerade diesen kommen im Verein mit den benachbarten sichtbaren Strahlen die wichtigsten Wirkungen auf den menschlichen Körper zu. Aeußerlich sichtbar und am schnellsten wahrgenommen wird die von dem ultravioletten Teil des Spektrums hervorgerufene Reizwirkung der Haut und die von dem ultraroten Teil des Spektrums hervorgerufene **Wärmewirkung.** Die Reizwirkung kann sich dann, wenn man die Haut plötzlich und zu lange der Sonne aussetzt, zu heftigen und schmerzhaften Entzündungen steigern. Man vermag allzu heftigen Entzündungen durch Einfetten und Oelen etwas vorzubeugen, in der Hauptsache wird dadurch aber nur die Blasenbildung verhindert. Das einzig wirksame Mittel gegen die Entzündung, Sonnenbrand, hat aber die Natur selbst geschaffen. Durch die Lichtwirkung werden kleine, dunkle Farbstoffkörnchen, die sog. Pigmente, welche in der Keimschicht der Haut liegen, veranlaßt, in die stark angegriffene Hornschicht vorzudringen und sich dort zu verteilen. Diese Pigmentkörnchen haben die Fähigkeit, die ultravioletten Strahlen, die Urheber der Entzündungen, zu absorbieren und unwirk-



Am Ufer des Sees

wirkt die Sonne sehr intensiv, da Sand und Wasser die Strahlen reflektieren.

sam zu machen. Je stärker die Bestrahlung, desto stärker dringen sie vor und verteilen sich, bis die Haut eine dunkelbraune Färbung angenommen hat. Es ist rattsam, den Schutz, den die Natur bietet, wirksam werden zu lassen, indem man sich anfangs nur kurze Zeit der Sonne aussetzt und so die Pigmentbildung anregt. Das gleiche gilt für die Höhensonne, die ja ausschließlich ultraviolette Strahlen aussendet. Eine besondere Bedeutung kommt den ultravioletten Strahlen wegen der Bildung von D-Vitaminen zu, dessen Fehlen bei Kindern die Ursache der Rachitis ist. Daher sind Sonnenbäder für Kinder besonders empfehlenswert. Abgesehen von allgemeinen Wirkungen der Sonnenstrahlen, die sich vor allem auf Belebung des Stoffwechsels erstrecken, können sie bei verschiedenen Krankheiten direkt heilend wirken: so bei Erkrankungen der Atmungsorgane und bei Hauterkrankheiten, während bei anderen, z. B. Tuberkulose, stärkere Sonnenbestrahlungen vermieden werden sollen Seine besondere Bedeutung erhält das Sonnenbad durch die Tatsache, daß man den Körper durch Entblößung abhärtet, ihn kräftigt und so vielen Krankheiten vorbeugt. Den Krankheiten vorbeugen, ist aber nach alten Volksregeln besser, **als sie erst heilen zu müssen.**

Nach der Arbeit

fahrt der Werktätige mit Kind und Kegel ins Freie hinaus, um noch in den Genuß der Sonne zu kommen, und für die Arbeitslosen, die unfreiwillig mehr Zeit haben, ist sie ein billiger Trost.

Gräser gefährden das Sonnenbad

Mit dem Eintritt sommerlich warmer Witterung ist das Sonnenbaden, das sich in den letzten Jahren immer größerer Beliebtheit erfreut und geradezu schon zu einer Art Sport geworden ist, wieder die große Mode geworden. Neben den unzweifelhaften Vorzügen, die eine längere Einwirkung der ungehemmten Sonneneinstrahlung für den menschlichen Körper hat, sind doch auch verschiedene Schädigungen damit verbunden. Eine bisher unbekannte Krankheitserscheinung infolge von übertriebenen Sonnenbädern wurde kürzlich in Wien in der dortigen Gesellschaft der Aerzte vorgeführt. Es handelte sich um drei junge Männer, deren Haut überall dort, wo sie nicht durch Badeanzug oder Schwimmhose geschützt gewesen war, lebhaft braun gefärbte Punkte und Streifen aufwies, so daß sie wie zerschnitten aussah. Die Ursache dieses eigenartigen Hautleidens hat sich bisher noch nicht feststellen lassen. Man hatte zunächst eine gewisse Milde im Verdacht, neigt neuerdings aber mehr der Annahme zu, daß bestimmte Grasarten bei der Entstehung eine Rolle spielen. Für die letztere Vermutung spricht der Umstand, daß die genannten drei Fälle bei Personen beobachtet wurden, die ihre Sonnenbäder auf einer und derselben Wiese zu nehmen pflegen.

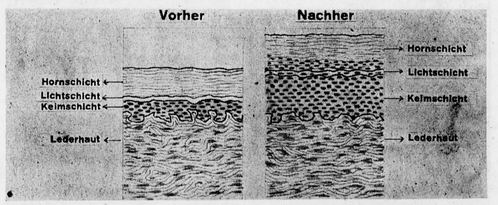
Wann gibt es viele Mücken?

So sehr auch anzuerkennen ist, daß sich die Behörden durch die Bekämpfung der Mücken in den Kolkern bemühen, diese Plage einzudämmen, muß doch festgestellt werden, daß solche Mittel niemals völlig durchgreifen können, da hierdurch nur wenigen Mückenarten der Garaus gemacht wird. In Deutschland kommen zwei Hauptgruppen von Stechmücken vor. Die eine überwintert, und zwar nicht auf dem Wasser, sondern an dessen Rande und auf dem Trockenen Diese blutsaugenden Wiesen- und Waldmücken treten besonders nach ausgedehnten Frühjahrshochwassern auf, die sich über weite Wiesenflächen erstrecken und die dort ruhenden Eier zur Entwicklung bringen. Sommerliche Ueberschwemmungen haben die Entstehung mehrerer Bruten zur Folge. Außer der Wärme ist es also besonders die Feuchtigkeit, die solche Plagen hervorruft. Wachtlos sind natürlich Räucherpulver gegen solche Stechmücken, die als Eier den Winter überdauern und ihren Bestand in das neue Jahr hinüberzuretten vermögen.

Sonnenflecken und Kurzwellenrundfunk

Die erhöhte Fleckentätigkeit unseres Zentralgestirns, die sich bekanntlich in einem elfjährigen Zyklus bewegt und der zahlreiche ungünstige Einwirkungen auf unsere Erde, wie Erdbeben, Vulkanausbrüche, mannigfache meteorologische Erscheinungen, zugeschrieben werden, nähert sich wieder einmal ihrem Ende. Die Menschheit kann hoffen, einer Zeit größerer Beruhigung entgegen zu gehen. Jeder wird daher die bevorstehende verminderte Fleckentätigkeit begrüßen, nur ein bestimmter Kreis von Technikern sieht schwarz in die Zukunft. Hält man doch die gerade in letzter Zeit zu ganz ungewöhnlichen Leistungen emporgestiegene Nachrichtenübermittlung auf weiteste Entfernungen mittels Kurzwellen für bedroht. Es ist nämlich festgestellt, daß Sonnenflecken die Strahlung des Gestirns in hohem Maße beeinflussen, die ihrerseits wieder auf die elektrisch geladenen Schichten unserer Atmosphäre einwirkt. Diese sind nun aber — in erster Linie gilt es von der sog. Heaviside-Schicht — für den Rundfunk von ausschlaggebender Bedeutung, da sie die in den Raum gestrahlten Rundfunkwellen auf die Erde zurückwerfen. Hiervon hängt in hohem Maße die Entfernung ab, die namentlich von Kurzwellen überbrückt werden kann. In den letzten Monaten hat sich nun immer entschiedener die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die glänzenden Leistungen im Kurzwellenverkehr, die z. B. im nordatlantischen Verkehr mit der Wellenlänge bis auf 13 Meter heruntergegangen erlaubten, weniger auf eine technische Leistungssteigerung als auf die starken Sonnenflecken der letzten Jahre zurückzuführen sind. Man rechnet daher mit der Möglichkeit, schon in naher Zukunft wieder zu längeren Wellen zurückkehren zu müssen. Dies erfordern aber mehr Energie.

Der allem zeigen sie sich empfindlicher gegen elektrische Störungen aus der Atmosphäre, und auch die Gefahr gegenseitiger Störungen wächst mit der Zunahme der Wellenlänge. Jeder Rundfunkhörer, der keinen Kurzwellenempfänger besitzt, wird ein Lied von der „Ueberfüllung des Aethers" zu singen wissen. Die Aussichten für den Kurzwellenrundfunk wären demnach einigermaßen trübe. Allerdings hofft man, daß die Verwendung polarisierter Wellen, d. h. solcher, die nur in einer Richtung schwingen, eine Lösung des Problems bringen wird, indessen ist man noch nicht so weit, diese Wellenart verwenden zu können.



Schematische Darstellung der Einwirkung des Lichtes auf die Haut

Die bestrahlten Gewebsteile schwellen an und die Pigmentkörnchen wandern aus der Keimschicht in die Hornschicht, um ein weiteres Eindringen der ultravioletten Strahlen zu verhindern.

Nachdruck verboten

ROMAN VON HANS LEHR

4. Fortsetzung

„Mein Vater hatte gewünscht, daß ich Bergbauingenieur werden sollte, um später unseren Konzern selbst leiten zu können. Ich jedoch wollte Flugzeugbau studieren. Da wir uns nicht einigen konnten, trennten wir uns. Ein anderer Anlaß zur Entfremdung lag nicht vor!"

Der Kommissar nickte befriedigt.

„Noch eine Frage," bemerkte er, fast freundlich, „dann können wir die Unterredung abschließen. Wo befanden Sie sich gestern abend zwischen einhalb einundzwanzig und einhalb dreiundzwanzig Uhr, Herr Doktor?"

„Ich segelte auf dem Chiemsee!"

„So spät und so lange?"

„Jawohl!"

Der Kommissar wiegte, scheinbar unschlüssig, den Kopf.

„Ich müßte das beweisen sehen, Herr Doktor! — Ihre Wirtin bestätigte mir bereits, daß Sie um einhalb einundzwanzig Uhr gingen und kurz nach einhalb dreiundzwanzig Uhr zurückkamen. Können Sie Ihr Alibi für die fragliche Zeit nachweisen?"

Lutz Hartner sah dem Kommissar fest in die Augen; er schien mit Absicht sonst niemand sehen zu wollen. Er schüttelte den Kopf.

„Nein, ich kann mein Alibi nicht nachweisen!"

„Zu dumm!" murmelte der Kommissar. „Ich könnte Sie mit dem Nachweis sofort entlassen, Herr Doktor, ohne ihn werden Sie mich aber wohl oder übel nach München begleiten müssen."

Hartner sah schweigend vor sich nieder; schließlich nickte er achselzuckend.

Eine Pause entstand, in der man die Anwesenden atmen hören konnte.

Lanna Rhomberg, deren Antlitz sich unter den Eröffnungen Hartners zuerst mehr und mehr mit der Röte der Erregung gefüllt hatte, dann aber erschreckend blaß geworden war, sah müde und im Ringen mit schmerzlichen Regungen zu Boden. Jetzt reckte sie den Kopf, doch ihre Augen blieben matt, und ihr schönes, ernstes Antlitz zuckte; sie mied Hartners Blick.

„Ich kann Ihnen Aufklärung geben, Herr Kommissar! — Ich war gestern abend, nur wenigen Minuten noch, mit Herrn Doktor Lutz Hartner verlobt. Wir waren gestern abend in der fraglichen Zeit beisammen, und zwar auf der kleinen Insel zwischen der Fraueninsel und der Insel Herrenchiemsee!"

Hartner zuckte zusammen. Wieland Rhomberg sah sprachlos von einem zum anderen. Kommissar Kronstedt packte nach einem Blicke des Bedauerns seine Papiere zusammen.

„Ich erkläre Ihre Verhaftung, Herr Doktor Lutz Hartner, hiermit für aufgehoben, ebenso die Beschlagnahme Ihrer Effekten. Ich bedauere es, wenn ich Ihnen im Interesse der Aufklärung der Angelegenheit Unannehmlichkeiten bereiten mußte!"

Lutz Hartner zuckte die Achseln und antwortete nicht. Ihm stampft mit seiner Erregung blickte er nach Lanna und Wieland Rhomberg.

„Ich bitte mich für kurze Zeit entschuldigen zu wollen! Ich werde von dem mir freundlichst zur Verfügung gestellten Zimmer aus meiner vorgesetzten Behörde telephonisch berichten und die Beobachtung der Grenzpolizeiposten sowie die weiter notwendigen Recherchen veranlassen!"

Noch einmal zögerte er für Augenblicke.

„Ich kann mich noch immer nicht von dem Gedanken freimachen, daß der Einbruch von einer Person verübt worden sein muß, die mit den Verhältnissen sehr vertraut gewesen ist." — Er verbeugte sich knapp.

Wieland Rhomberg nickte mechanisch. Er trat zu Lanna hin, die auf ihrem Stuhl in sich zusammengesunken war und den Kopf in die Hände stützte.

Leicht berührte er ihre Schulter; sein Blick glitt dabei in herzlicher Sympathie zu Lutz Hartner hin.

„Ich denke, Kinder, daß wir nun eigentlich etwas zu besprechen hätten," mahnte er.

Lutz Hartner erhob sich und wollte näbertreten.

Wieland Rhomberg fuhr fort:

„Warum sagtest du, Kind, vorhin: ‚Ich war gestern abend, vor wenigen Minuten noch, mit Herrn Doktor Hartner verlobt?' — Bist du es denn nicht mehr? — Ich bin überzeugt, daß Herr Doktor Hartner unschuldig ist, wie es ja auch schon bewiesen ist! — Also — — —?!"

Lanna schüttelte im Erbeben heftig den Kopf.

„Ich wußte von all dem, was von Herrn Doktor Hartner hier eröffnet worden ist, nichts! Ich erblicke im Verschweigen dieser Tatsache eine Vertrauensvorenthaltung, die ich mit einem Verlobtsein mich vereinbaren kann!" — Sie wollte noch weitersprechen, doch die Erregung nahm ihr die Sprache und trieb ihr die Tränen in die Augen.

Ohne aufzublicken, verließ sie das Zimmer.

Hartner setzte an, um ihr nachzueilen, doch schon nach dem ersten Schritt stockte er wieder.

Wieland Rhomberg wandte sich zu ihm um. Er zog die Brauen hoch, schüttelte den Kopf und schaute ihm gütig und väterlich wohlwollend in die Augen.

„Da haben Sie sich etwas Nettes eingebrockt, mein lieber Doktor! — Auf Konstruktionen und Erfindungen scheinen Sie sich besser zu verstehen als auf Frauenherzen!"

Lutz Hartner war bloß geworden; der Ausdruck hartnäckiger Energie, der bisher sein Gesicht geprägt hatte, war verschwunden. Geschlagen und müde starrte er zu Boden.

Teilnehmend klopfte Wieland Rhomberg ihm auf die Schulter.

„Nach dem Gehörten kann ich Ihr Verhalten vielleicht verstehen, mein lieber Doktor, doch Lanna kann ich natürlich nicht zwingen, daß sie es ebenfalls tut. Aber Sie bleiben selbstverständlich bei mir, und zwar als Ingenieur! Ich möchte einen Mann von Ihrer Qualifikation und Energie nicht gleich wieder verlieren, nachdem ich ihn gerade erst gefunden habe. Und im übrigen — denke ich — kommt Zeit, kommt Rat, mein Sohn!"

Lutz Hartner nickte schwerfällig und noch immer benommen.

16.

Hermann Fahrensoll las interessiert den sensationellen Bericht des „Temps" über den Einbruch bei den Rhombergwerken und das geheimnisvolle Verschwinden der Pläne des Flugschiffes „Ikarus XI".

Das wäre eine Aufgabe; diese Sache aufzuklären und die Pläne wieder herbeizuschaffen! — Langeweile wäre dabei auf absehbare Zeit nicht mehr zu befürchten! —

Maximiliane von Eib trat ein; sofort erhob er sich und begrüßte sie herzlich mit Händedruck und leichtem Streichen über ihre Haare.

„Wie geht's, Kind? Ausgeschlafen?!"

„Danke, Papi! — Hoffentlich du auch? — Meistens du, Papi, ich denke, das Finden einer Unterkunft für mich pressiert doch eigentlich gar nicht so sehr! — Ich habe mir einfach die Kammer als Schlafzimmer eingerichtet. Gestern abend habe ich gleich mit dem Lesen deiner Reisetagebücher angefangen und möchte mich von ihnen wirklich so rasch nicht wieder trennen! Was du alles erlebt hast, Papi! Ich bin ganz erstaunt gewesen — und wie humorvoll du schreiben kannst! Das hätte ich dir nach deinem gestrigen Ernst gar nicht zugetraut!"

„Hoffentlich hast du dein Urteil über mich noch nicht abgeschlossen?!" fiel Fahrensoll lächelnd ein.

„Wohin denkst du, Papi?! — Unsere erste Aussprache hat mich schon belehrt, daß du ein komplizierter Mensch bist, und dem ersten Tagebuch habe ich schon vieles entnehmen können, daß du dich ständig mit Problemen beschäftigst, an die andere Menschen gar nicht denken — ich wenigstens nicht!"

„Vielleicht kommt das noch, Kind!"

Maximiliane antwortete mit ernstem, verschmitzten Blick; nach Sekunden, als er ihr selbst bewußt wurde, wandte sie sich errötend und in leichter Verlegenheit ab.

„Also nochmals Dank, Papi, daß du mich die Bücher lesen läßt! Ich sehe darin sogar einen schönen Vertrauensbeweis, der mich herzlich freut!"

„Dann bin ich ebenfalls froh, Kind!"

Wie ernst Mari auch sein kann! dachte er. Jetzt ist es nichts mehr mit den stürmischen und fröhlichen Tochterküssen! Schade eigentlich, daß dieses Frontmachen notwendig war, aber leider hatte es sein müssen! —

Maximiliane betrachtete ihn mit ernsten, prüfenden Blicken. Wieder schien sie seine Gesichtszüge und seine Haltung in sich aufnehmen zu wollen, und sie griff in etwas verlegener Eile nach der Zeitung, als er sie ansah.

„Machen wir es also so, wie du es dir gedacht hast, Kind, vorläufig wenigstens!" sagte er im Sinnen. „Lange werden wir sowieso nicht mehr hierbleiben können. Mein Enkel und Schwiegersohn in der Heimat, Werner Hartner, schrieb mir, daß ich mich zu Hause wieder einmal sehen lassen müsse."

„Wo ist denn das Zuhause, Papi?" — fragte Maximiliane sofort interessiert.

„In Wiesbaden, Kind! Ich hoffe, daß es dir dort, im Weltbad, gut gefallen wird!" —

„Fein, Papi, fein! — Ich hatte schon immer den Wunsch, Wiesbaden einmal kennenzulernen, und jetzt interessiere ich mich natürlich um so mehr für sie, da sie deine Heimatstadt ist!"

Sie errötete, als habe sie zuviel gesagt, und blickte in die Zeitung.

Fahrensoll bemerkte nichts von ihrer Befangenheit.

„Die Pläne des Riesenvogels ‚Ikarus XI' gestohlen!" — las Maximiliane überrascht. Eilig überflog sie den Bericht und die Vermutungen, die an das Verschwinden der Pläne geknüpft wurden.

Im Sinnen ließ sie das Blatt sinken.

„Du, Papi, sag mal, kannst du fliegen?"

Verblüfft sah Fahrensoll auf.

„Leider nicht, Kind! — Ich wollte mich schon mehrmals um die Erwerbung eines Pilotenzeugnisses bemühen, ich bin aber dann immer wieder durch andere Interessen abgelenkt worden."

In Maximilianes Antlitz erschien ihr jugendhaftes, fröhliches Lächeln, das Fahrensoll bereits zu vermissen begonnen hatte.

„Einen Augenblick, bitte, ich bin gleich wieder da!" —

Fahrensoll nickte. Wirklich ein Jammer, dachte er, daß wir gleich so in Gegensatz geraten mußten! —

Maximiliane kehrte zurück; sie lächelte vergnügt, als sie eine kleine Ledertasche öffnete, mehrere Papiere auseinanderfaltete und eines davon Fahrensoll überreichte.

„Was wird das sein, Papi?"

„Keine Ahnung, Kind!"

„Schau's dir an!"

„Ein Pilotenzeugnis! — Wahrhaftig! Und, Donnerwetter, ausgestellt auf deinen Namen?!" —

Maximiliane lachte in fröhlicher Herzlichkeit.

„Jawohl, Papi! — Nicht wahr, das hättest du nicht erwartet, aber mich freut es, daß wir darauf zu sprechen kamen; so kann ich dir wenigstens beweisen, daß ich ernsthaft zu arbeiten verstehe!"

Fahrensoll betrachtete noch immer das Pilotenzeugnis.

„Brav, brav!" — war alles, was er vor Verblüffung zu sagen wußte.

Maximiliane weidete sich an seiner Ueberraschung und sog seine Anerkennung in stolzem Glück in sich auf.

„Was das für ein Kampf war, bis einige Kameradinnen aus dem Institut und ich der Vorsteherin die Erlaubnis abgerungen hatten, fliegen lernen zu dürfen, das kann man gar nicht beschreiben!" — Maximiliane lachte hell auf. „Aber wir haben uns durchgesetzt! Tag für Tag haben wir sie mit Bitten, Vorwürfen und Drohungen bestürmt, bis sie weich war, und sich, allerdings in Nebensätzen, fügte. — Nachher, als wir ihr etwas vorflogen, war sie natürlich etwas maßlos stolz auf uns, wie sie vorher Angst gehabt hatte!"

Erwartungsvoll blickte sie Fahrensoll an, und wieder errötete sie unter seinem Lob vor Stolz und Glück.

Ich glaube, er bemerkt gar nicht, daß ich ein junges und doch hübsches Mädchen bin! — dachte sie nach einer Weile ärgerlich. Er behandelt mich wie ein Kind, oder, wie einen guten, jüngeren Kameraden, den man an seinen Erfahrungen profitieren läßt. Es scheint ihm alles, was er erlebt hat, so selbstverständlich zu sein, daß man ihn immer erst darauf aufmerksam machen muß, daß man sich dafür interessiert! —

Mein Gott! — setzen ihre Gedanken sich nach einer Weile fort, als Fahrensoll noch immer nicht aufsah. Er scheint das Studium mit sich selbst und höchstens noch mit Alpinger so gewöhnt zu sein, daß er, wie er selbst sagt, das Gefühl für Angehörige und eine engere Umgebung völlig verloren zu haben scheint!

Sie seufzte: Er scheint wirklich sehr schwer zu behandeln und noch schwerer zu erziehen zu sein! —

17.

Lutz Hartner arbeitete im Konstruktionsbüro mit völliger Hingabe an seine Aufgaben. Auch des Nachts saß er wie früher mit trotziger Energie über seinen Arbeiten.

Mehrmals schon war er Lanna Rhomberg begegnet; er hatte auf ein Zucken ihrer Mundwinkel, auf einen kurzen, schmerzlichen Blick gewartet, um ihr sagen zu können, daß er ihr bei jedem Zusammensein von den verschwiegenen Tatsachen hatte berichten wollen, daß er jedoch die seelischen Hemmungen nicht hatte überwinden können.

War denn das so schwer zu verstehen, daß er sich sein Leben selbst hatte verbauen wollen?! — Er hatte ja schon mehrmals den Anlauf dazu genommen, mit ihr darüber zu sprechen, aber dann war meistens eine Ablenkung gekommen, oder die Hemmung, die einfach da und nicht zu beseitigen gewesen war, war plötzlich unüberwindbar groß in ihm aufgestiegen.

Ich begreife es jetzt selbst nicht mehr, gestand er sich, daß ich diese Hemmungen nicht niedergeschlagen habe, wie ich so vieles schon überwinden mußte; ich kann's mir nur damit erklären, daß meine Natur, meine Charakteranlage stärker waren als mein Wille. Später, wenn ich einen Abschluß erreicht hätte, hätte ich wohl bestimmt davon gesprochen — sicher würde ich es getan haben!

Lanna Rhomberg jedoch gab ihm mit keinem Zeichen zu erkennen, wie sehr sie unter dem Geschehenen litt.

Ich begreife es nicht, dachte sie immer wieder. Er hat sich verhalten, als ob es eine Schande sei, der Sohn eines reichen Mannes zu sein und sich sein Studium und sein Vorwärtskommen dennoch aus eigener Kraft erarbeitet und erkämpft zu haben! — Und wir sind beruhigt gewesen, und er hat mir die persönlichen Erlebnisse und Gedanken vorenthalten, nicht als ob wir ein ganzes langes Leben hätten zusammengehören sollen, sondern nur für eine Weile nebeneinander hergegangen wären, wie in einem Verhältnis, in dem es sich nicht lohnt, sich ganz zu geben! — Ich begreife es nicht! —

Der weiterhin nagende Zweifel, ob er die Pläne des „Ikarus XI" in einer ihr unverständlichen gefügen Einstellung aus irgend einem unerkennbaren Grunde nicht doch vielleicht beseitigt habe — denn sie, sie war es nicht gewesen, die das Gummi versehentlich zu sich gesteckt und im Privatkonstruktionsbüro verloren hatte — die Angst um den Vater, zwischen dessen und Lutz Hartners Schuld sie hin und her schwankte, ließen sie

ZWEI HEIMGEKEHRTE

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn'n? Erzählt einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn'n? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Der andre lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

ANASTASIUS GRÜN

nicht mehr zur Ruhe kommen. Ueberarbeitet — erschöpft und apathisch tat sie ihre Pflichten, um sich in jedem Augenblick auf sich selbst zurückzuziehen und ihren Grübeleien und ihrem Schmerz nachzuhängen.

Wieland Rhomberg wiegt glaubte in ihrer nervösen Unruhe, die sie hinter äußerer Kühle kaum verbergen konnte, ein Anzeichen dafür erblicken zu können, daß sie bei der Beteiligung der Pläne die Hand im Spiele gehabt habe. Sie war die einzige, die die Nacht über im Hause gewesen war, die einzige neben ihm und Dr. Cleff, die mit allen Kontrollen genau vertraut war, und wiederum die einzige, die wußte, wie schwer die Sorge auf ihm gelastet hatte, den „Ikarus XI" nicht rechtzeitig an die Käufer abliefern zu können. Es war klar, daß nur ein edles Motiv in Frage kam, wenn sie die Täterin gewesen war. Sie hatte vielleicht der Qualität der durch Hartner gefundenen Lösung doch nicht ganz vertraut und weitere Zeit beschaffen wollen?! — Wer sonst sollte die Pläne denn gestohlen haben?? — Außer Lannas und seinen Fingerabdrücken waren trotz wiederholter Prüfung nur diejenigen Dr. Cleffs zu finden gewesen — aber Dr. Cleff in den Kreis der möglichen Täter einbeziehen zu wollen, war fast grotesk. Auch dieser Mann, wenn er die Hand im Spiele haben sollte, konnte sich nur von moralisch einwandfreien Gedanken haben leiten lassen.

Ich weiß nicht, wo ich ansetzen soll! — war stets Wieland Rhombergs letzte Feststellung, ehe er in der Reihe seiner Gedanken wieder von vorn begann.

Einer schritt im stillen Landhause am Ebiemsee am anderen vorbei; jeder scheute vor dem anderen zurück; und keiner wagte eine offene Aussprache herbeizuführen.

Der einzige, dessen Wesen gleichgeblieben war, war Chefingenieur Dr. Arthur Cleff. Mit leidenschaftlichem, drängendem Eifer bemühte er sich um die Aufhellung des Rätsels, jedoch allein. Ein gemeinsames Arbeiten mit Kommissar Kronstedt, mit dem er zu keinem Kontakt gelangen konnte, und fast bei jeder Gelegenheit heftig zusammenprallte, lehnte er ab.

„Ich bin überzeugt, Herr Rhomberg," sagte er, „daß der Einbrecher und Dieb infolge der Unfähigkeit dieses Kommissars Kronstedt längst den Weg ins Ausland gefunden und dort die Papiere in Sicherheit gebracht, vielleicht gar schon verkauft hat! Der Konkurrent, der sie erhält, wird sich freuen und ein schweres Stück Geld dafür anzulegen bereit sein, ohne Rücksicht darauf, aus welcher Hand die Gabe kommt! Man müßte selbst etwas tun, damit die ausländischen Behörden sich der Sache energischer annehmen! Ich denke besonders an die Schweiz, an Frankreich und an England. Daß der Dieb sich wahrscheinlich zunächst gewandt haben dürfte. Am liebsten würde ich selbst nach Bern, Paris und London fliegen, um den dortigen Herren ein schärferes Tempo beizubringen!"

„Tun Sie es, Doktor! — Fliegen Sie los! In drei Tagen längstens können Sie wieder zurück sein. Sie erweisen dem Werk und mir einen unschätzbaren Dienst, wenn durch Ihre Bemühungen die Pläne wieder herbeigeschafft werden!"

Dr. Cleff verbeugte sich, nervös, erfreut und in undämpfbarer Energie.

„Ich fliege sofort nach einigen kurzen Anordnungen im Werk ab! Am liebsten würde ich, um unabhängig zu sein, den Weg in der eigenen Maschine zurücklegen. Leider aber habe ich nicht die Lizenzen, schweizerisches, französisches und englisches Gebiet überfliegen zu dürfen, und die vorherige Einholung würde zu viel Zeit beanspruchen. Ich fliege also nach den Münchener Flugplatz Oberwiesenfeld und von dort aus zunächst mit der Lufthansa nach Bern!"

„Gut, sehr gut, Doktor!" — bestätigte Wieland Rhomberg.

„Es geht mir wie Ihnen, Herr Rhomberg, ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis die Pläne wieder im Schrank liegen!"

„Ich fliege allein!" — antwortete er später seinem Monteur, „ich lasse die Maschine in Oberwiesenfeld einstellen und benutze sie dann wieder auf dem Rückflug!" —

Dr. Cleff hatte den kleinen, braunen Koffer, den er vor dem Besteigen des Flugzeuges mit gleichgültiger Sorgfalt behandelt hatte, mit in den Führerstand genommen und sorgfältig neben sich festgeschnallt. Im Fliegen blickte er ab und zu nach ihm hin; dann nahm sein Gesicht jedesmal den Ausdruck satten Lohnes und triumphierender Zuversicht an.

„Schade, daß die Sache mit dem Radiergummi mißlungen ist und dieser Hartner nicht wenigstens eine Zeit lang die Annehmlichkeiten freien Quartiers und staatlicher Verpflegung hat genießen können!" — murmelte er in das Gerüusch des Motors hinein. „Wir werden sehen, wer zuletzt lacht! — Ich, ich werde die Papiere wieder herbeischaffen!"

— Er lachte laut vor Vergnügen. „Die Sache hat wenigstens das Gute gehabt, daß Hartners und Lannas Vertrautheit gesprengt worden ist. Das kann jeder erkennen, der sich dafür interessiert!" —

Beim Umsteigen im Flughafen Oberwiesenfeld gab er den kleinen Koffer nicht aus der Hand; auch im Flugzeug der Luftbansa behielt er ihn stets unauffällig im Auge.

Auf dem Berner Flugplatz kannte man den Chefingenieur der Rhombergwerke; die Zollbeamten sahen kaum in seinen willig geöffneten Koffer, der nur sich übereinander liegende Papiere und das Notwendigste für eine kurze Reise enthielt.

Mit gewinnender Liebenswürdigkeit und sicherem Auftreten drang er bis zum Minister des Innern persönlich vor. Mit suggestiver und überzeugender Beredsamkeit gelang es ihm, schon in der ersten Audienz, einen Sonder-Erlaß an die Polizeipräsidenten der Schweiz zu erwirken, der eindringlich die schärfste Verfolgung der Angelegenheit des Diebstahls in den Rhombergwerken befahl.

Sofort depeschierte er über den Erfolg an Wieland Rhomberg mit der Meldung, daß er sogleich nach Paris weiterfliegen würde, um bereits am nächsten Morgen auch den französischen Innenminister für die gleiche Sonderbehandlung zu gewinnen.

18.

Boris Georgy Doglow, ehemals Rittmeister der Garde-Husaren des Zaren, Freund und Vertrauter des Fürsten Turjanoff, und Sänger und Balalaikaspieler im Bunten Kakadu, sprang die Treppen nach den obersten Stockwerken hinauf, so rasch es ihm seine Gewandtheit und der Schein der Taschenlampe im unbeleuchteten Stiegenhause zuließen. Fast atemlos kam oben an, wo Fürst Turjanoff, um sich von den Freunden und Leidensgefährten noch nicht trennen zu müssen, wohnte.

Er trommelte gegen die Tür, und da Iwan nicht gleich erschien, nahm er auch die Fäuste zu Hilfe, um sich bemerkbar zu machen.

„Der Fürst?" — fragte er eilig, jedes Wort sparend, um keine Zeit zu verlieren.

Iwan deutete auf die Türe des Wohnzimmers, an der Doglow sofort anklopfte und nach dem kurzen „Bitte!" — im gleichen Tempo wie vorher eintrat.

„Mischa! — Sehr wichtig, sehr eilig!"

„Eben, vor wenigen Minuten, sagte mir unsere Gesinnungsgenossin und Freundin Anastasia Gorjatschew hinter der Bühne, sie habe in einer der Logen Platz genommen, um einige Erholungsstunden im Bunten Kakadu zu verbringen. Ein Mann habe sich zu ihr gesetzt, ein Deutscher, der sich sehr zudringlich benommen und als sie ihn energisch zurückgewiesen, formell, um Verzeihung gebeten, sich als Doktor Cleff, Chefingenieur der Rhombergwerke vorgestellt habe und nun versuche, unter der Maske gesellschaftlicher Form und Liebenswürdigkeit sie weiterhin zu belästigen. Sie bat mich, einen der Freunde zu ersuchen, sich zu ihr zu setzen und den Fremden auf eine höfliche aber deutliche Weise zum Rückzug zu zwingen."

Das Antlitz des Fürsten spannte sich zu scharfer Aufmerksamkeit.

„Du wirst meine Gedanken schon erraten haben, Mischa! — Der Mann kann uns von größtem Nutzen sein! Ich erinnerte mich sofort unserer Unterhaltung von heute nachmittag, in der du davon sprachst, daß du in Sibirien damals, bei deiner Flucht aus der Gefangenschaft, ein eminent wertvolles, viele Tonnen schweres Gut hättest zurücklassen müssen und daß ich über Mittel und Wege nachsinnen solle, wie man es trotz der Paß- und Transportschwierigkeiten aus Sibirien herausbringen könne.

Meine Kombination ist: Das Flugschiff „Ikarus XI" trägt hundertfiebzig Menschen oder das ihnen entsprechende Frachtgut! — Paßschwierigkeiten gibt es für das Flugzeug nicht!"

Der Fürst sprang auf. Sein Gesicht färbte sich rot, vor Erregung preßte er die Fäuste in das Kissen an der Lehne des Plüschpolstersessels.

„Gut, sehr gut, Boris! Und Dank! — Teufel, das wäre eine Möglichkeit! — Eine Möglichkeit, wie sie das Schicksal nur einmal bietet! — Man darf sie nicht versäumen! Man muß sie wahrnehmen unter allen Umständen!"

Die Erregung zwang ihn, im Zimmer auf und ab zu schreiten.

„Was mag der Mann hier wollen!"

„Ich denke mir, daß er wegen des Diebstahls der Pläne hier zu tun hat und sich heute abend im Bunten Kakadu amüsieren will. Zu Anastasia Feodora sagte er, als sie ihn zurückwies: Wenn ich mehr Zeit hätte, könnte ich meine Werbung einteilen, aber der Zeitmangel zwingt mich, Tempo einzuschlagen!"

„Frechheit!" — — —

„Was hast du veranlaßt, Boris?" —

„Ich habe Anastasia Feodora eindringlich gebeten, noch kurze Zeit auszuhalten; ich selbst würde sogleich kommen und sie von dem unverschämten Gesellen befreien!" —

„Gut, sehr gut, Boris! — Soviel ich weiß, ist das Flugschiff bereits an die Sowjethandelsdelegation verkauft. — Ich würde mir unter diesen Umständen nicht das geringste Gewissen daraus machen, es zu stehlen — Krieg ist Krieg! Aber mit dem Flugschiff allein können wir nichts anfangen, wir müssen auch einen Führer haben! Flieger haben wir mehrere unter unseren Leuten, aber sie sind aus der Liebung gekommen, und die Steuerung dieses Riesenvogels erfordert zweifellos eine besondere Ausbildung!" —

„Ganz recht, Mischa! — Ich las vor kurzem erst in einem der sensationellen Berichte, daß das Flugschiff nur von seinem Konstrukteur Wieland Rhomberg, von seiner Tochter Lanna und von Doktor Cleff, dem momentanen Gast des Bunten Kakadu, gesteuert werden kann!"

„Der Mann muß unser werden, Boris, sei es in Güte oder mit Gewalt! — Weißt du, Boris, was wir tun werden?! An eine fürstliche Erwerbung des Flugschiffes ist nicht zu denken. Es ist begreiflich, daß die Noten den Empfang schon nicht erwarten können. —

Otto Hübner:
An der Havel

Wir werden es entführen, Boris! — Jawohl, sicher, das werden wir!! — Und der Mann da unten muß die Steuerung übernehmen, für uns, ob er will oder nicht! — Nach der Durchführung unserer Expedition kann er mit dem Flugschiff wieder zu seiner Firma zurückfliegen!"

Auch das schmale, verwegene Gesicht Doglows glühte vor Erregung.

„Ich bitte mir die Leitung des Unternehmens zu übertragen, Mischa!"

„Gut, sehr einverstanden, Boris! Ich habe das volle Vertrauen zu dir, daß du die Sache in meinem Sinne und im Interesse unserer Bewegung erfolgreich durchführen wirst! —

Setze dich doch, Mann! Da, nimm eine Zigarette, damit du ruhiger wirst! — Was meinst du, wieviel Geld du zunächst benötigen wirst?! — Hier sind zehntausend Franken in bar! — Wenn du mehr brauchst, dann melde dich! — Hier ist auch eine Legitimation auf die gebeime Organisation, besonders an Michailowitsch! Du kannst die die geschicktesten und geeignetsten Leute auswählen! —

Und nun, Boris, mache deine Sache gut! — Der Mann darf Paris nicht verlassen, er muß binnen vierundzwanzig Stunden in unserer Gewalt sein, sei es im Guten oder im Bösen! — Im Dienst unserer Sache kenne ich keine Mücksicht!"

Boris Georgy Doglow sprang auf und verbeugte sich militärisch; sein schmales, verwegenes Gesicht und die Unruhe der Haltung seiner hohen, elastischen Gestalt verrieten, daß er vor Ungeduld brannte, an seine Aufgabe heranzutreten zu können.

Der Fürst reichte ihm die Hand.

„Vorwärts also, Boris!"

***

In weiten Sätzen sprang Doglow die Treppe hinab, hinter dem Lichtkegel seiner Taschenlampe her. In der Garderobe warf er die Nationalkrakt ab, ließ Stiefel und Bluse liegen, wo sie zuerst hingefallen waren, rief seinen Kameraden einige informierende Worte zu und erschien wenige Minuten später im Gesellschaftsanzug in der Loge Anastasia Gorjatschews.

Wenig angenehm berührt verzog Dr. Cleff das Gesicht, doch Doglow ließ sich dadurch nicht abhalten, Platz zu nehmen.

Die schöne, wohl erst am Ende der zwanziger Jahre stehende Slavin stellte ihn als ihren Vetter vor und ließ ihre dunklen Augen in leisem Spott auf dem Chefingenieur ruhen, der in kaum verhülltem Aerger seinen kleinen Schnurrbart zerrte.

In verbindlicher, gewinnender Liebenswürdigkeit erkundigte sich Doglow, ob er gute Unterkunft gefunden habe und ob die verschwundenen Pläne des „Ikarus XI" noch immer nicht hätten wieder herbeigeschafft werden können.

Er wohnte im Hotel R., am Place Bendome, antwortete Dr. Cleff mißmutig; zur weiteren Frage schüttelte er nur reserviert den Kopf. Erst allmählich fand er unter dem Einfluß der Unbefangenheit Doglows und nachdem er glaubte, festgestellt zu haben, in ihm keinen Nebenbuhler sehen zu brauchen, seine Verbindlichkeit und Heiterkeit zurück. Der Sektgenuß hob seine Laune zusehends und bald war er wieder im alten Fahrwasser. In etwas gemilderter Form, aber noch immer zudringlich genug, bombardierte er Anastasia Feodora mit Schmeicheleien über ihren dunklen Teint, ihr wundervolles schwarzes Haar und die Ebenmäßigkeit ihrer Formen.

Verständnislos und drängend blitzten ihre Augen von Zeit zu Zeit Doglow an, der noch immer keine Miene machte, sie von dem unbequemen Verehrer zu befreien.

„Wozu habe ich dich eigentlich gebeten, mir zu helfen, wenn du seinen Unsinn noch unterstützt?" sagte sie endlich, als Dr. Cleff den Tisch für einige Minuten verließ. „Wenn Ihr mich nicht schützen wollt, verlasse ich das Lokal!"

„St! Hör mich an, Anastasia Feodora! Ich habe dem Fürsten über den Mann berichtet! Er ist ihm sehr wichtig, und du erweist ihm und der Bewegung einen großen Dienst, wenn du das Opfer seiner Gesellschaft hier im Lokal noch ein bis zwei Stunden lang bringst! Lade ihn für morgen nachmittag fünf Uhr in die Wohnung des Fürsten ein, gib sie als die deinige aus — komme selbst nicht! Alle weiteren Aufklärungen werde ich dir noch geben! Es handelt sich um eine bedeutsame und wichtige Sache! Still jetzt, er kommt zurück!"

Kurze Zeit später verabschiedete sich Doglow wieder, unter äußerem Bedauern und innerem Hergnügen Dr. Cleffs.

Doglow schritt nur wenige Minuten lang die Rue Rodzwill entlang und verschwand dann in einem ihrer Häuser. Kurze Zeit später erschien er wieder im Straßenanzug, mit kleinem Koffer und in Begleitung zweier Herren, die gefleidet und ausgerüstet waren wie er.

Am Place des Victoires nahmen sie einen Mietswagen.

„Zum Hotel R.!" rief Doglow dem Chauffeur zu.

Sofort nach dem Eintreffen in dem erstrangigen Hotel ließen sie sich bei der Direktion melden und ersuchten sogleich, auch den Hausdetektiv kommen zu lassen. Sie klappten die Rockkragen hoch und überreichten ihre schriftlichen Legitimationen als Geheimdetektive der Polizeipräfektur Paris.

„Der heute mit dem Flugzeug aus der Schweiz eingetroffene Chefingenieur Doktor Arthur Cleff steht unter dem dringenden Verdacht, die Pläne des Flugschiffes „Ikarus XI" der Rhombergwerke bei Bern am Ebiemsee geraubt zu haben und unter dem Vorgeben, zur Aufklärung der Angelegenheit beitragen zu wollen, mit ihnen ins Ausland geflohen zu sein! Wir sind beauftragt, den Mann zunächst zu beobachten, um die weiteren Beteiligten festzustellen und ihn und sie danach zu verhaften!"

(Fortsetzung folgt)

Erinnerung / Von Hans Franck

Kürzlich erschien im Georg Müller Verlag, München, der das bisherige künstlerische Schaffen Hans Francks übernommen hat und die begonnene Gesamtausgabe fortführen wird, ein neues Werk des mecklenburgischen Dichters: Zeitenprisma. Aus diesem Kurzgeschichtenband veröffentlichen wir mit Erlaubnis des Verlags folgende Erzählung.

„In der Sankt Michaelis-Kapelle zu Canterbury liegt auf einem kunstvoll geschmiedeten Betpult ein dickes Buch aus Pergament, in dem die Namen der 6521 Angehörigen des Kent-Regimentes aufgezeichnet stehen, die im Weltkrieg gefallen sind. Das Buch beginnt mit den einfachen Soldaten, deren Namen soviele auf den einzelnen Seiten vereinigt wurden, als bei künstlerischer Anordnung hinausgingen, und schließt mit zwei Generälen, von denen jeder eine gesonderte Seite zugewiesen erhielt. Morgen für Morgen betritt ein Soldat des Kent-Regiments die Kapelle, und nachdem er auf der Schwelle vor dem Buch salutiert hat, wendet er das aufgeschlagene Blatt um. Der Grund zu dieser militärischen Handlung ist folgender: Der Künstler, welcher das kostbare Schriftwerk in vielmonatiger Arbeit verfertigte, hat darum, daß täglich eine Seite des geöffneten Buches umgewendet werden möge, damit das lichtempfindliche Pergament eine gleichmäßige Tönung behalte. Diese, im Interesse der Schönheit notwendige Prozedur gab nun dem Kommandeur des Kent-Regimentes Anlaß, aus ihr einen regelmäßigen Ehrendienst zu gestalten, den nur Soldaten von tadelloser Führung vollziehen dürfen. Beim Verlassen der Kaserne erhalten die durch Befehl zur Blattwendung Ausgezeichneten allmorgendlich einen Kommandoball mit silbernem Knopf, durch dessen Vorzeigung sie sich bei dem Sakristan der Sankt Michaeliskapelle legitimieren müssen. Der Sinn dieses Ehrendienstes aber ist: im Kent-Regiment die Erinnerung an dessen ruhmvolle Toten während des Weltkrieges und an seine 6521 Gefallenen lebendig zu erhalten." So stand es in zahlreichen Zeitungen, und die es lasen, priesen mit lauten — mit leisen, mit ergriffenen — mit gewohnheitsmäßigen Worten die Anordnung des Kent-Regiment-Kommandeurs als ebenso sinnvoll wie zweckmäßig. Von dem verwirrenden, die Ausrichtung seines Befehls gefährdenden Zwischenfall aber, welcher während der ersten Monate dieses militärischen Erinnerungsrituales in der Sankt-Michaelis-Kapelle der Kathedrale zu Canterbury sich ereignete, stand in den Zeitungen nichts.

Am Morgen des 20. Oktober 1919 nämlich kniete vor dem pergamentenen Buch mit den sechstausendsiebenundsiebenundneunzig Namen eine ärmlich gekleidete, etwa sechzigjährige Frau. Sie war am Tag vorher von ihrem Wohnort Wye gen Canterbury gepilgert. Der säuerliche Sakristan hatte der Zugereisten das Gitter, welches die Sankt-Michaelis-Kapelle von dem jedermann zugänglichen Kirchenraum abtrennt, nicht aufschließen wollen. Aber ein ungewöhnlich hohes Trinkgeld machte ihn gefügig. Die Schwarzgekleidete begab sich in den Gedenkraum. Der Rotbemantelte ging in seine Wohnung zurück. Schweren Schritts schleppte sich die Frau zu dem kostbaren Buch mit den sechstausendfünfhundertneunundzwanzig Namen. Verkreuzigte sich. Kniete nieder. Neigte das Haupt. Betete, Lange. Sehr lange — — —

Schließlich hob die Frau aber doch das Gesicht, sah das Buch an und begann, mit zitternden Fingern seine Blätter umzuwenden. Dort, wo die Namen dichtgedrängt verzeichnet stehen. Die Frau las — mit Mühe — Namen um Namen, las — die Buchstaben halblaut zusammenstechend — Seite für Seite. Möglich schluchzte sie auf. Und wandte nun nicht mehr um. Mitten auf der Seite stand in der Tat, was man ihr in dem Brief zugesichert hatte, den sie vom Kent-Regiment vor einigen Monaten erhielt. Die Hände der Frau falteten sich von Neuem. Fielen auf das Buch. Auf seinen unteren Rand. Dorthin, wo aus künstlerischen Gründen kein Name mehr steht. Ihr Herz schrie, ihre Lippen murmelten, ihre Augen weinten: „Ralph Mulvany, geboren am 30. Juli 1889 zu Wye, Bezirk Canterbury; gefallen am 20. Oktober 1914 bei Langemarck in Belgien." Immer aufs Neue: „Ralph Mulvany — — bis zum — — 1914 bei Langemarck in Belgien". Ohne Aufhören: — — geboren — — gefallen — — geboren — — gefallen."

Einige Minuten vor acht trat der Abgesandte des Kent-Regiments mit dem silberköpfigen Erkennungsstab bei dem Sakristan ein, um den Schlüssel zur Sankt-Michaelis-Kapelle zu holen.

Da erst erinnerte der Frühstückende sich, daß er die zugereiste Frau, welche ihm trotz ihrer kümmerlichen Kleidung ein erkleckliches Trinkgeld ausbändigte, völlig vergessen hatte. Der Sakristan bedeutete dem Soldaten, daß die Kapelle geöffnet sei. Er möge, wenn das Blatt umgewendet wäre, das Gitter abschließen, den Schlüssel, der bei der Frühsäuberung versehentlich stecken blieb, abziehen und mitbringen. Der Soldat sagte es zu. Den Erinnerungsdienst hatte an dem Morgen dieses 20. Oktober ein baumlanger, braver Kerl, der von früher her mit der Sache umzugehen wußte. Denn ihm widerfuhr bereits zum dritten Mal die Auszeichnung der Blattwendung, die von den Gemeinen des Kent-Regiments nicht nur der Ehre wegen begehrt wurde. Der zu ihr Abkommandierte hatte nämlich, nach Meldung der ordnungsmäßigen Ausführung des Befehls beim Kommandeur, des selben Tages dienstfrei. Der Soldat begab sich also mit der Ueberzeugung, daß die Verrichtung in der Kathedrale nach einigen Minuten beendet sei und er vor Ablauf einer Stunde stadtwärts schlendern werde, zur St.-Michaelis-Kapelle. Aber diesmal salutierte er nicht, wie die beiden ersten Male, auf der Schwelle des Gedenkraumes. Vor dem aufgeschlagenen Buch präsentierend — so lautete seine Dienstanweisung. Vor dem gekrümmten Rücken einer knieenden Frau? — Das ging gegen den Befehl.

Der Soldat blieb also mit geschultertem Gewehr am Eingang der Sankt-Michaelis-Kapelle stehen. Räusperte sich. Hüstete. Machte mehrfach: „Sssst — Sssssssst!" Trat mit dem rechten Fuß auf. Stampfte mit beiden Beinen. Aber die knieende Frau rührte kein Glied. Ihre gefalteten Hände lagen am Rand einer vollbeschriebenen Seite des Erinnerungsbuches. Ihr Herz schrie, was in der Mitte dieser Seite zu lesen war: „Ralph Mulvany, geboren am 30. Juli 1889 zu Wye, Bezirk Canterbury; gefallen am 20. Oktober 1914 bei Langemarck in Belgien." Der Soldat lehnte sein Gewehr neben der Tür an die Innenseite des Kapellengitters und trat vor die knieende Frau hin.

Die sah ihn nicht.

Der Soldat rief die Knieende halblaut an.

Sie blickte verständnislos auf.

Der Soldat machte mit dem Kopf zur offenen Tür hin nicht mißzuverstehende Bewegungen. Die Frau schüttelte verneinend ihr schmerzumwölktes Haupt. Der Soldat bedeutete ihr: Er müsse das Buch auf dem Betpult umwenden! Eine Seite weiter. Solange hätte sie die Sankt-Michaelis-Kapelle zu verlassen! Nachher könne sie von neuem vor dem Betpult niederknieen. Könne den ganzen Tag lang beten. Falls es dann noch nicht genug gebetet sei, seinetwegen auch die ganze Nacht lang. Bis zum nächsten Morgen acht Uhr, wenn wieder das Buch eine Seite weiter gewendet werden müsse. Heute habe er den Befehl dazu erhalten. Vernünftig sein und solange — zwei, drei Minuten nur! — die St.-Michaelis-Kapelle verlassen. „Umwenden?!" rief die Frau. Hob ihre gefalteten Hände hinmelan. Ließ sie gelobend niederfallen. Mitten auf die nach mühsamem Suchen gefundene Seite. Dorthin, wo geschrieben stand: „Ralph Mulvany, geboren am 30. Juli 1889 zu Wye, Bezirk Canterbury; gefallen am 20. Oktober 1914 zu Langemarck in Belgien."

Da die stumme Antwort der knieenden Frau keine Mißdeutung zuließ, packte der Soldat sie beim Arm und zerrte die mit allen Kräften Widerstrebende aus der Sankt-Michaelis-Kapelle. Dann verrichtete er seinen Dienst. Nicht völlig nach der Vorschrift. Weil die Zurmuhr schon geschlagen hatte, ging er nicht auf die Schwelle zurück, um zu präsentieren. Er begab sich nämlich unvermittelt zu dem Gedenkbuch mit den sechstausendfünfhundertneunundzwanzig Namen. Wandte die aufgeschlagene Seite um. Schrieb die Nummer der neuen Seite auf sein schwarzgerändertes Dienstblatt, das dem Abgesandten des Kent-Regiments mit dem silberbeschlagenen Kommandostab zugleich almorgendlich ausbändigt wurde. Verließ die Sankt-Michaelis-Kapelle. Vergaß auch nicht, die Gittertür zu verschließen, den Schlüssel abzuziehen und einzustecken.

Als der Soldat wenige Schritte durch das Dunkel des Seitenschiffes der Kathedrale gegangen war, stieß sein Fuß an ein Hindernis. Ein Sackerdenklant entfuhr ihm. Auf den Steinfliesen lag ein Mensch. Eine Frau. Er bückte sich. Es war die aus der Sankt-Michaelis-Kapelle Hinausgeworfene. Der Soldat lief zum Sakristan und berichtete ihm das Vorgefallene. „Tot"? fragte der Kirchendiener. „Das hab ich nicht festgestellt", antwortete der Soldat betroffen. „Doch glaub ich's wohl." Der Sakristan eilte in die Kapelle. Gegen seine ursprüngliche Absicht folgte ihm der Soldat. Aber die Frau atmete. Der Soldat streifte sich, Händigte dem Dombiener den Kapellenschlüssel aus und überließ ihm die Fürsorge für die Zusammengebrochene.

Sobald die schwarzgekleidete Frau wieder zum Bewußtsein gekommen war, wollte sie — um eines Namens willen — zu dem Buch mit den mehr als sechstausend Namen zurückkehren. Aber der Sakristan war weder durch gute Worte noch durch Geld zu bewegen, das Gitter von neuem aufzuschließen. So mußte die Abgewiesene noch am 20. Oktober von Canterbury nach Wye zurückwandern.

Als der Soldat dem Kommandeur des Kent-Regimentes rapportierte, daß der ihm erteilte Befehl ausgeführt und das Buch in der Sankt-Michaelis-Kapelle ordnungsgemäß eine Seite weitergewendet sei, schrie der ihn an: „Blöge!" und bewies die Unwahrheit des Rapportes durch die Seitennummer auf dem Meldeblatt des vorhergehenden Tages. Dem Soldaten blieb nur übrig, den Zwischenfall am Betpult zu gestehen. Der Kommandeur legte Gala an. Begab sich in die Sankt-Michaelis-Kapelle. Senkte vor dem Buch mit den sechstausendfünfhundertneunundzwanzig Namen der Gefallenen des Kent-Regimentes, zur Sühne für das ihm begangene Unrecht den Degen. Wandte höchst eigenhändig seine Blätter um. Bis endlich die rechte Seite zu Tage lag. Dann begab der Befriedigte sich zu dem Erzbischof. Und es wurde vereinbart, daß — zur ungeltörten Durchführung des Erinnerungsdienstes der täglichen Blattwendung — künftighin das Gitter der Sankt-Michaelis-Kapelle — außer den Dienern der Kirche — nur noch dem legitimierten Abgesandten des Kent-Regimentes sich öffnen solle; daß indessen den Angehörigen der Gefallenen, damit sie den berechtigten Bedürfnissen ihres Herzens Genüge tun könnten, vor dem Gitter der Sankt-Michaelis-Kapelle ausreichend Gelegenheit geschaffen werden müsse, bequem und säuberlich zum Gebet niederzuknieen.

So ist denn seit Jahren schon die Umwendung der Blätter des Gedenkbuches in der Sankt-Michaelis-Kapelle zu Canterbury nach jener Weise, von welcher zahlreiche Zeitungen mit Ergriffenheit berichteten, Morgen für Morgen ohne Störung verlaufen, wird weiterhin — nun längst nicht mehr um der Tönung des lichtempfindlichen Pergamentes sondern um der Erinnerung willen — ohne Störung ihren Fortgang nehmen. Jene kümmerlich gekleidete Frau, welche den sinnvollen Erinnerungsdienst am Morgen des 20. Oktobers 1919 gestörbte, weil sie nicht an ein kostbares Buch sondern nur an einen Menschen dachte, jene Mutter, die sich nicht der sechstausendfünfhundertundzwanzig Gefallenen des Kent-Regimentes erinnerte, sondern nur des Sechstausendfünfhundertneunundzwanzigsten, der ihr Sohn war, hat ihr Vergehen nicht wiederholen können. Sie ist am Abend des 20. Oktober 1919, eine halbe Stunde vor Wye, im Straßengraben gestorben.

Die Fahrt ins Ferienheim

Lange schon haben sich die Kleinen auf den Tag der Abfahrt ins Ferienheim gefreut, sie haben die Tage gezählt, während Mutter an der Nähmaschine saß und fleißig und unermüdlich die Aussteuer für das erholungsbedürftige Kind instandsetzte. Nun ist der große Moment gekommen. Man ruft „Auf Wiedersehen" — „Sei hübsch artig" — „Schreibe recht bald" und langsam fährt der Zug aus der Halle, herrlichen, sonnigen Tagen entgegen.

Eine Kolonne des freiwilligen Arbeitsdienstes beim Straßenbau.

Fische, die ohne Wasser leben

Bekanntlich stirbt ein Fisch schon nach sehr kurzer Zeit, wenn man ihn aus dem Wasser nimmt, er erstickt. Das ist an sich merkwürdig, denn er hat ja an der Luft viel mehr Sauerstoff, der das Leben unterhält, zur Verfügung als im Wasser. Der Grund für den Tod ist darin zu suchen, daß die feinen zarten Kiemen, mit denen der Fisch atmet, verkleben und damit unbrauchbar werden. Das ersscheint uns so selbstverständlich, daß wir uns im Gegenteil wundern, wenn wir vom Fischen hören, die Wochen, ja Monate ohne Wasser leben können. Seit langem bekannt sind zwei sogenannte Lungenfische, der eine in Afrika, der andere in Südamerika und ein dritter in Australien, der erst 1870 entdeckt wurde. In der Trockenzeit vergraben sie sich im Schlamm, sondern ein Sekret aus, das erhärtet und in dieser Kapsel aus Lehm oder Schleim „überssommern" sie, ja man hat sie darin lebend sogar nach Europa gebracht. Bricht die Regenzeit an, so erweicht der Lehm und die Tiere erwachen wieder aus ihrem Schlafe.

Neuerding hat man nun aber gefunden, daß wahrscheinlich auch andere Fische, und zwar wohlbekannte, wie Schleien und Karpfen ebenfalls diese Trockenstarre überstehen können. Z. B. hat man in Litauen in einem ausgetrockneten Teich im Schlamm Karpfe gefunden, die vollkommen erstarrt waren. Als man sie in einen Eimer mit Wasser brachte, erholten sie sich nach und nach und schwammen munter herum. Man hat früher zur Erklärung derartiger sonderbarer Vorgänge meist angenommen, daß die Tiere durch stärker angeschwollene unterirdische Wasserläufe herangeschwemmt worden seien, jetzt scheint es jedoch so, daß ein Fisch u. U. den Uebergang von Wasser zum Trocknen zu überstehen vermag, wenn der Wechsel nur nicht plötzlich erfolgt, das Tier sich also — ähnlich wie manche andere beim Winterschlaf — langsam darauf einstellen kann. Wir hätten beim Fisch also die gleiche Erscheinung, wie sie schon von Krokodilen, Fröschen und Schneken tropischer Gegenden bekannt ist, die ja auch eine Trockenstarre durchmachen, um beim ersten Regen (Froschregen!) in Massen aufzutreten.

Eine Seife Kurzweil

Prominente / Anekdoten

Erzählt von K. Lerbs

Zweimal Bülow

Hans von Bülow stand bei irgendeiner Wohltätigkeitsveranstaltung in der Ecke und giftete sich unsagbar über gesangähnliche Eruptionen einer Dame, die sich durch ihre gesellschaftliche Stellung Gehör erzwang. Ein Bekannter, auf Bosheit erpicht, pürschte sich an Bülow heran.

„Na —?" fragte er erwartungsvoll.

„Tja", antwortete Bülow. „Die Schwäne, sagt man, singen, bevor sie sterben. Manchmal möchte man wünschen, bei den Menschen wäre es umgekehrt."

*

Hans von Bülow wohnte einmal auf einer Reise im Gasthaus mit ein paar Freunden, von denen der eine sich durch einen hemmungslosen Gang zu nicht immer erfreulichen Liebesabenteuern unangenehm bemerkbar machte. Am zweiten Abend kam einer der Herren zu Bülow ins Zimmer und schimpfte:

„Also mit dem Kerl ist es wirklich nicht mehr zum Aushalten! Jetzt schikkert er wahrhaftig schon wieder draußen auf dem Flur mit dem Zimmermädchen!"

„Wie jener Jüngling bei Schiller" nickte Bülow gelassen.

„— Jüngling bei Schiller —?"

„Ja. Das Schönste sucht er auf den Fluren —"

Der Fonds

In einer Hansestadt hatte man einen sehr stattlichen Geldbetrag gesammelt, der zur Schaffung eines Bismarckdenkmals dienen sollte. Ein beliebter und unverdächtiger Rechtsanwalt betreute den gesammelten Schatz. Eines schönen Morgens aber war er abgereist und hatte in der Hast versehentlich die Kasse mit in den Koffer gepackt. Als es sich zum fassungslosen Entsetzen der ganzen Stadt zeigte, daß er nicht wiederkommen wollte, erfüllte ein reicher Großkaufmann die ihm in solchen Fällen zukommende Ehrenpflicht und bezahlte aus seiner Tasche die ganze Geschichte noch einmal.

Am Morgen nach der Enthüllung fand man den Sockel des Denkmals mit zwei unbeinlich „ähnlichen" Bleistiftzeichnungen geschmückt: — links den Kaufmann, rechts den Anwalt. Unter dem Bilde zur Linken stand: „Der Herr hat's gegeben" — unter dem Rechten: „Der Herr hat's genommen."

Staub

Als der große Rechtsgelehrte Staub, Verfasser des berühmten und klassisch gewordenen Kommentars zum Handelsgesetzbuch, gestorben war, erörterten seine Freunde die Frage, welche Grabschrift ihm passenderweise zu setzen sei. Ein alter Justizrat, der mit philosophischem Witz gesegnet war, fand die mit herzlichem Beifall aufgenommene Lösung:

„Hier liegt Staub, Kommentar überflüssig."

„Justice"

Als zur Regierungszeit Kaiser Wilhelms I. der Schah von Persien nach Berlin kam, wurden ihm die Mitglieder des preußischen Staatsministeriums feierlich vorgestellt; und zwar bediente man sich dabei, weil der Schah kein Deutsch verstand, der französischen Sprache. Nun kam denn auch die Reihe an „M. le Ministre de la Justice". „Justice —?" fragte der Schah befremdet. „Justice —?" Dann aber ging ein Leuchten des Verständnisses über sein Antlitz. „Ah, je comprends — justice!" Und er beschrieb mit dem Zeigefinger der Rechten um seine Gurgel jenen bedeutungsvollen Halbkreis, mit dem man in der internationalen Gebärdensprache den Vorgang des Hängens zu bezeichnen pflegt.

Unerwartete Replik

Verteidiger: „Seien Sie froh, daß man Ihnen mildernde Umstände zugebilligt hat: mehr war nicht zu erreichen, obwohl ich für Sie — das müssen Sie doch zugeben — gesprochen habe, als ob Sie mein eigener Sohn wären!"

Angeklagter: „So — ist das auch so 'n Lump?"

Wörtlich befolgt

Peter Süffel ist krank. Der herbeigerufene Arzt untersucht den Patienten eingehend und sagt: „Keinen Alkohol! Strenge Diät! Höchstens Obst und Wasser!" — Nachdem der Doktor fort ist, ruft Süffel seiner Frau zu: „Hast du gehört? Nur Obst und Wasser. Geh' schnell rüber in die Wirtschaft und hole mir schnell einen Liter Kirschwasser!"

Nicht so schlimm!

Seh'n Sie sich mal meinen Jungen an! Gesund und kräftig ist er und mir wie aus dem Gesicht geschnitten!"

„Tatsächlich! Aber das kann sich ja noch geben! Die Hauptsache ist doch, daß das Kind gesund ist!"

Gute Küche.

„Hatten Sie Krebssuppe oder Schildkrötensuppe?"

„Ich weiß nicht! — Jedenfalls schmeckte es nach Seife."

„Dann war es Krebssuppe — Schildkrötensuppe schmeckt mehr nach Bohnerwachs."

Aus der Schule.

Der Lehrer tritt während der Pause unvermutet ins Schulzimmer und sieht, wie der kleine Hans die Spielkarten auflegt.

„Was hast du denn da", kreischt er den Jungen. „Ich glaube gar, du kennst schon die ganze Karte? — Was ist denn z. B. das?"

„Das ist der Grüne-Ober".

„Und diese Karte?"

„Das ist der Grüne-König!"

Klatsch! Eine mächtige Ohrfeige saust auf den armen Hans nieder . . .

Der Junge heult.

„Na", meint der Lehrer, „weißt du nun auch, wofür du die Ohrfeige erhalten hast?"

„Ja", heulen Hans schluchzend, „weil ich die Zwanzig nicht gemeldet hab!"

Der Unterschied

Der Kutscher eines Möbelwagens, den die Arbeiter gerade auszuladen begannen, bemerkte einen kleinen Jungen, wie er die beiden Pferde mit belegtem Brot und Äpfeln fütterte.

„Das ist nett, mein Junge," sagte der Kutscher. „Man muß immer gut zu Tieren sein. Schau, wie es den guten alten Pferden schmeckt! Aber weiß auch deine Mutter, daß du das tust?"

„Ich hab es nicht von meiner Mutter bekommen," erwiderte der Junge. „Es lag in dem Wagen drin."

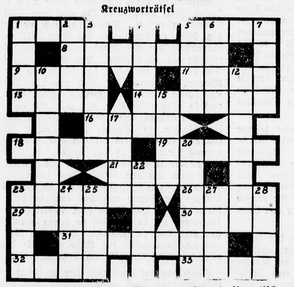
„Verdammt noch einmal," brüllte der Kutscher, „du elender Schafskopf, das ist ja mein Frühstück!" (Universum.)

Der Pessimist: „Wie geht's?"
Der Optimist: „Ich fühle mich alle Tage jünger!"

Der Pessimist: „Ja, das ist auch so eine Alterserscheinung!"

Denken Sie nach

Kreuzworträtsel



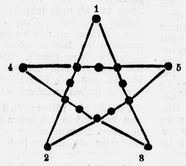
Die Wörter bezeichnen: Waagerecht: 1. Ägyptische Göttin, 5. Stadt in Lothringen, 8. Russische Teemaschine, 9. See in Rußland, 11. Fluß im Harz, 13. Drama von Ibsen, 14. Zeichengerät, 16. Großes Gewässer, 18. Indischer Zauberkünstler, 19. Religion, 21. Kalter zum Binden in der Gärtnerei, 23. Inselgruppe im Atlantischen Ozean, 26. Nordisches Göttergeschlecht, 29. Griechische Göttin der Jugend, 30. Strom in Sibirien, 31. Hochtal im Schweizer Kanton Graubünden, 32. Italienische Hafenstadt, 33. Griechische Siegesgöttin. — Senkrecht: 1. Hochland in Asien, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Wurstart, 4. Backtrog, 5. Nebenfluß des Rheins, 6. Laubbaum, 7. Endpunkt, 10. Lyrisch-episches Gedicht, 12. Kurort in der Schweiz, 15. Teil des Auges, 17. Nashorn, 20. Russischer Staatsmann, 22. Reich in Hinterindien, 23. Israelitischer König, 24. Gasthausangestellter, 25. Italienischer Maler, 27. Gestalt aus „Wallenstein", 28. Teil des Rades.

Silbenergänzung.

ar, am, chi, del, e, kos, ma, ne, on, weiß.

Durch Hinzufügung einer Mittelsilbe soll aus je zwei der obigen Silben ein dreisilbiges Wort gebildet werden, so daß fünf Worte von folgender Bedeutung entstehen: 1. ein mythischer Sänger, 2. ein Mineral, 3. eine Alpenpflanze, 4. eine Gattung der Aale, 5. ein mythischer König von Regina. Bei richtiger Lösung nennen die hinzugefügten Silben eine Stadt in Pennsylvanien.

Ersatzaufgabe.



Die fünfzehn Punkte der Figur sind durch die Buchstaben a, c, d, e, e, f, h, i, m, n, n, o, r, s, z so zu ersetzen, daß fünf fünfbuchstabige Wörter entstehen, welche bezeichnen: 1—2 ein früheres spanisches Getreidemaß, 1—3 eine altitalienische Göttin, 4—3 einen mythischen König von Kreta, 4—5 Larven, 2—5 bienende Personen.

Kombination.

Raupe, Band, Elan, Garne, Rode, Gase

Obige Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben und Hinzufügung eines Buchstabens in sechs andere Wörter umzuwandeln. Die hinzugefügten Buchstaben sollen einen Planeten nennen und die neuen Wörter folgende bezeichnen: 1. eine Hafenstadt in Estland, 2. eine frühere Virtuosenfamilie, 3. ein Hochgebirge, 4. eine marokkanische Hafenstadt, 5. Bezeichnung für Duft, 6. einen weiblichen Namen.

Ballrätsel
ges. gesch.

Auf jedem Ball befindet sich ein Wort (5 Buchstaben) mit folgender Bedeutung: 1. Möbelstück, 2. südamerikanischer Staat, 3. Baum, 4. Ablaufstelle, 5. Tier, 6. Gasthaus, 7. Komponist. Die nicht sichtbaren Buchstaben ergeben hintereinander gelesen eine Person im Sportwesen.

Zahlenrätsel.

Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die drei waagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bezeichnen: 1. eine ehemalige preußische Festung, 2. eine englische Festung in Andalusien, 3. eine Stadt im Unterelsaß.

Buchstabenordnung.

a	a	a	e	e
e	e	e	e	g
h	h	i	i	i
k	l	l	l	l
m	n	o	p	r
r	s	s	u	u

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die waagerechten Reihen je einen weiblichen Namen bezeichnen.

Auflösungen aus Nummer 13

Lösung des Kreuzworträtsels. Waagerecht: 1. Menam, 5. Spa, 8. Mode, 9. Altona, 11. Ader, 12. Eris, 13. Lenore, 15. Nest, 16. Oran, 18. Samos, 20. Levin, 22. Reim, 24. Bali, 27. Santos, 31. Erie, 32. Erle, 33. Lanner, 34. Bode, 35. Lat, 36. Elope. — Senkrecht: 1. Modena, 2. Eden, 3. Nero, 4. Water, 5. Sterne, 6. Pore, 7. Anis, 8. Mal, 10. Alten, 14. Rose, 17. Alma, 18. Sudel, 19. Orient, 21. Isolde, 23. Iere, 25. Aral, 26. Lima, 28. Rebo, 29. Troy, 30. See.

Lösung des Diamanträtsels: 1. p, 2. Lea, 3. Adler, 4. Pelikan, 5. Lukas, 6. Var, 7. n. — Pelikan.

Lösung der Ergänzung: Samiel, Creme, Hain, Abdang, Gule, Eden, Beruf, Gure, Rachel, Ueld. — Schneeberg — Leugenfeld.

Lösung des Kalteenrätsels: Man bepann beim Blatt mit einem Stachel und erhält dann (auf die Stachein achten): Freundschaft ist die Blüte eines Augenblicks und die Frucht der Zeit.

Lösung der Kombination: Brasse, Meta, Brand, Bille, Medium, Nebel. — Berlin.

Lösung des Silbenrätsels: Jupiter. Eule, Diamant, Gris, Rigi, Fute, Islam. Aiemen. Dike, Essen, Toni. Sonne. — Jeder findet seinen Meister.

Lösung der Füllaufgabe: a—b Capella, c—d Nashorn, a—d Centauren, b—c Alemannen.

Feind in Sicht!

Mobilmachung! — Wer denkt da nicht an den 2. August 1914?

Feind in Sicht? — Wenn es nur das wäre! Nein, schon bedroht er uns, ein friedwilliges Volk, diesseits der Grenze. Es gilt von ihm nicht mal mehr das Hörerleingangene „Hannibal vor den Toren"; denn mit List und Tücke ist er längst über die Mauern hinweg in die Städte eingedrungen und hat sich da festgesetzt, nachdem er vorher in raschem Vordringen weite Acker- und Gartengebiete mit seinen grün uniformierten Freischaren überschwemmt und rings umher schweren Schaden angerichtet hat, ohne daß den Bewohnern die Tragweite dieser Invasion recht zum Bewußtsein gekommen wäre. — Seine Taktik ist ebenso gerissen, wie seine Ausdauer Staunen und Furcht erregen muß. Überall versteht er es, sich zunächst geräuschlos einzunisten, um dann seine Umgebung buchstäblich auszusaugen: er geht von dem „Mark des Volkes", will sagen von allen Stoffen, die unsern wichtigsten Kulturpflanzen (auch kostbaren Ziergewächsen) zu ihrem normalen, ersprießlichen Gedeihen unentbehrlich sind. Diese Nährstoffe — es erübrigt sich, sie den Lesern einer landwirtschaftlichen Zeitung aufzuzählen —, welche den für uns arbeitenden Kindern Floras mit viel Bedacht, Mühe und Kosten bereitet sind und dargeboten werden, nimmt das der Zahl nach unwahrscheinbare Heer des gierigen (als Einzelwesen ganz harmlos aussehenden) Gegners für seinen Bedarf in Anspruch.

Jahraus, jahrein sendet der Feind seine Patrouillen und „Stoßtrupps" aus; es gibt kein Fleckchen Erde, das sicher wäre vor diesem Schädling, auf dessen gemeingefährliches Treiben ich — im Innersten empört — hier hinzuweisen mich für verpflichtet halte, nachdem er mir aus eigener Anschauung genau bekannt geworden ist.

„Ja, wen meinst du denn eigentlich?" werde ich jetzt höchst wahrscheinlich gefragt. Nun — Galinsoga heißt unser Held. — „Sonderes Heldenstum — danke!"

Der Name klingt spanisch und ist es auch. Er geht zurück auf den Leibarzt einer spanischen Königin. Gestaltet wurde der Unhold von dem 1804 gefallenen Direktor des botanischen Gartens zu Madrid A. J. Cavanilles, der sicherlich keine Ahnung hatte, zu welch traurigem Ruhme das aus Südamerika hierher gebrachte nette „Pflänzchen" gelangen sollte.

Um 1807 dem Berliner botanischen Garten entwichen (übrigens schon 1805 in Baden angetroffen), ist Galinsoga in unglaublich kurzer Zeit verwildert, 1816 war sie bis in die Nähe von Genthin vorgedrungen. Im Fluge machte sich dieser beutehungrige Konquistador Mitteleuropa, Österreich, Skandinavien, Italien, Portugal, England untertan und fand bald den Weg nach Nordamerika und Australien. Im Jahre 1840 war das Zaufenkraut am westlichen Himalaja so verbreitet, daß es von einem englischen Forscher irrtümlich als zur dortigen einheimischen Flora gehörig angesprochen wurde.

Der Deutsche gab dem frechen Eindringling den Namen „Franzosenkraut", was wohl der Umstand erklären mag, daß anno dazumal, als er plötzlich auftauchte, das ganze Land unter den Folgen der „Beglückung" durch Napoleon schwer zu leiden hatte und seufzte. Der Artname vom Galinsoga lautet „parviflora", bedeutet kleinblütig und weist kennzeichnend auf die zahlreichen winzigen, etwa erbsengroßen Blüten hin, deren Scheibe gelb, während der — bisweilen fehlende — Strahl weiß ist; sie gleichen kleinen Knöpfchen, weshalb die Pflanze auch Knopf- oder — in Süddeutschland — Knöpflekraut heißt. Aus der nicht geringen Zahl anderer Bezeichnungen seien erwähnt „Goldknöpfchen", „Jahnstrauß", „Gängelkraut", „Wucherblume"*). — Nach der Abbildung wird dieser Schwerverbrecher, hinter dem hiermit ein Steckbrief hergezogt sei, ohne weiteres von jedermann erkannt und „im Betretungsfalle" verhaftet werden können. — Personalbeschreibung: Stengel aufrecht oder liegend, oberwärts dreigabelig verästelt, bis zu 75 cm hoch (gewöhnlich aber kürzer); er trägt mäßig große, gegenständige, länglich herzförmige, flachzähnige, kurzgestielte, frischgrüne Blätter. — Blütezeit: Juni bis Herbst. — Sind die Pflanzen noch klein (etwa 10 bis 15 cm), so können sie wegen der gefiederten Blätter von Laien für Brennnesseln gehalten werden.

Die Galinsoga ist jetzt schlechterdings allenthalben angesiedelt, hier und da, wo man sie aus

Franzosenkraut
a Blütenkopf mit offenen Randblüten, b Fruchtkopf, c ausgereifter Fruchtstand, d Früchte mit Schopf (stark vergrößert)

Unkenntnis duldet (z. B. in vernachlässigten Vorgärten), förmliche Rasen bildend. Es gibt kein Plätzchen, das dieser ungebetene Gast mit seiner Gegenwart verschont; ich glaube, man könnte getrost eine Wette eingehen, daß er sich sogar auf den Balkonen vieler Stadtzeugse der Großstädte mausig macht, vom Erdgeschoß bis zur Wolkenkratzerhöhe. — Da werden in den Blumenkästen von sorgender Hand Geranien, Kresse, Petunien, Lobelien usw. mit rührender Treue gewartet, und — eines schönen Tages entdeckt das alte Fräulein in ihrem Miniaturpark eine ihr fremde Staude, mit niedlichen Blümchen, die sich zwischen ihren Lieblingen hindurch gewandt und bereits eine stattliche Höhe erreicht hat. Überraschung, Wundern. Die kenntreudige Dame bricht einen Stengel ab, geht zum Handelsgärtner in der Nähe und fragt: „Nun sagen Sie bloß, was ist denn das?" — Der lacht süffaer:

*) Wer tiefer in diese ebenso wichtige wie interessante Stoffgebiet der Agrarbotanik eindringen will, der lese die auf gründlichsten Studien beruhende Arbeit von Dr. Karl Müller „Das Franzosenkraut" in den Veröffentlichungen der Deutschen Landwirtschaftlichen Gesellschaft. Heft 272. — Was übrigens den Namen „Wucherblume" anlangt, so wird hiermit gemeinhin die Saatwucherblume bezeichnet: Chrysanthemum segetum, welche mit ihren düsterlichen Konkurrenten Galinsoga gar nicht zu vergleichen ist. Sie kann, wo sie überhand nimmt, ebenfalls empfindlichen Schaden anrichten, „verschwindet jedoch bei Einführung rationeller Fruchtfolge, insbesondere bei Ausdehnung des Futterbaus fast bald von den Äckern".

„Franzosenkraut, ganz gemeines Franzosenkraut! — Sehen Sie mal her — hier im Kreidet und da links und dort hinten — es ist zum Verrecken! Und es gibt keine Hilfe dagegen. — Ja, ja, der Teufel hat Unkraut nicht bloß aufs Weizensell gestreut."

„Galinsoga," sagt Geheimrat Professor Dr. L. Klein im VII. Band der „Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher"*), ist ein kaum mehr ausrottbares Unkraut und biologisch besonders dadurch interessant, daß die in ungeheuren Mengen erzeugten völlig frostharten Samen dieser einjährigen Pflanze auf Kulturland immer wieder keimen, selbst wenn sie schon jahrelang im Boden liegen. Bleiben die ausgereiften blühenden Pflanzen nur ein paar Tage auf dem Felde liegen, so sind die Früchte schon wieder reif. Die Pflanzen wachsen auch sehr rasch und können selbst spät gepflanzte Kartoffeln nach dem Belaubsein völlig überwuchern."

Ein Lichtstrahl kann schlechterdings nicht gefällt werden, und ebenso, wie anderen Nahrungsdieben (so möchte ich diese ganze Gaunerbande nennen) von ersten Tagen Fehde angesagt ist, will ich nicht unterlassen, zu einem Vernichtungskriege gegen Galinsoga aufzurufen.

Man denke daran, wie man Ackerhase, Kolorabdäfer, Hederich, Kleeseide, Ackerquecke (auch der Saatwucherblume) und anderem Gesindel zu Leibe geht. Es sollte es gleichfalls dem vermaledeiten Franzosenkraut angehen — schonungslos.

Wer hat denn im „großen Publikum", das über Lebensmittelteuerung mit Recht wehleidig klagt oder in hohen Tönen entrüstet schimpft, auch nur annähernd einen Begriff von den furchtbaren Mühen und Nöten aller jener zumeist im Verborgenen wirkenden zahlreichen Kulturfeinde aus dem Pflanzen- und Tierreiche? Wer weiß z. B., daß in manchen Jahren durch den bösen Getreiderost (Puccinia graminis Pers.) in der Aecidiengeneration auf dem Berberitzenstrauch heimisch) Werte von schätzungsweise Millionen Mark dem Volkvermögen entgangen werden? — Hier nun, wie überall gegen die wilde Horde dieser Übeltäter, sollte man eine allgemeine strenge und konsequent durchgeführte Schädlingsbekämpfung durch Gesetz anordnen.

Was nun speziell Galinsoga betrifft, so könnte meines Erachtens mit geringem Nutzen die gesamte Schuljugend ad hoc mobil gemacht werden. Siehe das erste Wort dieses Aufsatzes. Die Naturgeschichte- und die Klassenlehrer hätten, was ja nicht die geringste Mehrbelastung bedeutet, nach entsprechenden Unterweisungen die Pflanze zur Blütezeit vorzuzeigen (Proben — leider! — an allen Ecken und Enden), und an bestimmten Tagen — nicht bloß einmal! — müßten ihre Zöglinge in Stadt und Land eine Generalrazzia vornehmen: eine Art „Kinderkreuzzug" gegen das Raubgesindel.

Wenn diese — in mehreren aufeinander folgenden Jahren durchzuführende — Maßregel richtig eingeleitet und dann von den zuständigen Behörden auf genaue Innehaltung entsprechender Vorschriften strengstens geachtet wird, so wäre mit der Zeit doch wohl ein Sieg zu erringen, den jungen Kämpfern zu Lust, Kurzweil und Befriedigung, dem ganzen Lande zu großem Segen. Auch Erwachsene könnten sich in den Dienst der guten Sache stellen; viele haben Zeit genug dazu! Das Jäten ist systematisch vorzubereiten; es geschieht am nützlichsten vor der Blüte, weil die Samen außerordentlich rasch reifen. Eine einzige Pflanze von etwa 50 cm Höhe kann, nach Versuchen von Dr. K. Müller, bis zu 13800 Samen hervorbringen! Hat aber das kampffreudige Heer der Betriebigen erst einmal während der Blütezeit den Feind gründlich kennen gelernt, so weiß es ihn in folgenden Perioden auch dann nicht übersehen, wenn er — sozusagen — seine Standarten noch nicht entfaltet hat.

Zum Einsammeln der Beute sind am besten Papiersäcke zu verwenden, die von den zuständigen Stellen bereitzustellen wären, wos deren Kassen kaum Schmerz verursachen dürfte. — Am zweckdienlichsten, nahrhaftesten ist natürlich das Verbrennen des Unkrauts, auch Kompostieren mit Kalk hat man empfohlen. Die in Frage kommenden, möglichst einfachen technischen Einrichtungen wären Sache der landwirtschaftlichen Organisationen usw. — Darauf näher einzugehen, ist hier nicht am Platze; Spezialisten auf diesem Gebiete mögen „die Hand ans Schwert legen". — Man hat in Erfahrung gebracht, daß bereits vor Jahrzehnten in der Provinz Hannover eine „polizeiliche Verordnung zur Vernichtung des Franzosenkrautes" erlassen worden ist. Auch in mehreren braunschweigischen Orten soll durch „Gemeinde-Satungen" die Vertilgung der Galinsoga angestrebt worden sein. Einen analogen Schritt — wurde mir mitgeteilt — hat auch ein Kreis der Mark Brandenburg unternommen, es war mir leider nicht möglich, eine befriedigende Nachricht darüber zu erlangen. — Aus diesen lobenswerten Anläufen erhellt, daß im Plane einer gemeinsamen Aktion doch hier und da im kleinen etwogen worden ist. — Wie wir „Ratten- und Mäckentage" erlebt haben, so sollte es in allen Gauen — besser in allen Ländern — Galinsoga-Feldzugstage geben. Kein langes Zaudern und Beraten, bis die Landplage an Ausdehnung zunimmt und der Feind auf der ganzen Linie überhandgenommen hat. „Gleich im Anfange müssen Gegenmittel angewandt werden!" rief schon der römische Dichter Ovid, der nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein genauer Kenner menschlicher Verhältnisse war. — Also nochmals: „Vorsicht! Feind in Sicht!"

Die Futterruhe für die Küche

Von Peter Meyer

Mit zwei Abbildungen

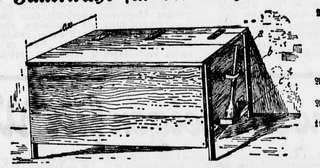


Abbildung 1
Ansicht der Futterruhe für die Küche

In den Küchen des kleineren Landvolks wird bekanntlich auch das Futter für die Schweine gekocht und zubereitet, da sich die Fütterung dort aus besonderen Futterküche bei kleinen Landwirtschaftsbetrieben nicht lohnt und auch viel zu umständlich ist. Meistens beruht nun unter den zur Futterzubereitung benötigten Geräten etwas Unordnung. Die Schweineeimer oder Eimer stehen mit den kleinen Futtervorräten, die für gewöhnliche Mahlzeiten immer da sein müssen, in der Küche umher. Die Futterreimer enthalten oft noch etwas Futter, bilden also eine vorzügliche Nistplätze und Aufenthalt für die so lästigen Fliegen. Leicht aber gelangen sie hier in die Küche, vom Schweinekübel auf den Tisch und Herd, wo menschliche Speisen zubereitet werden. Solange überhaupt Schweinelutter und Kübel offen umherstehen, ist die Fliegenplage schrecklich.

Hier kann nun diesem Übel leicht abgeholfen werden durch die Aufstellung einer Futterruhe, die

Frage und Antwort

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb ist jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher des Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden unfrankiert und mit Strafporto belastet weiterbefördert, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur solche Fragen beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur solche Fragen beantwortet, die auf dieser Seite behandelt. Unsere Ratgeber geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag „Der 7. Tag", Frageabteilung, Feldersborn. Die Schriftleitung.

Frage: Schweine leiden an starker Geschwulstbildung. Seit längerer Zeit haben mehrere meiner Schweine an verschiedenen Stellen des Körpers, zumeist aber am Halse, langsam anschwellende Beulen, welche, aufgeschnitten, eine dicke, weißgelbe, eiterige Masse enthalten. Bei einem etwa 75 kg schweren Schwein hatte ich die Beule am Halse aufgeschnitten und den dicken Eiter herausgedrückt; die Wunde verheilte, doch trieb dicht daneben am Bein eine andere Beule wieder auf, so daß das Tier schlachtete. Beim Aufschneiden stellte sich heraus, daß die eine Kopfseite voll kommen vereitert war, ebenso das Bein, nach welchem sich die Beule hingezogen hatte. Nach und nach sind nun etwa sechs bis acht Schweine von diesen Beulen befallen, und einige habe ich schon abgeschlachtet, das Fleisch aber nur abgekocht und an die anderen Tiere verfüttert. Kann dies eine Unreinigkeit im Blute sein, wogegen etwas getan werden kann? Der Tierarzt ist der Meinung, die Ansteckung könne von außen durch die Berührung mit den Erregern. Die Erkrankung der Tiere ist auch äußerlich, besonders an der gelbbraunen Färbung der Haare, zu erkennen. G. M. in B.

Antwort: Die im vorliegenden Falle beobachtete Geschwulstbildung ist bei Schweinen nicht selten und wird als Aktinomykose oder Strahlenpilzerkrankung bezeichnet. Die Krankheitserreger sind in Grannen und auf Gras- und Getreidehalmen anzutreffen, und die Ansteckung erfolgt gewöhnlich von Wunden aus. Vorbeugend empfiehlt es sich, in Schweineställen Saftgräser und Streufarren, die auf feuchtem Boden gewachsen sind, als Einstreu nicht zu verwenden, da sie oft Träger der Krankheitserreger sind. Die Geschwülste sind mit Jodtinktur oder Jodvaloglan zu bepinseln, und innerlich kann drei bis vier Wochen lang Jodkali (täglich 0,2 bis 2 g) verabreicht werden. Gegebenenfalls kann die Geschwulst auch operativ entfernt werden. Dr. T.

Frage: Frischmilchende Erstlingssäuge gibt blutige Milch. Ich fütterte Roggenkleie, Leinmehl, rohe und gekochte Kartoffeln und etwas Futterkalk. Was ist dagegen zu tun? M. in P.

Antwort. Blutige Milch kommt bei Erstlingstieren häufiger infolge der größeren Milchfülle, besonders bei schwachem Euterbau, vor. Blutungen können ferner auch dadurch entstehen, daß die oft sehr heftig saugenden und stoßenden Lämmer Blutäderchen im Euter zum Platzen gebracht haben. Die einmal defekten Blutgefäße reißen dann bei kräftigem Melken des Euters und energischem Melken häufig noch längerer Zeit immer wieder von neuem auf. Die Milch ist dann naturgemäß blutig. Heilung ist zu erzielen durch vorsichtiges Melken. Kräftige Massage des Euters, die sonst durchaus angebracht ist, ist zu unterlassen. Nach Verlangen des Tieres im Freien und allgemeine Kräftigung des noch nicht völlig ausgewachsenen Körpers durch gute Fütterung sind Voraussetzung für eine Heilung. Medikamente sind nicht angebracht. Bei ihrer Fütterung fehlt die Hauptsache, Grünfutter. Scha.

Frage: Heidschnucken leiden an Unverdaulichkeit. Wie kann ich die Tiere von dem lästigen Schmarotzern befreien? A. W. in C.

Antwort: Jedenfalls haben die Schafe Zecken. Sollte in Ihrer Nähe eine Gelegenheit sein, könnten Sie die Schafe baden lassen. Andernfalls könnten Sie die Tiere nach der Schur wöchentlich zweimal in Salzsäuglösung baden oder mit Pulver einreiben. Bel.

Ein Ratgeber für jedermann

man nach den Maßen von Abbildung 1 und 2 leicht selber herstellen kann. Als Beine zur Truhe (Abbildung 1) können starke Latten benutzt werden. Die Bretterstärke genügt mit 3 cm. Die Inneneinteilung (Abbildung 2) besteht in einem Raum für die Kübel, einem Raum für Kleie. Der Querschnitt (Abbildung 2) zeigt ferner, wie rechts im Kübelraum noch ein Klötchen für Futterkalk usw., links im Kleieraum ein solches für Viehsalz eingebaut werden können. Ferner kann auch das Kartoffeldampfrohr (Abbildung 1a), mit dem in den Kübeln die Kartoffeln zerquetscht und evtl. das Futter angerührt wird, rechts oder links an der Truhe, je nach den örtlichen Verhältnissen, wo die Truhe später zu stehen kommt, Aufnahme finden. Zu diesem Zwecke wird oben ein Stück Bandeisen nach Abbildung 1b befestigt, ferner unten ein dementsprechend breites Brettchen, welches mit einem Blechstreifen 12 bis 15 cm hoch angenagelt wird (Abbildung 1c). Sind jedoch die aufzubewahrenden Kübel nicht zu groß, kann der Stampfer auch in einer Ecke des Kübelraumes durch eine derartige An-

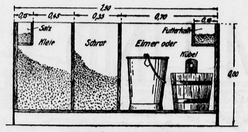


Abbildung 2. Querschnitt der Futtertruhe

bringung jederzeit handbereit aufbewahrt werden. — Werden schließlich die Bretter der Truhe gehobelt und gestrichen, so stellt diese ein ganz populäres Inventarstück der landwirtschaftlichen Küche dar. Die in Abbildung 1 und 2 angegebenen Maße sind so berechnet, daß die Truhe, richtig aufgefüllt, mit ihrem Vorrat für fünf bis sieben Tage ausreicht. Der Hauptvorteil ist vor allem der, daß Ordnung im Betriebe herrscht. Die bekanntlich viel Mühe und Arbeit spart.

Vorbereitung des Imkers auf die Herbsttracht

Im Monat Juli schließt gewöhnlich die Honigernte. Hat der Imker seine Honigtöpfe alle füllen können, so ist er zufrieden mit dem Bienenertrag und denkt kaum an die Ausnutzung der Herbsttracht. Doch nur zu selten kommt ein reiches Honigjahr, und darum muß der Herbst helfen.

Solange der Blütenreichtum den Bienen genügende Nahrung bot, dehnten sie das Brutnest so weit aus, daß ausreichender Sammelnachwuchs gebildet wurde. Jetzt sind die Blüten in der Trachtbildung. Wenig Blumen locken die Bienen an. Sie schränken die Brut ein, wenn der Imker nicht eingreift. Er braucht zu zur Ausnutzung der Herbsttracht sehr starke Völker. Also muß der Imker den Bienen durch Reizfütterung, die Abend für Abend erfolgt, Tracht vortäuschen. Wenn die Völker bei der Durchsicht reichlich junge Brut zeigen, aber einzelne Kolonien sichtbar zurückbleiben, achte der Imker auf die Königin. Ist sie nach seinen Aufzeichnungen noch nicht drei Jahre alt, so kann irgendein Fehler an den Gliedern, Flügeln oder sonst ein Gebrechen ihre Eierlegetätigkeit beeinträchtigen. Sie wird durch eine andere ersetzt, die der Imker selbst zog oder kaufte. Hat die Post im Versandkäfig die neue Mutter gebracht, so darf deim Zusetzen nichts übereilt werden. Hat der Bienen-

züchter die minderwertige Königin selbst entfernt, gibt er die Königin im Käfig, ohne die Begleitbienen, dem Volke zu. Die Begleitbienen ja entfernt! Manche wertvolle Mutter ging der Begleitbienen wegen verloren. Das Schlupfloch des Käfichens bleibt noch geschlossen. Wenn aber am nächsten Tage die Bienen schmeichelnd und schelnd am Käfig sitzen, kann der Kork durch einen Zuckerhonigteigpfropfen ersetzt werden. Sind die Bienen am Käfichen noch recht unruhig, so wartet man lieber noch einen Tag mit dem Erlaß des Verschlusses durch Zuckerteig. Jetzt läßt der Imker das Volk wenigstens zehn Tage in Ruhe. Zu frühes Nachsehen hat schon manchmal das Einknäueln und den Tod der neuen Stockmutter verschuldet.

Nach zehn Tagen wird der Zuschlußteig entfernt, und bald hat die junge Königin bei genügender Stärke des Volkes ein zufriedenstellendes Brutnest geschaffen.

Nur ein Volk mit recht viel jungen Bienen und reichlichem Ersatz in bedeckelten Brutwaben kann die Anstrengungen der Herbsttracht aus Sarrabella und Heidekraut aushalten, guten Ertrag bringen und doch noch genügend stark für das nächste Jahr aus der Heide zurückkehren. Solche Völker sich zu sichern, ist die beste Vorbereitung auf die Herbsttracht.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Schwarze Johannisbeeren. Weit mehr, als es bisher der Fall ist, sollten diese fast- und aromareichen, kach- und speisewirtschaftlich so vielseitig verwendbaren schwarzen Johannisbeeren in Haus- und Kleingärten angebaut werden, zumal sie auch in der kulturellen Pflege noch genügsamer als ihre rot- und weißfarbigen Fruchtgenossinnen sind. Auf einem sandigen, trockenen und kalkarmen Boden teilen sie zwar mit allen Fruchtsträuchern die unliebsame Eigenschaft des „Rieselns", d. h. Abwerfen eines Teiles der angesetzten Beeren, sind aber bei aufgenden Ernährungsverhältnissen und am richtigen Kulturplatze auf durchlässigem, sandlehmigen, feuchten und warmen Boden alljährlich gleichmäßige Trockenträger von raschem Wuchse und stets gesundem und kraftvollem Aussehen. Wo der eigenartig strenge Geruch der Blätter und des Holzes nicht stört, können sie deshalb sogar im Ziergarten mit angepflanzt werden. Mit Rücksicht auf die bedeutende Ausbauvielderung darf die Pflanzweite der Sträucher allseitig nicht unter 1,5 m betragen, damit Licht, Luft und Sonnenschein auch in das Strauchinnere eindringen und eine ordentliche Besprechung der Blüten sowie eine gute Reife der Früchte und des Holzes herbeiführen können. Wie bei allen anderen Beerensträuchern, so ist auch hier das Jungholz fruchtbar. Damit letzteres immer in kräftigem Zustande vorhanden ist, müssen die Sträucher von besten allseitig beschnitten werden, und zwar möglichst bald nach der Beerenernte, damit die Sträucher Zeit genug haben, bis zum Herbst kräftiges Jungholz zu entwickeln. Ebenso ist auch für eine ausreichende und regelmäßige, im Sommer gleich nach der Ernte gegebene flüssige Düngung (Jauche) Sorge zu tragen, da sich hierfür noch alter Erfahrungen der schwarze Johannisbeerstrauch als besonders aufnahmefähig erwiesen und eine solche Düngergabe durch größere Fruchtbarkeit belohnt hat. Als regelmäßige und reiche Fruchtbringer haben sich u. a. folgende Sorten bewährt: Für schweren nährreichen Boden: „Roemstaks langtraubige Schwarze", die eine neuere, sehr wertvollere Verbesserung der alten Sorten mit nur wenigen Einzelbeeren darstellt; Lees schwarze (Lees prolific black) mit mittellangen, aber gut und voll ausgebildeten Trauben und großen Beeren; für leichten Boden: „Bang up", mit vollen mittellangen Trauben und großen und besonders festen und saftigen Beeren; für sandig-lehmigen Mischboden: „Goliath", eine holländische Züchtung von großer Fruchtbarkeit und schön ausgebildeten, großen Beeren. Diese und die vorgenannte Sorte „Bang up" eignen sich auch für den Massenanbau. E. G.

Schafft Sonnenschutz in den Geflügel-Auslaufen! Es ist eine dringende Notwendigkeit, den Hühnern in ihren Auslaufen Plätzchen zu bieten, die in der heißen Jahreszeit vor den sengenden Strahlen der Sonne schützen. Wo keine Gebäude Schatten geben, geschieht dies am praktischsten und gleichzeitig am wirtschaftlichsten durch Anpflanzen von Obstbäumen, Hoch- oder Halbstämmen. Auch niedrige Sträucher eignen sich dazu, von Beerenobst jedoch nur die schwarze Johannisbeere, da alle übrigen Beerenobstarten vom Geflügel abgerichtet werden. Wo Bäume und Sträucher noch zu klein sind oder erst angepflanzt werden sollen, muß man sich durch Herstellung von Sonnendächern helfen. Man bespannt zu diesem Zweck je nach der Tierzahl mehrere Lattenrahmen mit Säcken und stellt sie an verschiedenen Plätzen des Auslaufs auf. Auch Strohmatten eignen sich dazu. Wasser, Futter und Tiere haben dahinter den gewünschten Schutz. Dr. Kl.

Wespen und ihre Bekämpfung. (Mit zwei Abbildungen.) Es soll hier nur von der gewöhnlichen Wespe die Rede sein, die wegen der Geselligkeit ihrer Sitte ebenso gefürchtet wird wie wegen des Schadens, den sie an reifenden Obst aller Art, an Backwaren und Süßigkeiten, sowie selbst an frischem Fleisch anrichtet. Ihre mutzliche Tätigkeitseinkehrung liegt daher im unter aller Interesse. Aus der Lebensgeschichte der Wespen ist es wichtig, zu wissen, daß man ihre mit der Außenwelt nur durch ein kleines Flugloch in Verbindung stehende Nester stets in der Erde findet. Die Bewohner dieser Erdnester, also der ganze

a b

Fangvorrichtungen für Wespen
a Einmachglas, b Besonders für den Wespenfang konstruiertes Glas

kleine Wespenstaat geht bei Eintritt des Winters zugrunde. Es bleiben nur die befruchteten Weibchen übrig, die an irgendwelchen geschützten Orten den Winter überdauern und als Königinnen im nächsten Frühjahr jede ein neues Nest anlegen und einen neuen Wespenstaat gründen, indem sie einige Zellen bauen, diese mit Eiern belegen und die daraus schlüpfenden Larven heranziehen. Aus diesen Larven entstehen Arbeiterinnen, die nun der Königin die Pflege der anderen heranwachsenden Larven abnehmen, so daß diese sich nur der den ganzen Sommer über anwachsenden Brutlage zu kümmern braucht. Die Bekämpfung der Wespenplage kann einmal durch die Vernichtung ihrer Nester samt deren Insassen erfolgen. Man merkt sich zu diesem Zwecke die am Tage gefundenen Nesteingänge, legt auf diese gegen Abend, wenn alle Wespen ihr Nest aufgesucht haben und der Abendkühle wegen in ihrer Bewegungsfähigkeit behindert sind, einen größeren, mit Tetrachlorkohlenstoff oder Areginal getränkten Wattebausch auf das Flugloch und füllt einen Eimer oder ein Schüffel darüber. Das verdampfende Gift, das schwerer ist als Luft, dringt in das Nest ein und tötet Larven und Wespen ab. Findet man die Nester nicht, kann man die Wespen in Fanggläsern fangen, die mit süßer, gärender Flüssigkeit, wie mit gesüßtem Bier, Obstsaft, Weinresten usw. gefüllt sind. Es genügen dafür einfache Einmachgläser (Abbildung a), die man in Bäume, zwischen Spalierobst und dergleichen hängt. Besser sind natürlich die besonders zum Wespenfang konstruierten Gläser (Abbildung b), die ein Entweichen der einmal in die Flasche eingedrungenen Wespen verhindern. Die Fangsicht dieser Flaschen oder Gläser ist oft so groß, daß sie mehrmals von Wespen geleert und neu mit Flüssigkeit gefüllt werden müssen. Dr. J.

Bücherbrett

Hausfrau, hilf dir selbst! Eine durch zahlreiche Photographien erläuterte Anleitung, Reparaturen jeder Art selber zu machen. Von Elisabeth Freund. Neue-Hauswirtschafts-Bücher. 2.20 RM. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. — Elisabeth Freund gibt in ihrem Büchlein klare, durch viele Bilder erläuterte Anweisungen, kleine Schäden selbst wieder in Ordnung zu bringen, sie geht darüber hinaus und leitet die Hausfrau an, allerlei, bisher dem Handwerksmann überlassene Arbeit selbst zu tun. Als praktisches Hand- und Nachschlagebüchlein sollte es auf dem Bücherbrett der Hausfrau stehen, wo auch die übrigen Bände der Reihe, Neue-Hauswirtschaft-Bücher, ihren Platz finden sollten. Alle diese Bände sind aus der Praxis entstanden und zeichnen sich durch Sachlichkeit, Klarheit und Billigkeit aus.

Koch schnell und fritzlich für den Sommertisch. Anregungen für gesunde, fleischlose Mahlzeiten ohne viel Kocherei bei richtiger Abwechslung. 128 Einzel- und viele Sammelrezepte. Von Dr. Erna Meyer und Marie Kirchgeßner. Steif kartoniert, K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. Längst ist es für die fortschrittliche Hausfrau selbstverständlich geworden, daß sie ihre Küche im Sommer gründlich umstellt, und schon fordert die Familie auch von ihr, daß in diesen Monaten etwas Frisches, Leichtbekömmliches auf den Tisch kommt. Hier genügend Abwechslung zu schaffen, ist für die Hausfrau erfreulich unterhaltend, als es eine Fülle von neuen brauchbaren Grundrezepten bietet, die von der Hausfrau nach kurzen allgemeinen Anleitungen, die den einzelnen Abschnitten jeweils vorangestellt sind, beliebig variiert werden können.

Wenn du einen Garten hast, so soll er dir Freude und Nutzen bringen. Aber als erstes bringt er gemeinsam Sorge, Arbeit, oft genug Enttäuschung. Man muß eben Bescheid wissen, wie man den Garten als ein Stück lebendiger Natur zu behandeln hat. Und das ist gar nicht so leicht, und es gibt immer wieder neue Schwierigkeiten. Nun geben zwei gewiegte Praktiker, A. Meier und A. Stifler, Ratschläge und Fingerzeige für seine Bearbeitung, das Büchlein „Gemüse, Beeren, Blumen", das als erster Teil des Werks „Wenn du einen Garten hast" erschienen ist (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, Kart. 2.— RM) ist in der Tat das Handbuch, wie man es braucht.

Das Neue Illustrierte Kochbuch. Von Luise Schäfer. 1400 der besten Kochrezepte, erprobt und erläutert von Hunderten von Gattungen und Kalorienangaben und einer praktischen Auftellung der Tuttaten, Nachtige Tafeln und viele Bilder im Text. 7.50 RM. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. — Was man alles aus dem Neuen Illustrierten Kochbuch lernen kann, ist erstaunlich. Denn außer den Rezepten bringt das Buch zahlreiche Abbildungen und Farbtafeln, die alle Handgriffe illustrieren und z. B. das Zerlegen von Geflügel und Fischen, die einzelnen Fleisch- und Gemüsesorten, einfachen und feinen Garnieren zeigen. Die Wirksamkeit bei der Speisenzubereitung ist so erläutert, daß man sie ohne irgendwelche Vorkenntnisse verstehen kann. Ein besonderer Vorzug dieses Kochbuches ist es auch, daß alle zur Zubereitung nötigen Nahrungs- und Zutaten in übersichtlicher Form jedem Rezept vorausgeschickt sind. Eine geübte Köchin kann schon aus der Reihenfolge der genauen Mengen das Rezept entnehmen, braucht also nicht das ganze Rezept zu lesen, und überdies wird durch diese Zusammenstellung die Berechnung der Kosten wesentlich erleichtert.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen, Familienanzeigen und Stellengesuchen 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erteilung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inserate-Wirksamkeit. Anzeigenschluß ist Donnerstag früh eingehende voraussichtlich zu berücksichtigen. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1594.

Landwirtstochter
27 J., Hyzeum abl., kath., solide Wirtschafterin, mit Herzensg. u. tadellosem Ruf, wünscht die Bekanntschaft eines netten Herrn in sicherer Stellung, welcher Wert auf häusl. Glück legt, zwecks bald. Heirat. Zuschriften mit Bild (zurück) erb. u. Nr. W. B. 7978 „Der 7. Tag", Paderborn.

Herr, Mitte 30er, mit eigenem Haus und Lebensmittelgeschäft, wünscht die Bekanntschaft einer nicht unbemittelten Dame von angenehmem Aeußeren zw.
Heirat
Möbel und Wäscheausfteuer erwünscht. Nur reell gemeinte Zuschriften sind zu richten u. G. B. 3022 „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat
Kfm. Mann, 30 J., vom Lande, tadellose Vergangenheit, sucht die Bekanntsch. eines netten Mädels; auch Witwe mit Kind nicht ausgeschlossen. Barvermögen erwünscht, zwecks Grün:ung einer Existenz. Vertrauensvolle Briefe wolle man richten unt. Nr. W. B. 1836 „Der 7. Tag", Paderborn.

Suche für meine Nichte, 35 J., vom Lande, eigen. Haus u. 6 Morgen Land, Herren entspr. Alters, kathol., zwecks
Heirat
Guter Charakter, tadellose Vergangenheit, Diskret. Ehrenwort. Nichtbild. Angebote unter Nr. W. B. 6116 „Der 7. Tag", Paderborn.

Witwe
a. gut. Fam., 44 J., 1,65 gr., kath., m. gut. Aussteuer u. Vermögen, wünscht Neigungsehe; mögl. Beamter oder Lehrer. Ausführl. Briefe u. Nr. 30560 an „Ala" Leipzig C. 1.

Landwirtstochter, kath., 26 J., wünscht
Einheirat
in Landwirtsch. von 80 Morg. groß, 4000 RM in bar und Aussteuer vorhand. Gefl. Offert. u. Nr. W. B. 3379 „Der 7. Tag", Paderborn

Wer will aufs **Schiff?** Senden Sie Ihre Adresse sofort an A. Kübler-A 42, Hamburg 13

Werbe-Angebot!
100 000 Stück Handtücher
Gerstenkornware, Gelundheits-tücher, bestrottierend, reinweiß, m. fein. bunt., echtfarbiger Bordüre, früh. Musterware, la dauerhafte Qual., ob. jede Appretur, gefäumt und gebändert, Größe 42/100 cm
12 Stück nur Mk. 3.50
portofrei Nachnahme.
Bedingungsl. Zurücknahme bei Nichtgefallen. Geld anstandsl. zurück. Tägl. Nachbestellungen. Ursprüngl. Unternehmungen. Illustr. Katalog üb. mehr als 350 bill. Artikel kostenl. u. portofrei
Gebr. Wirth, Münchberg-F 385, Bay. Mechanische Weberei u. Großversand

Sol- u. Thermalbad
Königsborn
Eisenbahnstat. Unna u. Unna-Königsborn Badezeit vom 1. Mai bis 15. Oktober. Beste Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Skrofeln, Drüsen, Rachitis, Erkrankungen der Atmungsorgane, Herz-, Nerven- und Frauenkrankheiten, Neurzeitliche Sole-Inhalat. Mäßige Preise für Unterkunft u. Bäder. Pauschalkuren. Badeschrift u. Ausk. unentgelti. durch die Badeverwaltung in Unna-Königsborn

Hausstanduhren

kauft man am besten da, wo sie hergestellt werden.
Schwenningen, die größte Uhrenstadt der Welt, bietet ihnen Gelegenheit, direkt vom Herstellungsort zu kaufen.
Wir gewähren ihnen mehr jährige Garantie.
Lieferung: franko Haus.
Jede Uhr wird durch unseren Fachmann kostenlos nachgeprüft.
Angenehme Teilzahlung.
Ueberzeugen Sie sich bitte selbst und verlangen Sie heute noch per Postkarte die kostenlose Zusendung unseres Kataloges.
Standuhren G.m.b.H., Schwenningen/N (Schwarzwald), Alleenstraße 17

Jagd- und Sportwaffen
in bekannt la. Qual. u. Schußleistung, sehr preisw. Reparat. Fernzahl.-Montag, etc. prompt u. billig. Katalog „A" Sportwaffen oder „B" Jagdwaffen gratis.
Wilh. Möhler Söhne Nieuwrode 38 i. Westf.

Empfehle
aus eigen. Schlachtung m. Ausnahme Art echtweißfädige
Plockwurst
karte Winterware, à ℔ 1,40 M, bei Abnahme größerer Post. billiger; Verpackung und Frachtfrei a. Nachnahme.
Josef Roland
Brakel, Kr. Höxter.
Königstr 28, Tel. 179

Möbel
weit unter Preis! Schlafz., echt Eiche m. Nußb., kompl. 450 RM, Küche kompl. 155 RM. Speisezimmer, echt Eiche, komplett 450 RM
A. Nordmann, Mietberg, Bahnhofstr. 394

Nichtraucher
in 3 Tagen. Auskunft kostenlos. Sanitas-Depot, Halle a. S. 114 D.

Tafelsilber-Bestecke
— werbeständig —

massiv Silber 800 gest., eigener Bestecke mit 100er Silberauflage, z. B. komplette 73teilige Garnitur M. 115.-. Vornehmste Ausführung. 80 Jahre schriftl. Garantie. Langfristig-Ratenzahlung direkt an Private. Katalog u. Ind. usw. kostenlos.
Besteck-Fabrik MORLLENS & CO., SOLINGEN 90

Patent-Ingenieur
Ernst Galgis
Dipl.-Ing. a. d. Gerichte
Beeld. Sachverständ. d. Landgerichtsbezirks Bielefeld
Bielefeld, Herforder Str. 10 (gegenüber der Reichsbank) Fernspr. 1492

Erholungsbedürftige Frauen
finden liebevolle Aufnahme bei d. Caritasschwestern auf Huysburg b. Halberstadt. Tagessatz 3.50 RM. Meldungen dorthin.

DER JUGENDWILLE

VOM WERK JUNGER MENSCHEN

Vom Heliandbund

Von Studienrat Thöne Gelsenkirchen

I.

Der Heliandbund erstrebt die neue Lebensgestaltung in Christus auf dem Boden einer gesunden Jugendbewegung.

Jugendbewegung ist vielen zum Schlagwort geworden. Und doch sind von dieser Bewegung, die um die Jahrhundertwende die deutsche Jugend ergriff, Impulse für das gesamte heutige Leben ausgegangen. Sie war ein erstes sichtbares Zeichen der Zeitenwende, die heute wohl jeder kennt, heute, da der Zusammenbruch uns alle bedrohl und mitreißt.

Jugendbewegung war der Durchbruch eines neuen Lebensgefühls, war ein urmächtiges Sichaufbäumen einer innerlich gesunden Jugend gegen die Unkultur einer hohen Zivilisation, gegen die Erstarrung eines Bürgertums, das in Wohlleben und Behaglichkeit kein Gespür mehr hatte für die neuen Aufgeben der Zeit. In der Jugendbewegung stand die deutsche Seele auf gegen den starren Intellektualismus, der vor dem Krieg weithin Schule und Leben beherrschte und all die tiefen Kräfte des deutschen Gemüts verkümmern ließ. Jugendbewegung wollte innere Wahrhaftigkeit — darum lehnte sie die öde Hohlheit des gesellschaftlichen Lebens ab, alles Unnatürliche und Gemachte in Lebensführung und Geselligkeit. Jugendbewegung wollte echtes, wahres Menschentum. — darum der Sinn für Wandern und Lied und Spiel, das Streben nach froher Gemeinschaft. Jugendbewegung war das Ringen um eine neue Lebensgestaltung; man wollte nicht mehr ein „Anhängsel der alten Generation" sein, wollte „in eigener Verantwortung und innerer Freiheit ihr Leben gestalten" und sich so „in die allgemeine Kulturarbeit als ein besonderer Faktor einglieder."

Das waren die tiefsten Strebungen der Jugendbewegung, bisfach unbewußt und einseitig, oft ungesund radikal sich äußernd, oft weitgehend auch berechtigte Kritik und überheblich in den Worten, nicht selten ungerecht und liebtos gegen das Alte und die Träger der Autorität — und doch war es etwas Großes um das lautere, starke Wollen der jungen Menschen, die mit ganzer Seele herausstrebten aus einer sterbenden Gesellschaft und marschen Kultur, die in ehrlicher Tatkraft rangen um eine neue Lebensgestaltung, nach dem „Neuland der Tat" suchend.

II.

Die katholische Jugendbewegung trägt im Wesentlichen gleiche Züge wie die freideutsche. Nur hat sie früher und schneller den Weg von der Kritik zu positiven Aufgaben, von der Problematik zu ernstem Anpacken der konkreten Wirklichkeit gefunden. Ihr stand das Ziel von Anfang an klar vor Augen: Rückkehr zu einem tief und weit erfaßten, zu einem wesenhaften Katholizismus, der Ernst macht mit dem „Omnia instaurare in Christo." Katholische Jugendbewegung ist Zielbewegung, Lebensbewegung, weiß, daß Jungsein Reifensollen bedeutet; sie ist darum nie so krampfhaft autoritätsfeindlich gewesen wie andere wohl, sie fürchtet nicht um ihre Jugendlichkeit, wenn Aeltere im Bunde mitarbeiten. Katholische Jugendbewegung verlangt bewußte, starke Selbsterziehung, um so einmal fähig zu werden, „verantwortlich und aufgereift mitzuhelfen, eine gotterne Welt in Christus zu erneuern" (Leitsätze des Heliand) verlangt aber auch „Lebendige Aufgeschlossenheit für die großen Fragen der Gegenwart".

In einer Zeit, da die in der Renaissance beginnende Neuzeit, die Kultur des Humanismus, zusammenbricht, da im Wirtschaftlichen und Geistigen eine ganz neue Welt auftaucht, darf katholische Jugend sich nicht beschränken auf die Pflege der feinen, tiefen Innerlichkeit, sie muß sich auch — dies eine Wort ist sehr wichtig — hineinstellen in die heutige Zeit und mithelfen, die werdende Kultur zu gestalten. Katholische Jugend wird nie verpassen, daß über allem laborare das orare steht, daß aller Aktivismus nur zu dauernden Leistungen führen kann, wenn er stammt aus gesammelter Innerlichkeit, daß wir auf Erden sind, nur um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen, sie weiß aber auch, daß uns dann alles Andere dazu gegeben wird. Für dieses Alles-Andere will katholische Jugend rest werden.

III.

Zu dieser katholischen Jugendbewegung rechnet sich auch der Heliandbund. Enttäuschen ist er aus den „Neudeutschen Bündergruppen", deren Gründung bieffach auf Schwestern von Neudeutschen zurückging, die ganz richtig erkannten, daß auch für die Mädchen an höheren Schulen eine Sammlung und Vertiefung der lebendigen Jugend nötig sei. Ueber das Wie wurde man sich erst langsam klar. Der Plan einer engen Zusammenarbeit mit den Jungen wurde nach mancherlei Versuchen aufgegeben. 1920 sammelten sich die Reste, die von den Neudeutschen Mädchengruppen noch geblieben, im „Heliand". „Kein Name heimat besser das Bekenntnis zur Christusgefolgschaft, keiner kräftiger das Deutschtum, keiner sinnvoller die Liebe zu Volk und Heimat zum Ausdruck", sagt die Bundesleiterin in einem geschichtlichen Rückblick. 1931 erhielt Heliand die oberhirtliche Genehmigung durch den Kardinal Faulhaber. (In München befindet sich die Bundesleitung:: Studienrat Hisinger, Geistlicher Führer, Erhardstraße 2, München; Therese Söllner, Bundesführerin, München-Obermenzig.) Er sagt in seinem Schreiben: „Ich stehe den Neugründungen in unserem überorganisierten Vereinsleben im allgemeinen zurückhaltend gegenüber, habe mich aber nunmehr davon überzeugt, daß der Heliandbund als Gegenstück zu Neudeutschland etwas Zeitgemäßes und Zeitnotwendiges ist." In einer Pontifikalmesse, die Se. Eminenz unseren Münchenern Bundesschwestern las, hat er die anerkennenden Worte gesprochen:

„Heliandgeist ist Synthese zwischen Stadium und Liturgie. Heliandgeist ist Synthese zwischen dem alten Geist der Kirche und den Formen einer neuen Zeit.

Wie hat Neudeutschland sich zur Freude des Bischofs entwickelt. Ich vertraute einer jeden von euch, daß auch der Heliandbund sich zur Freude der Bischöfe entwickeln wird."

Die neuen Leitsätze des Bundes umschreiben unser Ziel mit folgenden Sätzen:

„Die neue Lebensgestaltung in Christus.

Sie verbindet uns im Tiefsten und Letzten mit der gesamten katholischen Jugend und mit allen glaubenstreuen Katholiken.

Diesem Hochziel ordnen sich unsere drei Aufgabenkreise ein:

1. Frohes Jungsein, daß aber um die Not unseres Volkes und unserer Kirche weiß.

2. Starkes Frauentum, das sich lebendig in die heutige Zeit und die heutige Kultur hineinstellt.

3. Lebengestaltende Frömmigkeit, die unserem Sein und unserm Tuntiefsten Sinn und letzte Einheit verleiht."

IV.

Unser Schaffen können Worte nicht anschaulich verdeutlichen. Es geht uns darum, katholische Tiefe und menschliche Weite, frohes Jungsein und feine Mädchenart, jugendliche Selbständigkeit und Ehrfurcht vor gottgesetzter Autorität, lebendige Aufgeschlossenheit und religiöse Innerlichkeit zu verbinden. Dem dienen unsere Gruppenzusammenkünfte, unser Singen und Wandern, unsere missa und unsere Andachten.

Bei allem Einstehen für den Heiland vergessen wir nicht die große Gottesfamilie, in der es, wie Paulus sagt, verschiedene Aufgaben und Aemter gibt, aber nur einen Geist und eine Liebe. Katholisch ist nicht künstliche Einerleiheit, die alles selbständige Leben ertötet, sondern die Einheit in der Mannigfaltigkeit. So sehr wir ungeeinmte Freiheit für unsern Weg erwarten, weil unser Leben nun einmal so stark differenziert ist, daß eine Aufteilung sachlich unvermeidlich ist, so sehr liegt uns frohe Zusammenarbeit mit allen am Herzen, die mit uns das gleiche Ziel haben, darum helfen wir gern und selbstverständlich mit, wo immer die Pfarrei unsere Kräfte wünscht. Darum beteiligen wir uns an allen Veranstaltungen der katholischen Jugend, deren Ziele auch unsere Ziele sind. Darum legen wir nach Möglichkeit unsere Veranstaltungen so, daß sie nicht mit denen der Pfarrorganisationen zusammenfallen, in denen unsere Mädchen weiterhin, ja mit vertieftem Eifer, helfen sollen und wollen, so wie unsere Leitsätze es sagen:

„Wir fühlen uns verpflichtet, an der Ausbreitung des Reiches Christi mitzuarbeiten, in Pfarrei und Bistum für die katholische Aktion und kirchlich-soziale Arbeit neue Kräfte zu stellen."

Wir wissen um die Grenze unseres Könnens. Darum bitten wir um die verstehende Hilfe von Elternhaus und Schule. Die Not unserer Zeit fordert Zusammenarbeit aller, die in Christus die Rettung sehen.

Weihespruch der Heliandjugend

Mit frohem Herzen und in heiliger Entschlossenheit
folgen wir dem Rufe Christi, unseres Königs,
ihm weihen wir unserer tatenfrohen Jugend blühendes Leben.

Wir wissen um die Not unseres Volkes, unserer Kirche.
In treuer Gemeinschaft wollen wir wachsen, ringen und reifen,
um als katholische Frauen dereinst mithelfen zu können,
eine gottfremde Welt in Christus zu erneuern.

Segne unser Wollen, göttlicher Heiland,
auf daß die heilige Entschlossenheit dieser Stunde
in uns lebendig bleibe.
Verleih' uns Opfermut und Leidenskraft,
damit wir nie unserer Aufgabe untreu werden:

Trägerinnen des Lichtes zu sein,
die in reinen Händen
das heilige Feuer froher, starker Frömmigkeit tragen;

Dienerinnen der Liebe zu werden,
die in verstehender Güte helfen und heilen,
wo immer Menschen in Dunkel und Not mütterliche Hände suchen.

Maria, Mutter unseres Heilandes,
sei auch uns Mutter und Führerin.
So viele junge Menschen haben sich Dir geweiht,
haben unter Deinem Banner gekämpft
für das Reich Deines göttlichen Sohnes.
Mit ihnen vereinigen wir unser Gebet:

Gib ein reines Leben, sichre Reis' daneben.
Dich als Mutter zeige, gnädig uns zuneige.
Nimm uns in die Hände, uns das Licht zuwende.
Hill uns Christum stehen, fröhlich vor ihm stehen.

Heiliger Franziskus, unter deinen besonderen Schutz
stellen wir unsere Gruppe und all unser Tun.
Dein sonniges, starkes Frohsein, deine feine Natürlichkeit
bewahre uns vor mutloser Enttäuschung
und vor der Gefahr der großen Worte.
Schlicht und einfach wollen auch wir unserem König dienen.
der uns in die heutige Zeit hineingestellt hat. Amen.

Weihefeier

Eine Geige singt, leise, ganz leise wie stilles Gebet. Vor dem Bilde der reinsten Jungfrau brennt eine Kerze. Ihr reiner, weißer Schaft leuchtet. Ihre Flamme wächst empor und breitet Licht und Helle.

Und Kerzen leuchten in Mädchenhänden, weiß und rein. Ein Bild der Trägerinnen sind sie. — der Lichtträgerinnen. Die Kerzen verzehren sich in stiller Glut. Ihre leuchtenden Flammen spiegeln sich in klaren Mädchenaugen. Lippen öffnen sich zu schlichtem Gebet:

„Wir sind nur Kerzen in Gottes Hand,
An seinem Herzen zum Licht entbrannt.
In seinem Lichte verbrennen wir,
Daß er uns vernichte und alle Begier . . ."

Die Lichtflammen dienender, opfernder Liebe brennen weiter tief im Herzen der Kerzenträgerinnen. Lichtjünger sind sie, die das heilige Feuer der Liebe zu den Menschen tragen. In stiller Andacht lauscht die Mädchenschar den Worten, die zu ihnen gesprochen werden. Worten, die ihnen ihre hehre Mission künden. Sie schauen auf zum Bilde der reinsten Jungfrau. Aus tiefstem Herzen flehen sie um Kraft und Stärke:

„Lilie ohnegleichen,
O Maria, hilf!
Maria, hilf uns all'
Hier, in diesem Jammertal."

Wie sie aus Priesterhand das Abzeichen des Heliandbundes empfangen, straffen sich die weißen Mädchengestalten, hoch empor flammt das Licht der Kerzen. Ein stilles Freuen zittert in den Mädchenstimmen, die sich einen zu dem einen großen Bekenntnis ihres Wollens:

Trägerinnen des Lichtes zu sein
Die in reinen Händen
Das heilige Feuer froher, starker Frömmigkeit tragen;

Dienerinnen der Liebe zu werden,
Die in verstehender Güte helfen und heilen,
Wo immer Menschen in Dunkel und Not
Mütterliche Hände suchen."

Die Geige jauchzt; die Kerzen flammen wie ein Gebet.

Marta Gelinski, Gelsenkirchen.

Der eingestreute Liedtext ist der Speyrer Domfest-Messe von J. Haas entnommen, die am Tage der Aufnahme in den Heliandbund (der Gruppe Gelsenkirchen, Alsiusmann) von den Schülerinnen in der Kapelle gesungen wurde.

Wandernde Jugend

Rundfunkprogramme

vom 3. Juli bis 9. Juli 1932

Langenberg

Rundfunk-Vortragsfolge Langenberg (472,4)

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7 u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. ● 11.20 u. 12: Konzert. ● 12.50: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 13: Konzert. ● 14.30: Funkwerbung. ● 15.30: Wirtschaftsbericht, Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Nachmittagskonzert. ● 19: Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 3. Juli.

7.00: Choral: Lobe den Herren.
7.03: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
8.30: U. Höfel: Die Kleinkamera.
9.00: Geläut von St. Gereon, Köln.
9.06: Münster: Evangelische Morgenfeier. Anspr.: Pfarrer lic. Dr. Beckmann.
10.15: Besuch am Krankenbett.
11.00: Lebende Dichter. F. Griese: Der Himmel herrabversatzt.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Es ist das Heil uns kommen her.
12.15: Die Welt auf der Schallplatte. Ingeborg Hesse: Liebe in Island.
12.30: H. Ebert: Musik der Woche.
13.00: Mittagskonzert.
14.30: Dortmund: Vierter Deutscher Reichskriegertag. (Knfbäuler-bund).
14.55: Mensch und Gesellschaft. K. Großmann: Die Heimatlosen.
15.25: Westdeutsche Landschaft. Die Eifel.
16.10: Regierungsrat Dr. Jillig: Erfolgreiche Schädlingsbekämpfung im Weinbau.
16.30: Beiprogramm. Intermezzo: Konzert des Cäcilien-Gesangvereins von St. Joseph, Eupen.
17.45: Dr. Schüd: Probleme des neuen Spanien.
18.10: Dr. Rodens: Menschen untereinander.
18.30: Hamburg: Auszug aus den deutschen Leichtathletikmeisterschaften. (Schallplatten).
19.00: Eine Stunde Kurzweil.
19.45: Sportvorbericht.
20.00: Othello. Oper von Verdi.
22.15: Letzte Meldungen, Bericht über das geistige Leben, Sportbericht.
22.40: Nachtmusik.
23.20: Düsseldorf: Die Weintraubs spielen zum Tanz.

Montag, 4. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen. Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk. Mimikry bei Tier und Pflanze.
16.20: Jugendhut. Die Nachtigall, ein Märchen von K. von Hünerbein. — Werkarbeit für die Jugend.
18.00: G. Eich: Gedichte.
18.15: Degerment W. Jungen: Die Ausbildung der Handwerkerin.
18.40: Elternstunde. Dr. Mallis: Unser Dreijähriges.
19.15: Dr. Krüginger: Sternschau im Juli.
19.30: Prof. Mann: Die Bedeutung der Notverordnungen in der Sozialpolitik.
20.00: Bad Oeynhausen: Abendkonzert des Kurorchesters. Werke von Wagner, Offenbach-Binder, Greisel, Lehar, Fucik, Sousa.
ca. 22.20: Redakteur Ecker: Vom Sport.

Mittwoch, 6. Juli.

8.05: Frau Zimmermann, M. d. L.: Die Mitarbeit der Frau an der Kultur- und Wohlfahrtsaufgaben der Provinz.
9.45: Gymnastik für Frauen. Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk: Was ist Kitsch?
16.20: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. Dr. Eulenberg: Lübeck.
16.40: A. Buerschaper: Ferienwanderungen und Ferienspiele.
18.00: Dr. Heinen: Die Architektur des Roggenbaltns.
18.25: Dr. Katz: Deutscher Mensch und deutsches Volk.
18.50: Dr. Geis: Die Besteuerung von Handwerkern und Gewerbetreibenden.
19.30: Reichsbahnoberrat Dr. Ing. Marten: Unfallverhütung in den Werkstätten der deutschen Reichsbahngesellschaft.
20.00: Hamburg: Militärkonzert.
21.00: Der heitere Mittwoch und wo ihr's packt . . . Text: M. Den. Musik: H. Ebert.
22.30: Konzert.

Donnerstag, 7. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen. Hilde Bremus.
10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk. Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk. Das metaphysische Anfassung vom Menschen in Sonja Dedipus von Sophokles.
16.10: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.20: Aus der Arbeit der Berufsschule in Oberhausen (Rhld.).
16.15: Dr. Behne: Die Wandlungen des Bildes.
18.40: Italienisch.
19.15: G. Jüter: Das Märchen von den Regenbögen.
19.30: Landrat Röttgen: Die Industrie der Steine und Erden des Kreises Mayen.
20.00: Original und Parodie. Marita Gründgens, J. Kandner, B. Kaiser, J. Schömmer, H. Ebert.
20.45: Berlin: Anabasis, Hörspiel von E. Glaeser und W. Wentzaud. Musik von E. Toch.
22.30: Berlin: Nachtmusik des Sinfonie-Orchesters.

Freitag, 8. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.15: Schulfunk. Englisch.
16.20: Jugendhut. Von allerlei lustigem Getier. Drei Märchen von R. Lebermann.
18.00: Metta Wernecke: Handwerkliche Frauenberufe.
18.20: Dr. Grotewahl: Das Schicksal der Krüger-Polar-Expedition.
18.40: Englisch.
19.15: Vom Tage.
19.30: Amtsgerichtsrat Dr. Brak: Wie schützt sich der Gläubiger vor Verlust?
20.00: New York: Kurt G. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.20: Bad Aachen: Sinfoniekonzert. Das Städtische Orchester und der Städtische Gesangverein Aachen. Werke von Johannes Brahms.
22.30: Stuttgart: Nachtmusik.

Samstag, 9. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk: Goethe und die deutsche Sprache.
16.20: H. Forschewpe: Kurz und quer durchs Siegerland.
16.40: Englisch.
18.15: Dr. Sterp: Moderne Abwasserkläranlagen im Ruhrgebiet.
18.40: Dr. Blume: Neue Bücher zur deutschen Geschichte.
19.10: Funkstille für alle.
19.20: Hamburg: Ausschnitt aus dem Abschiedssportfest der deutschen Olympia-Mannschaft.
20.00: Lustiger Abend. Kapelle Esjoldt.
22.25: Nachtmusik.
24.00: Wetter des Jag.

Deutsche Welle

Rundfunk-Vortragsfolge Deutsche Welle (1635)
Deutsche Welle: Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 5.45: Wetter für die Landwirtschaft. ● 6: Gymnastik. ● 6.15: Wetter f. die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert. ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert u. Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Nauener Zeit. ● 13.35: Nachrichten. ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter. Börse. ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft.

Deutsche Welle: Sonntag, 3. Juli.

6.00: Funk-Gymnastik. Anschl.: Hamburger Hafen-Konzert.
9.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt. Anschl. Wochenrückblick auf die Märkte.
8.20: Ober-Reg. Rat Dr. Schwartz: Tagesfragen der Schädlingsbekämpfung.
8.55: Morgenfeier.
10.05: Wettervorhersage.
11.00: Rudolf Steiner liest eine Novelle.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Es ist das Heil uns kommen her.
12.00: Herda von Below: Zehn Minuten Dorf.
12.10: Mittagskonzert. Deutsches Orchester der Notgemeinschaft Berlin.
14.00: Elternorgen der Schule — Schullorgen der Eltern. Zwiegespräch mit einer Mutter.
14.30: Alte und neue Hymnen mit Musik von E. Kammitzer und A. Rabler gesprochen von F. Kammitzer. Begleitung auf der Lollastigen Laute von A. Rabler
15.00: R. Jonas: Menschen im Werk. Der Fachredakteur.
15.20: Mandolinenorchester-Konzert Deutscher Arbeiter-Mandolinisten-Bund. Konzertgemeinschaft Breslauer Berg-Wedding.
16.20: Straßfund (Querschnitt durch eine Stadt).
17.00: Hannover: Ausschnitt aus den deutschen Leichtathletik-Meisterschaften.
17.45: Unterhaltungsmusik. Novelle Geza Komor.
18.15: Dr. Feinberg: Große Dirigenten. (Schallplatten).
18.40: Dr. Edvelbüttel: Reise in Deutschland
19.00: Orchesterkonzert. Berliner Funk-Orchester. Während der Pause: Sportnachrichten.
20.25: Ausschnitt aus dem Dauerrennen um „Das Goldene Rad". (Wachsplatten).
20.45: Dresden: Der Ring des Nibelungen (2. Tag). „Siegfried". Ein Bühnenfestspiel von Richard Wagner.
22.10: Wetter, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl.: Tanz-Musik. Kapelle Leo Bermann. Refrainsang: B. Reisfeld.

Deutsche Welle: Montag, 4. Juli.

9.30: K. W. Goldschmidt: Pessimismus und Optimismus.
15.00: Kinderstunde. Ria und das Preisausschreiben.
15.40: M. Kolin: Die schöne Grenzmark Polen-Westpreußen.
16.00: Lehrer Holenauer: Lehrer als Dichter. Wilhelm Schäfer.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr. Dietrich: Die großen Philosophen als Erzieher.
18.00: W. Bauer: Erlebnis an der Zeichnung: Ludwig Richter, Wilhelm Busch, Heinrich Zille.
18.30: Min.-Dr Schindler: Handwerk und Staat.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.20: Forstmeister Junad: Das Zusammenleben von Pflanzen und Tieren im Walde.
19.35: Staatsminister a. D. Prof. Dr. Becker: Niederländisch Indien.
20.20: Wien: Volkstümliches Konzert.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Leipzig: Unterhaltungskonzert. Kapelle Arno Kaufmann, Dresden.

Deutsche Welle: Dienstag, 5. Juli.

15.00: W. Mühe: Die Körnchen auf der Erdbeerfrucht.
15.40: W. Krause: Schwimmen und Atmen.
16.00: Maria Freitrau von Gan: Ferien für unsere Mütter.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr. Sachs: Die Kulturgeschichte des Tages.
18.00: Prof. Dahlke: Der Laie und das Klavier: Die Sonatine.
18.30: Professor Carnap: Alte und moderne Trugschlüsse, ein Kapitel aus der Logik.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.20: Dr. Hoffmann-Harnisch: Falsche Berufsromantik.
19.35: Dr. Jng. Zucker: Technik und Persönlichkeit.
Anschl: Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Gleiwitz: „Rajsa fährt". Volkstümlicher Streifzug durch Oberschlesien von K. Handel und W. Kania.
21.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
21.15: München: Carl Maria von Weber als Hofmusikintendant des Herzogs von Württemberg auf Schloß Karlsruhe in Oberschlesien. Ein Kulturbild von Dr. Müller.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Hamburg: Spätkonzert Das Norag-Orchester.

Deutsche Welle: Mittwoch, 6. Juli.

9.30: Dr. Jarel: Ein Tag ohne Geld.
11.00: Bremen: Einweihung des deutschen Kolonial-Ehrenmals.
15.00: F. Kienzl: Graz, die südlichste deutsche Großstadt.
15.45: Mara Freitag: Pflege und Reparatur der Haushaltsmaschinen.
16.00: Lektor Grander: Neue Wege der französischen Phychologie.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Landgerichtsdirektor Dr. Lehmann: Streifzüge durch das Bürgerliche Gesetzbuch.
18.00: R. Hernied und Mitwirkende: Das Orchester und seine Instrumente.
18.30: Prof. Woyer: Biologische Beobachtungen am Meeresstrande.
19.00: Staatssekretär a. D. Prof. Dr. Müller: Das Mißverhältnis von Erzeugung und Verbrauch als Krisengrund.
19.20: W. Kramer: Das Lautsprechsystem der Reichsbahn.
19.40: Ob Jng. Mairz: Viertelstunde Funktechnik.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Hamburg: Militärkonzert.
21.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
21.10: Breslau: „Scheherezade 1932". Hörspiel mit Schallplatten von E. Matthias.
22.10: Dr. Räuscher: Politische Zeitungsschau.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanz-Musik. Kapelle Marel Weber.

Deutsche Welle: Donnerstag, 7. Juli.

15.00: H. U. Junker: Lehrgang für deutsche Volkstänze.
15.45: Dr. Elle Mödus: Preiswerte Bücher.
16.00: Reiter Graventin: Die Schule im Dienste der Brandverhütung.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Elle Frobenius: Baltischer Barock.
18.00: Marie Luise König und Irmgard Beidt: Moderne Violinpädagogik.
18.30: Min.-Rat Goslar: Sozial- und Wirtschaftswetbit des Alten Testaments.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.20: Rittergutsbesitzer von Kleist: Verbilligtes Ernteverfahren.
19.35: Dr. Walchmin: Völkerbau als Massenwahn.
Anschl.: Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Stuttgart: „Der Vetter aus Dingsda". Operette von Eduard Künneke.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.20: Stuttgart: Neue Streichquartette schwäbischer Komponisten. Ausf.: Kliemann-Quartett.
23.30: Mannheim: Volksmusik Lanzlcher Zitherverein.

Deutsche Welle: Freitag, 8. Juli.

15.00: Jungmädchenstunde Jugend hilft der Jugend.
15.40: M. Weber: Mein Fernlehrbuch D. U. J.
16.00: Dr. Kuhn: Das Werk von Käthe Kollwitz.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30: Gabriele Hartenstein: Ost in Kiew. Byzantinische Kunst.
18.00: Serenadenmusik des 18. Jahrhunderts.
18.30: Prof. Bonn: Kann man durch Kreditmaßnahmen Krisen beheben?
19.00: Aktuelle Stunde
19.15: Wissenschaftlicher Vortrag für Zahnärzte.
19.35: H. Brockmann: Westdeutsche Dichter.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: „Turnanthe". Große heroisch-romantische Oper von Carl Maria von Weber.
Anschl. Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.20: Washington: Kurt G Sell: Worüber man in Amerika spricht.
Anschl. Unterhaltungs- und Tanz-Musik. Kapelle Geza Komor.

Deutsche Welle: Sonnabend, 9. Juli.

11.00: Stunde der Unterhaltung.
15.00: Dr Rob: Wie kann ich am besten meine Lebensversicherung aufrechterhalten?
15.45: Elle Steup: Frauen helfen sich untereinander.
16.00: Dr Nachod: Eine Reise durch die Alpen vor 500 Jahren.
16.30 Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30 Dr Stammeyer: Saumbeitsregeln für Schwimmer.
17.50 Dr Fillen: Die Deutsche Nachtseelandschaft.
18.05 Dr London: Filmstil und Musik (mit Schallplatten).
18.30 Prov Meyer: Forschung und Heldentum.
19.00 Prof Dr Reichenbach: Wahrscheinlichkeit und Kausalität.
19.30 Stille Stunde. Liebesidylle.
Anschl Wetter für die Landwirtschaft.
20.00 Köln: Lustiger Abend
Anschl Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.35: Stuttgart: Nachtkonzert Das Rundfunk-Orchester. Der Rundfunk-Chor.

Frankfurt

Rundfunk-Vortragsfolge Frankfurt a. M. (390)
Zwischensender: Kassel (219)

Sonntag, 3. Juli.

6.15: Hamburg: Hafenkonzert. Die Glocken vom großen Michel.
8.15: Stunde des Chorgesangs. Ausf.: WVW „Concordia", Wiesbaden-Sonnenberg.
9.00: Koblenz: Feldgottesdienst zur Feier des 84. Bundestages des Weltdeutschen Jungmännerbundes.
10.00: Dr. Scherchen: Neue Musik vor 1½ Jahrzehnten. Mitw.: Mitglieder des Rundfunkorchesters.
11.00: Koblenz: 9. Tagung des Reichsverbandes Deutscher Sanitäts-Kolonnen.
12.00: Mittagskonzert des Rundfunkorchesters. Werke von Tschaikowsky, Grieg, Schubert, Verdi, Cornelius. Solist: H. Streck (Bariton).
13.00: Konzert auf Schallplatten.
14.00: Zehnminutendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Dr. Mansfeldt: Flugsellen und Vogelschutz im Sommer.
— Landwirtschaftsrat Dr. Röming: Gedanken zur Getreideernte und zum Getreideabliag.
15.00: Stunde der Jugend. Schnitzeljagd.
16.00: Plorzheim: Nachmittagskonzert des Symphonie-Theater-Orch.
17.00: Hannover: Die deutschen Leichtathletik-Meisterschaften. Filmbilder.
17.45: Turnerlieder auf Schallplatten.
18.00: Aus dem italienischen Meistergebuch von Goethes Vater. Gelesen von H. Jungbauer.
18.25: Dreißig bunte Minuten.
18.55: Wortrag.
19.20: Wetter für die Landwirtschaft; anschl. Sportnachrichten.
19.30: Unterhaltungskonzert des Rundfunk-Orchesters. Werke von Gumm, Kalk, Heuberger, Ziehrer, Eysler.
20.30: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes von André Gide. Einleitende Worte E. Schoen.
21.30: Baden-Baden: Konzert des Städtischen Orchesters.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.50: Erster Segelflugtag in Frankfurt a. M. Mikrophonbericht (Schallplatten).
23.00: Wien: Nachtmusik.

Montag, 4. Juli.

15.20: Das Bild der amerikanischen Frau. Gespräch von Irmgard Kern.
17.00: München: Konzert. Werke von Suppé, Dvorak, Puccini, Lanner, Gounod, Wallenet, Blon.
18.25: Prof. Sittig: Der Himmel im Juli und August — Unserer zweigbaften Sonne Riesenwelt.
19.20: Englisch.
19.30: Das deutsche Volkslied.
20.00: Ewige Romantik. Neue romantische Improvisationen.
21.00: Unterhaltungskonzert des Rundfunk-Orchesters. Werke von Ziehrer, Holländer, O. Straus, Suppé, Dellinger u. a.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.35: Frankfurter Luftschau. Mikrophonbericht (Schallplatten).
22.45: Nachtmusik.

Dienstag, 5. Juli.

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Nachmittagskonzert des Rundfunk-Orchesters. Werke von Mozart, Lortzing, Schumann, Joh. Strauß, Waldteufel u. a. Mitw.: Erica Weber (Sopran). Am Flügel: M. Hagen.
18.25: Prof. Dr. Baur: Langfristige Witterungsvorhersagen.
18.50: Vortrag.
19.30: Lieder zur Laute. Gesungen von G. Barzun.
20.00: 4. Festkonzert der Wirtt. Hochschule für Musik. Die heilige Elisabeth. Ein Volksoratorium von Joseph Haas.
22.00: Von Kindern und Tieren. Literarisch-musikalische Stunde.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Tanzmusik der Stuttgarter Philharmoniker. Refrainsang: H. Hanus.

Mittwoch, 6. Juli.

10.10: Schulfunk: Ein Gespräch über gute und schlechte Sitten.
15.15: Stunde der Jugend. 1. Denksport. 2. Wir wandern nach Ettal.
17.00: Schlangenbad: Operetten-Konzert. Werke von Offenbach, Kalman, Lehar, Joh. Strauß, Abraham. Ausf.: Kur-Orchester.
18.25: Dr. Rulz: Deutscher Mensch und deutsches Volk.
18.50: R. Walther: Die schönsten deutschen Flußfahrten. Anregungen für Freunde des Kanusports.
19.25: Neues aus aller Welt.
19.30: Deutsche Volksmusik ausgeführt vom Philharmon. Orchester Stuttgart. Dazwischen heitere Dialekt-Einlagen, gesprochen von Th. Brand.
21.00: Symphonie-Konzert. Werke von Mendelssohn-Bartholdy, Brahms, Schumann. Solist: Prof. Beissermann (Violine). Ausf.: Das Rundfunk-Orchester, der Rundfunk-Chor.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Mannheim: Lustiger Gesellschaftsabend. Erzählt von Fr. Moest.

Donnerstag, 7. Juli.

15.00: Stunde der Jugend. Das schwarze Schaf. Ein Spiel von R. Seitz. Musik von P. Höfer.
17.00: Konzert des Rundfunk-Orchesters. Werke von Beethoven. Solist: H. Altmann (Klavier).
18.25: Prof Dr. Neumark: Wirtschaftsverfassung und Wirtschaftslage der Völker: Schweiz.
18.50: Zeitfragen.
19.30: Unterhaltungskonzert. Bernhard Setkes zum 60. Geburtstag. Ausf.: B. Setkes, H. Schuder (Klavier), W. Marie (Tenor), das Amar-Quartett des Südwestfunks.
20.30: Lampionabend in der Siedlung Berlepsch von E. Rabdut.
20.45: Berlin: Anabasis. Hörspiel von E. Glaeser und W. Wentzaud. Musik von E. Toch.
22.05: Lieder von Robert Franz. Ausf.: Anita Franz (Sopran), E. J. Rahn (Klavier).
22.35: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
23.00: Tanzmusik auf Schallplatten.

Freitag, 8. Juli.

17.00: Konzert.
18.25: Prof. Dr. Schmidt: Produktion und Währung.
18.50: Werkstatt-Konzert.
19.30: Alltagskomödie. Der häusliche Friede. Von Georges Courteline.
20.00: New York: K. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Tenöre singen! Schallplattenunterhaltung von H. Hosbaud.
21.15: Das Lied an der Donau. Hörfolge von Hermonia zur Mühlen.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik der Stuttgarter Philharmoniker.

Samstag, 9. Juli.

10.10: Schulfunk: Bilder aus der deutschen Theatergeschichte.
15.30: Stunde der Jugend.
17.00: Nachmittagskonzert des Rundfunk-Orchesters. Mitw.: Gertrud Prabst (Alt), das Streichquartett der Kammermusikvereinigung des Philharmon. Orchesters Stuttgart. Am Flügel: O. Senfert.
18.25: R. Fritsch: Vom italienischen Arbeitsrecht.
18.50: Vortrag.
19.20: Bremen: Hörbilder vom Abschiedssportfest der deutschen Olympia-Mannschaft.
19.50: Königsberg: Ostpreußen. Wälder und Seen.
20.35: Berlin: Alt-Wien. Großes Runkpotpourri.
22.00: Dienst am Kunden. Gleiß und P. Paul Althaus.
22.2(Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.35: Nachtkonzert des Rundfunk-Orchesters. Werke von Flotow, Moreau, Jos. Strauß, Lehar, Blankenburg. Mitw.: Der Rundfunkchor.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 15. Sonntag, 10. Juli 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Grünkern

„Heimkehrende Schnitterin" hat der Künstler das Bild genannt, das der „7. Tag" heute auf der Titelseite bringt. Es ist also ein Bild, das in die Erntezeit paßt. Deshalb wird der sachverständige Leser denken, wir hätten wahrscheinlich gerade kein anderes Bild zur Hand gehabt, oder wir wüßten nicht, daß die Erntezeit noch nicht begonnen hat und daß es infolgedessen für ein Erntebild noch etwas zu früh ist.

Aber gemach. Denn erstens legt auch ein kluges Huhn einmal neben das Nest; also kann auch der klügste Leser einmal danebenraten. Und zum zweiten können wir ruhig sagen: Was die Schnitterin hier auf dem Kopfe trägt, das sei Wintergerste, und damit sei die Ernte doch wohl schon im Gange. Dagegen vermöchte keiner etwas zu sagen. Denn das Getreidebündel ist so undeutlich gemalt, daß keiner behaupten könnte, das sei keine Wintergerste.

Aber wir haben die Ausrede mit der Wintergerste gar nicht nötig. Denn wir haben das Bild ausgewählt im Hinblick darauf, daß irgendwo in Deutschland die richtige Ernte schon in vollem Gange ist. Das ist dort, wo der Grünkern angebaut wird.

Jedoch: Was ist Grünkern? Wahrscheinlich wissen es die meisten Leser. Aber etwelche mögen doch darunter sein, die es besser verstehen. Grünkernsuppe zu essen, als etwas über Grünkernsuppe zu erzählen. Und zu Nutz und Frommen dieser Minderheit handelt dieser Aufsatz heute von Grünkernsuppe und Grünkern.

***

Grünkernsuppe, schön sämig, welch leckeres Gericht! Man kann so appetitlos oder magenkrank sein, wie immer: Grünkernsuppe schmeckt, mundet, bekommt. Es ist förmlich; als täte sie dem Magen wohl und freiche die Magenwände. Das wissen nicht nur die Kranken, — auch die Gesunden, die nicht krank werden wollen. Gäbe es Dichterinnen unter den Frauen, die die Kochbücher schreiben und die Küchenzettel verfassen, sie schrieben eine Hymne auf die Grünkernsuppe, wenigstens in Deutschland. Bei den anderen Völkern sind die Geschmäcker wieder anders; auch bezüglich der Suppen. In Marseille beispielsweise schwört man nicht höher als auf die Bouillabaisse, eine höllisch gewürzte, schwarzbraune Fischsuppe, in der wahrscheinlich Tintenfische, Muschelgetier und derlei Meeresbewohner gekocht werden. Und in Kiew, Odessa und da herum denkt man ebenso über die Borschtsch, oder wie man das auf deutsch schreiben mag: eine nicht minder stark gewürzte Suppe aus Rindfleisch, Wurstfleischen, vielen roten Rüben und mancherlei Gemüsen. Oben zwischen Dorpat, Riga und der Stadt, die ehemals St. Petersburg geheißen hat, gibt es eine Suppe, zu der dreierlei Fisch und dreierlei Zutat gehört, wenn sie den rechten Geschmack haben soll. In der Gegend um St. Pauli-Landungsbrücken und die Reeperbahn hält man das meiste von Hühnersuppen. In Ungarn und Siebenbürgen von Maisgries-Suppen. Südostwärts von Agram, in Kroatien, oder wie es heute heißt: Jugoslawien, brockt man Kornintbenbrot in Zwetschgenschnaps und nennt es Suppe. Und woran man sich in Schottland ergötzt als Suppe, das sei lieber nicht geschildert.

Heimkehrende Schnitterin Zeichnung von Prof. A. Kappis

Jedenfalls: die Grünkernsuppe ist für uns in Deutschland die Königin der Suppen, — wenn sie auch vielleicht den ganz abgebrühten Feinschmeckern etwas zu spießig vorkommen mag.

***

Grünkern wird gegenwärtig geerntet. Nicht in vielen Gegenden Deutschlands, sondern nur in einem bestimmten Winkel. Die Händler, Agenten und Einkäufer der Suppenmehl-Fabriken sind schon unterwegs dorthin. Sie müssen alle in jenes Gebiet fahren, in dem das badische Land in seinem äußersten Nordosten mit Hessen, Bayern und Württemberg zusammenstößt: in das sogenannte Mainviereck. In die Gegend von Tauberbischofsheim und da herum. Dort wird der Grünkern angebaut. Nur dort. Sonst nirgendwo in Deutschland.

Also immer noch: Was ist Grünkern eigentlich? Kein Weizen und keine Gerste. Daraus kann man wohl Graupen herstellen, aber keinen Grünkern. Auch kein Hafer. Daraus kann man Haferflocken, Hafergrütze und Hafermehl machen. Auch kein Roggen. Daraus kann man wohl Malzkaffee machen. Aber keinen Grünkern.

Nun also: Grünkern wird hergestellt aus Dinkel. Ist eine Getreideart für sich. Wird in Oberbaden Spelz genannt. Ein Mittelding zwischen Roggen und Weizen. Die Weizenähre hat vier Reihen Körner; der Dinkel nur zwei. Dinkel, das ist das Brotgetreide der Schwaben und Alemannen. Er liefert ein gelbliches Feinmehl, das nicht so gut ist, wie das Weizenmehl, aber dafür stellt auch der Dinkel an den Boden nicht dieselben Ansprüche, wie der Weizen. Noch weiter südlich in der schwäbischen Bodenseegegend, in der Schweiz und in Italien, nennt man diese Getreideart (richtiger eine etwas abweichende Art von ihr) Emmer oder Emer und macht daraus Gries und Graupen. Grünkern kann nur aus Dinkel gemacht werden. Grünkern-Dinkel wird nur im Mainviereck angebaut. Grünkern-Anbau ist keine Goldgrube. An Grünkern werden keine Reichtümer verdient. So schmackhaft und bekömmlich die Suppe, die daraus gemacht wird; es gehört viel Fleiß und tüchtiges Mühen dazu, bis aus Dinkel Grünkern wird. Es ist bis heute ein armes Volk geblieben, das sich mit dem Grünkern-Anbau abgibt.

***

Dinkel ist, wie schon erwähnt, in bezug auf den Boden nicht so anspruchsvoll, wie Weizen. Aber deswegen nicht anspruchslos. Und wenn Dinkel als Grünkern geerntet werden soll, dann muß der Acker besonders sorgfältig vorbereitet werden. Am besten eignen sich magere, warme Kalkäcker. Sie bleiben ein Jahr brach liegen, werden im Sommer zweimal umgepflügt, einmal vor dem Düngen, einmal nachher, und im Herbst wird der Dinkel ausgesät. Im Mai wird über die junge Saat noch einmal Kunstdünger gestreut.

Daraus ist schon ersichtlich, daß der Anbau von Grünkern nicht übermäßig lohnend sein kann, weil der Boden nur alle zwei Jahre einmal eine Ernte trägt und weil die reichlichen Düngergaben viel Geld kosten.

Grünkern wird, wie es schon im Namen liegt, geerntet, solange das Korn noch grün ist. Es kommt viel darauf an, daß der richtige Zeitpunkt erfaßt wird. Die Körner müssen noch weich sein und sich leicht zerdrücken lassen; sie müssen noch „Milch" geben, aber nicht zuviel: sie muß schon etwas eingetrocknet sein. Erntet man zu früh, dann ist das Korn nicht ergiebig, schrumpft beim Dörren zu leicht ein, ist infolgedessen zu leicht und die Suppenmehl-Fabrik gibt nichts dafür. Und wartet man etwas zu lange, dann wird das Korn zu gelb und verliert dadurch die Beschaffenheit, die den Grünkern so schätzbar macht. In heißen Sommern, in denen das Korn sehr rasch heranreift, heißt es nicht lange fackeln. Es kommt vor, daß ein Feld, wenn man anfängt zu schneiden, noch in gutem Grün steht, und wenn es gegen das Ende geht, muß man schon aufhören, weil die Reife zu weit vorgeschritten ist.

Denn Grünkern schneiden geht nicht so rasch, wie in den Bördegegenden Roggen oder Weizen mähen. Maschinen kann man nicht brauchen, weil die Felder zu stark „hängen". Die Böden sind zu steil; die Pferde würden die Maschine nicht ziehen können, — falls man welche hätte. Aber man fuhrwerkt vorzugsweise mit Kühen. Und selbst das Mähen mit der Sense ist nicht rasam; einmal wegen der Steilheit der Böden, — man kann leicht in die Sense stürzen, und die Unfall-Berufsgenossenschaft macht in solchen Fällen ihre Umstände, — zum anderen aber, weil man das Getreide dabei zu stark „verbudelt". Die Aehren geraten zu stark durcheinander. Deshalb wird Grünkern vorzugsweise noch immer mit der Sichel geschnitten, wie es früher der Brauch gewesen ist, so lange die Arbeitskräfte noch zahlreich und billig waren.

Geht es ans Grünkern-Schneiden, dann müssen alle mit, die im Hause sind: Vater und Mutter, Großeltern und Enkel. „Fremde Leute", also Personal, hat man kaum; es „sitzt nicht dran". Aber mithelfen müssen alle, weil die Ernte rasch von statten gehen muß.

Sicheln, das geht an sich leichter, als Mähen; es gibt nicht viel dabei zu lernen, — höchstens, daß man gut verstehen muß, zu

wetzen, also mit dem Wetzstein (Kieselschiefer) die Sichel zu schärfen. Aber es gibt viel dabei zu bücken. Wer das Bücken nicht gelernt hat: beim Sicheln lernt er's sicherlich.

Sicheln kann man auf zweierlei Art: „mähen" und „rupfen". Zum „mähen" mit der Sichel braucht man nur eine Hand, zum „rupfen" beide Hände. Grünkern wird gerupft: die linke Hand faßt ein Büschel Getreide, die Sichel schneidet es ab. **Es kommt** darauf an, daß die Halme in guter Ordnung liegen, nicht verwirrt werden und leicht wieder aufzunehmen sind. **Deshalb wird das** zweite Büschel kreuzweis über das erste gelegt. Inzwischen ist die Karre, auf der sonst der Pflug zu Acker gefahren wird, umgebaut worden; er hat nun eine Gestalt, daß man ihn fast nicht mehr wiedererkennt. Auf dem Balken, der sonst den Pflug getragen hat, ist ein eiserner Kamm aufgeschraubt; dahinter ist ein Kasten eingehängt, der leicht herauszunehmen ist. Die Getreidebüschel werden aufgenommen und durch den eisernen Kamm gezogen, so daß also die Aehren oder Kolben abgerissen werden und in den Kasten fallen. Das Stroh bleibt auf dem Felde, bis es trocken ist. Im Winter wird es, untermischt mit Heu, zu Häckisel geschnitten; um lediglich als Stallstreu verwendet zu werden, ist es zu wertvoll.

Vom Felde kommen die Aehren auf den Röstofen, um gedörrt zu werden. Die Röstöfen oder Darren stehen außerhalb des Dorfes auf freiem Felde; denn das Rösten von Getreide ist, wie man sich denken kann, feuergefährlich. Die Brandkasse läßt es nicht zu, daß das Dorf durch die Röstöfen in Gefahr gebracht wird. Das Rösten selber ist höchst einfach: Die ganze Darr-Vorrichtung besteht in einem großen Eisenblech mit Sieblöchern. Das Röstgut steht begreiflicherweise mit dem Feuer nicht in direkter Verbindung, sondern nur durch einen Hitzeschacht, der unter der Erde liegt. Gefeuert wird in einiger Entfernung, mehrere Meter abseits. Durch ständiges Umrühren wird dafür gesorgt, daß die Frucht gleichmäßig geröstet wird. Es dauert etwa zwei bis drei Stunden, bis es so weit ist. Dann wird das Röstgut auf die sauber gefegte Tenne geschüttet und nach der alten Weise mit dem Flegel gedroschen. Klingt es von irgendwoher aus der Scheuer wie „Katzenzipfel", dann sind viere am dreschen. Zu dreien klingt es schon etwas weniger flink: „Frau — koch — Supp". Aber meist hört man den Takt: „Quatsch — kopp." Dann sind nur Vater und Mutter am Dreschen, oder, wenns hoch kommt, Vater und Sohn. Wo der Takt einschichtig klingt, da weiß man, daß Not im Hause ist.

Ist gedroschen, dann wird die Windmühle geholt, die Putzmühle. Geholt, — das heißt: geliehen. Denn so viel Geld, um eine eigene Putzmühle anzuschaffen, haben die meisten nicht. Sie kostet zwar nur gegen 100 Mark; aber in der Regel haben sich von altersher einige Nachbarn zusammengetan und eine Putzmühle auf Gemeinschaftskosten angeschafft.

Mit dem bloßen Putzen, also mit dem Reinigen des Korns von Staub und Trefz oder sonstigem Unkraut**same**n ist es noch immer nicht getan. Im Körnchen sitzt noch immer die Umhüllung, die Spreu. Sie muß losgewimmelt werden. Hierfür hat in der Regel jedes Dorf eine gemeinschaftliche Mühle; wo es geht mit Wasserbetrieb, sonst mit Göpelbespannung. Elektrisch, das ist schon wieder zu teuer; das „lßt nicht dran".

***

Endlich, wenn es so weit ist, wenn die hartgrünen Kerne blank und sauber in Säcke gefüllt sind und einen wohligen Wirzgeruch ausströmen, dann ist es so weit, daß der Grünkern-Bauer für sein mühseliges Arbeiten den Lohn erhalten kann.

Erhalten kann. — Er erhält ihn nicht immer, nicht mit Sicherheit und Gewißheit. Die Suppenmehl-Fabriken wissen: der Bauer ist auf ihre Aufkäufer angewiesen. Kaufen sie ihm seinen Ernteertrag nicht ab, — was will er sonst damit anfangen? Selber verbrauchen? Das bringt kein Geld ins Haus; davon kann man keine Schuldenzinsen bezahlen, kein Dach ausbessern lassen, kein Kind für Weißen Sonntag einkleiden.

Der Grünkern-Anbauer ist zumeist ein Schicksalsgefährte des Winzers. Er hat es nicht ganz so schlecht und mühsam, wie der; aber ähnlich. So viel Mühen und Kosten wie der Winzer hat er nicht nötig; denn der Winzer muß vierzehn mal das Jahr in sein Land, und der Grünkern-Bauer nur sieben mal in zwei Jahren. Die schlimmen Wochen der Eisheiligen, die dem Winzer Sorgen machen, die Schädlingsbekämpfung, die viele Kosten verursacht, brauchen den Grünkern-Bauern nicht zu ängstigen. Und ernten kann er, wenn der Sommer gerade zur Hälfte vorbei ist; um die gefährlichen Wetter-Verwüstungen, an denen die zweite Sommerhälfte so reich ist, hat er sich nicht mehr zu sorgen. **Aber in der geblichen Hauptsache, in der Bemessung des Preises für sein Erzeugnis,** ist der Grünkern-Bauer ebenso wie der Winzer gänzlich von übermächtigen Gewalten abhängig. Was die Aufkäufer unter sich ausmachen, das muß er nehmen, **und das ist dann der Ertrag** seiner Arbeit.

In den Stuben der Winzerleute bin ich als junger Kerl schon mehr als einmal daneben gestanden, wie der „Wirt", wie man ihn dort nennt, der Wein-Einkäufer, auf den Eichentisch im Herrgottswinkel die Goldstücke und Taler dahergezählt hat, — am Ofen stand die Hausmutter, und als sie sich die gelben und weißen Reihen der Geldstücke auf dem Tisch besah, hat sie ihren Fürtuchzipfel zur Hand nehmen und ihn vors Gesicht halten müssen, weil es sie übermannt hatte: was da lag auf dem Tisch, das war der sichtbare Ausdruck für Gottes Segen und Güte, und dafür war sie so dankbar, daß sie das Heulen überkam, (alle schwere Mühe, Arbeit und Sorge, die man mit den Reben gehabt hatte, verschwanden in diesem Augenblick zu einem belanglosen Nichts), und was dank der Güte Gottes auf dem Tisch lag, das reichte dennoch für das Leben des nächsten Jahres nur so kümmerlich, daß sie auch aus diesem Grunde weinen mußte.

Bei den Grünkern-Bauern wird es, schätz' ich, ähnlich sein. Vor dem Kriege hat man ihnen 20 und 25 Mark für den Zentner bezahlt; heute gibt man ihnen kaum 17 Mark.

Grünkern wird so, wie er vom Bauern kommt, nur selten verwendet. Zwar schmeckt die Suppe so am kräftigsten; aber sie erfordert eine allzu lange Kochzeit: drei bis vier Stunden. Deshalb haben sich Fabriken aufgetan, die den Grünkern suppenfertig machen. Früher wurde er großenteils gebrochen, also klein geschrotet; heute wird er fast ausnahmslos nur noch gemahlen. Die Stadtleute sind auf Suppen angewiesen, die nicht viel Kocherei beanspruchen; denn das Gas ist teuer, und die Kohlen sind nicht billig. Deshalb gibt es im Ladengeschäft Grünkern fast nur noch als Mehl. Aber das Mahlen wiederum ist nicht billig. **Die Fabriken erklären: die Tarifslöhne, die Zinsen, die Steuern, die Betriebsverluste, die Kosten für die Verpackung, die Frachten! Reisende müssen unterhalten werden und machen Spesen. Der Großhandel kann nur noch „schleppend" zahlen, und der Kleinhandel ebenso. Alles kann man den Fabriken nicht den Kopf abreißen, wenn sie beim Einkauf zu knausern suchen. Hätten die Grünkern-Bauern das Kapital, um Genossenschaftsfabriken zu unterhalten, — vielleicht, daß sie dann bessere Preise erzielten. Aber auch nur vielleicht. Denn** lediglich vom Grünkern-Mahlen kann eine Fabrik wahrscheinlich nur schlecht existieren.

Am wirksamsten wird den schaffensfreudigen und fleißigen Grünkern-Bauern geholfen, wenn man tüchtig Grünkern-Suppen ißt. Die Krankenhäuser tun das ohnehin. Da, wo Aerzte, Küchenschwestern und Diätköchinnen sind, braucht man auf das Grünkern-Mehl nicht aufmerksam zu machen. Auch in den Haushaltsschulen weiß man Bescheid. Es wäre zu wünschen, daß man auch in den Haushalten es wüßte. Grünkern brauchen wir nicht, wie Reis, Tapioca, Sago und vielerlei anderes aus dem Auslande zu beziehen und dafür Devisen auszugeben. Grünkern-Suppe kann man essen, wenn man krank ist; darauf folgt: sie ist für die Gesunden nicht weniger bekömmlich.

***

Damit könnte nun füglich ein Aufsatz über „Grünkern" zu Ende sein. Denn was sich darüber sagen ließe, das ist wohl so ziemlich alles gesagt.

Aber vielleicht denkt manch ein Leser: soweit sei das ja ganz nett und interessant, aber von einem Leitartikel für den „7. Tag" sei doch schließlich etwas mehr zu verlangen, als lediglich eine landwirtschaftliche Schilderung, vermischt mit etwas Gratis-Reklame für Suppenmehl. An dieser Stelle habe man von rechtswegen und gewissermaßen tiefere Gedanken zu erwarten. Zum mindesten solche, die „über dem Alltag" stehen.

Dächte der Leser so, — in welch heillose Verlegenheit geriete ich da? Tiefere Gedanken über Grünkern, — woher nimmt die einer?"

Aber der Leser mag sich nicht zu früh freuen. Denn ich könnte beispielsweise sagen, es sei nicht so ganz unerklärlich, daß Grünkern so ausnahmsweise schmackhaft und bekömmlich sei. Warum? Weil sich in ihm **die Vorzüge der Jugend und des Alters vereinigen?**

Sonst im Leben ist das so, **wie Onkel Präßig** sagt: „Das, was dem menschlichen Leibe gut schmeckt, als zum Beispiel Kohm (Kümmel), das bekommt ihm slecht; un was ihm slecht smeckt, als zum Beispiel kolt Water, das bekommt ihm gut." Und das ist auch so. Präßig, wenn er gewollt hätte, hätte dieses Beispiel beliebig erweitern können; denn er war ein weiser und erfahrener Mann. Er hätte vom fetten Gänsebraten sprechen können, (der auch sein gut Teil zu seinem nachmaligen Podagra beigetragen hatte,) von den schweren Speisen und Getränken ganz allgemein, und noch allgemeiner von den menschlichen Genüssen überhaupt. Denn von ihnen allein gilt die Weisheit: was allzu gut schmeckt, davor muß man sich in acht nehmen; sonst bekommt man Last damit. Vom Grünkern gilt das nicht. Warum? weil sich in ihm die Vorzüge der Jugend und des Alters vereinigen.

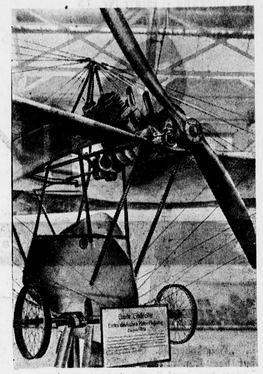
Der Geschmack ändert sich vielfach mit dem Lebensalter. Was der Jugend schmeckt, mag man im Alter nicht mehr. Und umgekehrt.

Was die Jugend will und für richtig hält, weil es ihr mundet, das hält das Alter nicht für richtig und vortheilhaft. Und umgekehrt. So ist das schon zu allen Zeiten gewesen; in den alten Schriften ist es zu lesen.

Nur wo Jugend und Alter ihre besten Eigenschaften zusammentun und sie zu Einem vereinigen, da gibt es die rechte Bekömmlichkeit für das Menschengeschlecht. Ueberall, wo das geschieht, in der Familie wie in der Gemeinde und im Staat, in der Werkstatt wie im Kontor, in der Politik wie im Leben, da kommt ein rechter Klang und ein rechter Sinn heraus. Aber ihre besten Eigenschaften müssen es sein, und kein Lebensalter hat nur lauter gute. Es ist nicht alles nutzbare Härte, das im Alter lebt, und nicht alles unnütze Weiche und unbeständige Empfindlichkeit gegen äußeren Druck, das in der Jugend lebt. Kein Lebensalter kann sich einbilden, daß nach ihm und seinen Eigenschaften allein die menschliche Gesellschaft regiert, also bestmöglich glücklich gemacht werden könne.

Grünkern wird in der Volkkraft der Jugend geerntet und mit den Eigenschaften des Alters versehen. Deshalb schmeckt Grünkernsuppe so gut.

Das, was durch diesen Vorgang erzielt wird, kann man überall im Leben haben. Man braucht nur dasselbe zu tun: die besten Kräfte und Eigenschaften der Jugend und des Alters zu Einem vereinigen. Dann hat man's unbedingt. Es ist also gar nicht so weit her mit der Weisheit der Nahrungsmittel-Fabrikanten, die auf den Grünkern verfallen sind. Sie haben nur einen sehr naheliegenden und selbstverständlichen Gedanken in die Tat umgesetzt. Jeder Familienvater oder Staatsmann, der dasselbe tut, wird denselben Nutzen erzielen.



Das deutsche Luftfahrtmuseum

Auf dem Flugplatz Johannistal bei Berlin hat Hauptmann a. D. Krupp unter opferwilliger Mitarbeit einer kleinen Zahl von Arbeitslosen das erste und einzige Luftfahrtmuseum Deutschlands zusammengetragen. Die Aufgabe war nicht leicht. Die Kontrollkommission der Alliierten hatte das noch vorhandene deutsche Luftfahrtmaterial in einen wüsten Schrotthaufen verwandelt. Dennoch konnte es zum großen Teil wieder in Ordnung gebracht werden. Das Museum birgt jetzt neben einer Original-Wright-Maschine Richthofens Jagdflugzeug. Teile der alten Zeppelin-Luftschiffe, Kriegsflugzeuge, erbeutete Flugzeuge, aber auch moderne Maschinen und Sportmaschinen. Ein bemerkenswertes Exemplar des Museums ist dieses erste deutsche Motorflugzeug, ein Grade-Eindecker aus dem Jahr 1908.

Der Juni brachte uns ....

Der vergangene Monat stand im Zeichen politischen Kurswechsels in Deutschland und Frankreich. Während unsere Nachbarn trotz der Linksschwenkung sich nur der Außenpolitik widmen konnten, brachte unserem Lande der neue Kurs schwere innerpolitische Konflikte.

1. Juni: Von Papen bildet sein Kabinett der „Nationalen Konzentration".
2. Juni: Reichskanzler und Zentrum wechseln scharfe Briefe.
3. Juni: **Herriot französischer Ministerpräsident.**
4. Juni: **Reichstag wird aufgelöst.**
5. Juni: Wahlflug der Nationalsozialisten in Mecklenburg.
6. Juni: Deutscher Präsident des Memeldirektoriums.
7. Juni: Kabinett Herriot vor der Kammer.
8. Juni: **Brauns Verordnung bringt Schlachtsteuer und Einbehaltung von Beamtengehältern.** Reichsparteivorstand des Zentrums in Berlin.
9. Juni: von Gayl stellt sich dem Reichsrat vor.
11. Juni: Von Papen verhandelt mit den Ländervertretungen.
12. Juni: **Die süddeutschen Ministerpräsidenten** bei Hindenburg.
13. Juni: **Die neue Reichsnotverordnung bringt Kürzung der Sozialbezüge, Beschäftigten- und Gehaltskürzung.**
15. Juni: **SA-Verbot wird aufgehoben.**
16. Juni: **Eröffnung der Lausanner Konferenz.** Bayern und Baden erklären Uniformverbote.
17. Juni: **Gläubigermächte erklären sich für Tributmoratorium.**
19. Juni: Die Hessenwahlen bringen Zunahme der Rechtsparteien und Sozialdemokraten. Zentrum hält sich gut.
20. Juni: Kommunisten greifen im ganzen Reich SS-Leute an. Schwere Krawalle im Ruhrgebiet.
21. Juni: **Verschärfung des Konfliktes Held — von Papen.**
22. Juni: **Hoovervorschlag: Rüstungsherabsetzung um ein Drittel.** — Eröffnung des Eucharistischen Kongresses in Dublin.
23. Juni: Schmeling verliert gegen Sharkey.
24. Juni: **Von Papen bespricht sich erstmalig mit Herriot.** — Amnestiegesetz im Landtag angenommen.
25. Juni: **Nach französischen Blättern hat der Reichskanzler Frankreichs Recht auf Entschädigung anerkannt.** — Bayern lehnt einmütig die Aufhebung des SA-Verbotes ab.
27. Juni: Italien verlangt Tributstreichung.
28. Juni: Brüder Sklarek erhalten je vier Jahre Zuchthaus.
29. Juni: **Neue Uniformverordnung des Reiches.** Versammlungsverbot aufgehoben.
30. Juni: **Reichshaushalt durch Notverordnung in Kraft gesetzt.**

Wochenrundschau

Donnerstag, 30. Juni: Herriot besucht den Reichskanzler in Lausanne. Hierbei zeigen sich scharfe Gegensätze. — Der Reichshaushalt wird durch Notverordnung in Kraft gesetzt. — Das Reich schließt einen Ueberbrückungskredit über 125 Millionen ab.

Freitag, 1. Juli: Das Zentrum veröffentlicht seinen Reichswahlvorschlag für die Reichstagswahl mit Dr. Brüning an der Spitze. — Ueberraschend setzt die englische Regierung den Zinsfuß für die Kriegsanleihe auf 3,5 Prozent herab. — Der Staatsrat erhebt Einspruch gegen das Amnestiegesetz.

Samstag, 2. Juli: Der preußische Ergänzungsetat zeigt 8,5 Millionen Abstriche am Kultusetat. — Der „Vorwärts" wird für fünf Tage verboten. — In Chikago wird der Demokrat Roosevelt gegen Hoover als Präsidentschaftskandidat aufgestellt. — Der letzte Mönia von Portugal gestorben.

Sonntag, 3. Juli: Ein Vorschlag der Gläubiger fordert von uns 4 Milliarden Goldmark als Restbetrag. Deutschland lehnt den Vorschlag ab. — Oesterreich schließt eine Anleihe über 300 Millionen Schilling ab — „Graf Zeppelin" in England. — Deutsche Athletikmeisterschaften in Hannover.

Montag, 4. Juli: Deutschland stellt in Lausanne dem Gläubigervorschlag ein Anaebot über 2 Milliarden entgegen. — Das Zentrum im Wahlkampf: Dr. Brüning spricht übermorgen im Rheinland, — in Frankfurt hat der Ältestenbeirat. — Schwere Kommunistenkrawalle in Essen. — Verbot der Sparkasse.

Dienstag, 5. Juli: Neuer Vermittlungsvorschlag Englands zwischen deutscher und französischer Auffassung in Lausanne. Man spricht von einer Summe über 2,6 Milliarden RM. — Deutschland löst den schwedisch-deutschen Handels- und Schiffahrtsvertrag. — Zentrumsantrag im Landtag: Die Reichs- und Staatsbehörden müssen organisch verbunden werden.

Mittwoch, 6. Juli: Der Preußenlandtag berät Beamtenfragen und das neue Amnestiegesetz. — Die amerikanischen Wettflieger treffen in Berlin ein. — Schwierige Verhandlungen in Lausanne um die deutschen Forderungen gegen Versailles. — Die Leipziger Universität wird geschlossen.

Streifzug durch die Woche

Kyffhäusertag — General und Politik — Goethe und Föderalismus — Friedensmächte — Die Erde ruft — Hoffnung

Daß auch ein Kriegertag von den Gedanken des Friedens getragen sein kann, hat die vierte Reichskriegertagung des Kyffhäuserbundes in Dortmund bewiesen. Ueber allen Parteilosungen hörte man da das Wort von der nationalen Volksgemeinschaft. Gerade der Kyffhäuserbund, den ich in den verschiedensten Teilen Deutschlands habe beobachten können, hat es bisher meisterhaft verstanden, alles Trennende zurückzustellen vor dem Gedanken der Kameradschaft, wie sie sich stark und echt an der Front gebildet hat. Solch eine Kameradschaft, die alle Teile des deutschen Volkes umfaßt, ist die unerläßliche Vorbedingung für einen neuen Aufstieg des Vaterlandes. Gern hört man bei solchen Gelegenheiten die Worte eines Generals, der mit dem Volke fühlt. Solche Generäle würden auch die volle Zustimmung Goethes finden, an dessen Weisheit man sich bei mancherlei Begebenheiten in letzter Zeit immer wieder erinnert fühlt.

So schrieb der kluge Alte von Weimar einmal: „Das Vaterland eines Regimentschefs ist sein Regiment. Wie es wird sogar ein vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht, als soweit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und sie gut einzuexerzieren und sie in so guter Zucht und Ordnung zu halten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stellen. — Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber

Die amerikanischen Flieger Mattern und Griffin, die in 19 Stunden von Amerika bis Berlin ohne Zwischenlandung geflogen sind. Dieser Flug ist die 1. Etappe eines Weltfluges, den die beiden kühnen Flieger innerhalb 6 Tagen zu bewältigen hoffen, um damit den Rekord zu schlagen, den die Flieger Post und Gatty bisher mit 8 Tagen und 16 Stunden hielten.

die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht." Wozu haben wir die Goetheweisheit, als daß wir sie dauernd auf das Leben anwenden?

Auch noch ein anderes Bekenntnis des Dichters ist für unsere Zeiten höchst wichtig. Goethe war gegen jede allzustraffe Zentralisation, er war Föderalist. In seinen alten Tagen noch hat er seine Anschauungen über Deutschland seinem Freunde Eckermann entwickelt. Mit jener Feierlichkeit ist das geschehen, die um die letzten Worte großer Menschen schwebt, wenn sie der Nachwelt noch eine Erbschaft hinterlassen möchten. Goethe leugnet nicht die Fortschritte des technischen Zeitalters, das eine gewisse Vereinfachung der Verwaltungsapparate mit sich bringe. Er fühlt deutlich, daß im Zeitalter der Technik eine alte Kleinstaaterei, die an jeder Landesgrenze den Paß verlangte und die ein paar Kilometer von Weimar entfernt jemanden schon als Ausländer ansprach, ihr Ende finden müsse. Er kämpft für jenen deutschen Geist, der in allen „Ländern" weht. Ebenso deutlich lehnt er aber eine Gleichmacherei ab, die ganz verpfuscht, daß der Reichtum der deutschen Kultur in der Verschiedenheit seiner einzelnen Stämme besteht. Bei uns herrscht kein Paris über alle andern Städte und Provinzen. Bei uns gibt es neben Berlin noch Wien, noch München, noch Karlsruhe, noch Hannover, noch Hamburg, noch Braunschweig. Alle diese Städte und noch mehrere andere sind alte Fürstensitze gewesen, haben eine eigene Kultur, eine eigene Tradition, sind Ausdruck der Mannigfaltigkeit und des Farbenreichtums deutscher Kultur.

Das alles will Goethe erhalten wissen, weil es Geschichte und Natur nun einmal so gewollt haben. Die Versailler Hedenscherze eignet sich nicht für die Gartenbaumethoden deutscher Politiker. Feiern wir schon Goethe, so höre man auf seine Weisheit!

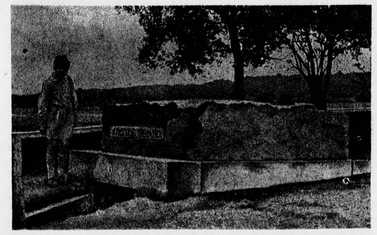
Irgendwo sind vor einiger Zeit einige Dutzend Uniformierte in Marschordnung in einer katholischen Kirche beim Gottesdienst erschienen. Es gab eine peinliche Szene und eine schlimme Beunruhigung der frommen Gemeinde. Wie kann man so etwas tun? Die Kirchen sind bei uns doch noch Stätten, frei vom politischen Tageskampf. Man ging in die Kirche, um zu beten, nicht aber um zu demonstrieren. Das muß auch in Zukunft so bleiben. Man lasse der gemarterten Menschheit den Winkel auf Erden, wo noch der Friede Gottes herrscht. Man störe nicht jene heilige Stunden, in denen die Seele sich zu sich selbst findet, zur Ruhe des Herrn. Wo ein Volk betet, da darf man sich über seine nationale Gesinnung beruhigen. Es bewahrt die besten Traditionen im lebendigen Herzen. Wie es in der letzten Enzyklika heißt, hält das Gebet Gott auf dieser Erde fest. Es lenkt den Geist auf die ewigen Güter und mildert schon so den Streit um die zeitlichen. Es bereitet die Gesinnung des Friedens, denn im Gebete empfindet man das ganze Volk, ja die ganze Menschheit, als eine einzige Gottesfamilie ...

Geh in diesen Tagen oft hinaus in die schöne Natur. Wie steht das Korn herrlich auf den Feldern! Nach den Stachelbeeren sind die Johannisbeeren gekommen, dann die Erdbeeren und die Kirschen, und so ist die Natur verschwenderisch in ihren Gaben. Immer hat sie eine neue Freude bereit, und so geht es fort bis zum goldenen Herbst. Wir sind doch nicht verlassen. Sorglos singt die Drossel, und kühn jagt die Schwalbe durch die Lüfte. Es ist so, wie es immer war. Die Hand Gottes ist noch nicht müde geworden. Ueber dem Sternenhimmel führt sie die leuchtenden Körper, und Nacht für Nacht atmet der Himmel seinen Frieden auf die Erde. Nimm das alles in dich auf. Es bedarf dazu nicht der Worte. Nur das offene Herz muß man sich bewahren. Die Freude muß man hereinlassen, den Frieden, das Gottesglück.

Siehe, die Erde bereitet sich zum Fest. Es liegt in unsern Tagen ein besonderer Sinn darin. Der Mensch muß wieder an die Erde. Er hat sich in seinen Systemen zu weit entfernt vom System der Natur. Das fühlt das verlassene Kind, das fühlt auch die mütterliche Erde. Sie ruft ihre Söhne zurück. Jene, die das verstehen, haben das Geheimnis der nächsten Zukunft erkannt. Darum sind alle Vorschläge, die den Menschen wieder an die Erde, an die Scholle bringen möchten, mit besonderem Interesse zu prüfen. Ich werfe da an die Ausführungen, die der Regierungspräsident Dr. Sonnenschein in den letzten Wochen in der Presse gemacht hat. Eine Million Jugendlicher will der unermüdliche Freund des Volkes wieder an die Erde bringen. Mann kann diesen Vorschlag noch ergänzen. Soll nämlich die Aufnahme von jungen Menschen auf den großen Höfen und Gütern von Erfolg sein und nicht im Anfang schon schwere Hemmungen finden, so muß die Erziehung einsetzen. Immer wieder hört man die Klage, daß sich junge Städter, die aufs Land kommen, dort nicht zu schicken wissen. Wie mancher Bauer hat schon geflagt. Da und dort gab es auch Diebstahl und dergleichen, denn die Kasse des Bauern ist nicht so gesichert, wie der Safe einer Bank. Es sind dieses nur Andeutungen, die immerhin das ganze Problem auch als ein erzieherisches sehen lassen.

Laß dich in diesen Zeiten der Wahlkämpfe nicht verwirren! Ein Fortschritt ist seit den Tagen des Krieges doch da. Erinnere dich, wie man einst über hundert Milliarden stritt, die wir bezahlen sollten. Heute geht der Schacher noch um vier oder fünf, sicherlich eine große Summe, aber doch nicht mehr die Summe von damals. Der Rhein ist frei geworden. Die Erkenntnis, daß die Völker nicht gegeneinander, sondern miteinander arbeiten müssen, ist ständig gewachsen. Die Jugend der verschiedensten Länder denkt ganz anders, als jene, die auf Entzweiung der Menschheit ausgehen. Ein wenig Geduld noch. Es spricht vieles dafür, daß wir doch noch bessere Zeiten sehen werden. Streiten wir nicht gegen Menschen, kämpfen wir um die großen Ideen der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Kultur, und es wird uns alles andere dazu geschenkt werden.

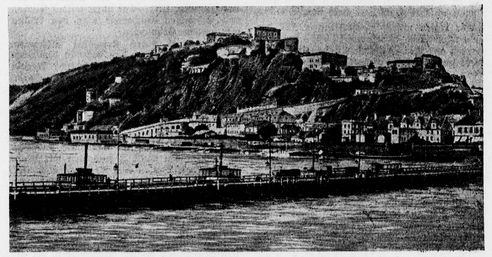
Der Mann im Monde.



Briands letzte Ruhestätte

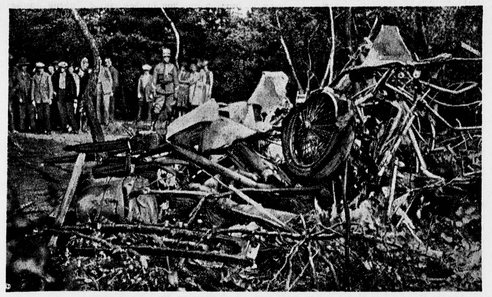
Briands sterbliche Ueberreste sind jetzt nach seinem Landsitz Cocherel überführt worden, wo sie in dieser schlichten Grabstätte beigesetzt wurden. Nur ein einfacher Felsblock aus Briands Heimat mit seinem Namen kündet davon, daß hier die Gebeine des bedeutenden französischen Staatsmannes ruhen.

Das historische Festspiel „Barbarossas Traum",
das anläßlich des Reichskriegertages in Dortmund auf der Kampfbahn Rote Erde aufgeführt wurde. Einzug Kaiser Maximilians mit seinen Rittern und Knappen.



Festung Ehrenbreitstein fällt an Preußen zurück

Nach einem Reichsgesetz von 1873 fällt eine Reihe reichseigener Liegenschaften an den preußischen Staat zurück. Darunter ist auch die Festung Ehrenbreitstein, deren Rückgabe in diesen Tagen erfolgt.



Das Flugzeugunglück an der holländischen Grenze

Auf dem dicht an der deutschen Grenze gelegenen Fluggelände bei Vaals geriet ein holländisches Militärflugzeug bei einem Schauflugen in Brand und stürzte ab. Beide Insassen, ein Offizier und ein Unteroffizier verbrannten.

T.-H.-Studenten üben Luftschutz

Auf dem Gelände der Berliner Technischen Hochschule fand eine große Luftschutzübung statt, bei der Feuerwehr, Studenten und Polizei mitwirkten. Unser Bild zeigt den Abtransport von Verwundeten inmitten explodierender Rauchbomben.

Die Schlacht am Tangelschen Bach

Adolf August Kassau

Wir Ohlener Kuhhirten, die wir auf dem diesseitigen Ufer des Tangelschen Baches unsere Herden weideten, lebten mit den Tangelschen, die jenseits hausten, in erbitterter Fehde. Die Feindschaft war uralt — zählten wir doch schon sechs bis vierzehn Jahre — und reichte mit ihren Ursprüngen in unsere graue Vorzeit zurück; zudem bekundete die Tradition, daß unsere Vorfahren auf den Weideplätzen mit den Jenseitigen schon manchen scharfen Strauß ausgefochten hatten.

Zu einer offenen Feld-, aber vielmehr Wiesenschlacht war es indessen noch niemals gekommen; doch deuteten alle Zeichen der Zeit darauf hin, daß sie kommen mußte, so, daß die endgültige, entscheidende Auseinandersetzung nahe bevorstand. Die gegenseitigen Beschimpfungen und Bemaulungen wurden immer ärger, so daß die Zornesadern auf beiden Seiten bis zum Platzen schwollen und der Völkerhaß sich in fürchterlichen Drohungen und Verkündigung unsäglichen Prügel Luft machte.

Wir trafen unsere Vorbereitungen für den unausbleiblichen Endkampf. Die Peitschen wurden auf ihre Haltbarkeit und Wirkung erprobt und mit stark verknoteten Schnüren versehen. Gewichtige Weiden- und Haselnußschläger wurden haufenweise herbeigeschafft und sorgfältig im Rohr und Schilf der Torfdämme versteckt. Vor allem aber wurde eine festgefügte Rangordnung geschaffen. Vom zwölften Lebensjahre an hießen die Kuhhirten Papse. Sie bildeten die Kerntruppe. Sie trugen die längsten und schwersten Peitschen und übten sich tagaus, tagein im Knallen, so daß die Wiese weithin wackelte und alle Echos an der Wand des Schwarzen Berges und im Bruch gellend Antwort gaben. Sie wählten aus ihren Reihen an jedem Sonntag den Häuptling für die Woche. Sonntags beim Antritt des Dienstes stellten sie sich im Kreise um die uralte, gewaltige Eiche auf, die am Wiesenrande stand, und warfen die geöffneten Taschenmesser auf den Baum; derjenige, dessen Klinge am tiefsten in die Rinde eingedrungen war, mußte als Anführer anerkannt werden. Er trug als Zeichen seiner Würde eine Rohrdolle oder ein Rohrblatt am Hut und einen Rohrkolben in der Hand. Leider hatten die Papse einen Usurpator unter sich, den herrschsüchtigen Bromann, der immer den jeweiligen Häuptling unter seinen Willen zu bringen suchte und dadurch zuweilen Uneinigkeit und Unordnung in die Kolonne brachte; aber er war nicht zu entbehren, da er der stärkste und verwegenste von allen war.

Die neun- bis elfjährigen wurden Papse genannt. Sie bildeten die Nachhut und waren mit leichteren Peitschen und Stecken bewaffnet. Wir Jüngeren, die Piepse, wurden als Kundschafter, Spione und Sendboten verwandt. Wir wurden des Peitschentragens noch nicht für würdig erachtet, durften aber Stöcke führen. Papse und Piepse hatten im Kriegsrat keine Stimme.

Die Papse durften warm rauchen. Einige von ihnen hatten sich aus alten abgelegten Pfeifen einen Schmirgelkocher zusammengebaut, den sie wie erfahrene Raucher mit geschickten Handbewegungen auszukochen verstanden; andere pafften aus hohlgemachten Mohrrüben, in deren Seitenöffnung ein Rohrstengel steckte. Geraucht wurde Eichenholm. Holm nannten wir das schwammweiche Holz der dürren Reste. Die Papse hatten nach dem Augenschein kalkuliert, daß die alte Häuptlingseiche, wie wir sie nannten, für dies Jahr genügend Tabak liefern würde. Die Papse durften nur kalt rauchen, während wir Piepse uns mit Mohrrübenessen begnügen mußten.

An einem warmwohligen Spätsommernachmittage waren wir gemütlich hinterm Rohre dicht um unser Lagerfeuer versammelt. Die Papse hielten Kriegsrat und paften dabei wie echte Landsknechte, während wir anderen je nach Rang kalt rauchten oder Rüben knabberten. Auf einmal rief einer der Papse: „Da die Tangelschen Räuber!" Alle sprangen wie gestochen hoch, und nun sahen wir die Bescherung. In der ein paar hundert Meter von unserm Lagerplatz entfernten Häuptlingseiche kletterten wie die Eichkatzen sechs bis acht der Tangelschen Halunken, damit beschäftigt, unsere ergiebigsten Tabaksäste herauszubrechen. Wie der Sturmwind stoben wir auf den Baum zu; aber noch ehe wir ankamen, waren die Frechlinge herabgesprungen, hatten ihren Raub zusammengerafft und flitzten vor uns her über die Wiese und den Schleusenbalken ans jenseitige Ufer. Auf unser wildes Fluchen und Schimpfen antwortete man von drüben mit lautem Hohnlachen.

Sofort trat unser Kriegsrat zusammen. Es wurde beschlossen, daß noch an demselben Abend sämtliche Piepse das feindliche Terrain nach Waffen- und Vorratslagern abzusuchen hätten. Und so geschah es. Als die Herden heimwärts getrieben waren und die Wiesen sich in ihr graues Nebellaken gehüllt hatten, krochen wir aus unseren Schilfverstecken hervor und machten uns auf die Suche. Und wir hatten Glück. In einer Lauhhütte und dem sie umgebenden Gebüsch entdeckten wir große Mengen von Waffen und Vorräten aller Art. Wir schleppten alles in unsere Rohrkammern und zankten dann nach Hause.

Am anderen Tage wurde die Beute unseres Raubzuges verteilt; sie war so reichhaltig, daß auch für uns Piepse genug abfiel. Alle Taschen hatten wir voller Rüben, Stricke, Peitschenschnüre, bunter Glasscherben, die als Kreiselspiel benutzt wurden, und Pferdeschwanzhaare.

Bei den Ausgeraubten bemerkten wir bald an dem wilden Umherspringen, den heftigen Armbewegungen und dem lärmenden Gezänk eine ungeheure Aufregung. Als wir ein triumphierendes Hohngelächter anstimmten, toben sich uns von drüben einige Dutzend Fäuste drohend entgegen. Es war klar, daß die sich überstürzenden Ereignisse mit Geschwindschritt der Entscheidung durch die Waffen zudrängten.

Als wir am nächsten Morgen auf der in strahlender Sonntagssonne glitzernden Wiese ankamen, stand der Feind unter seinem Häuptling Kaul im Waffenschmuck schon kampfbereit am jenseitigen Ufer. Nun war also die schicksalentscheidende Stunde gekommen. In aller Eile, ohne Formalitäten, wurde Bromann durch Zuruf zum Häuptling gewählt. Er ordnete die sofortige schleunige Bewaffnung des ganzen Heerbanns an. Als wir gleich darauf kriegsfertig unter der Häuptlingseiche standen, beantworteten wir die durch Mobilisation geschehene Herausforderung des Feindes zunächst mit dem alten Kampf- und Trotzlied. Wie Fanfarenstöße, an der Bergwand und in den Bruchgründen vielfach widerhallend, schallte das vom ganzen Heerbann gesungene Kriegslied über das Blachgefild:

„Zuhauf, zuhauf, zuhauf!
Auf die Tangelschen Räuber drauf!
Die feigen Tangelschen Göhren
Nausen uns die Möhren,
Mausen uns die besten
Von den Tabaksästen!
Laßt die Hörner schallen!
Laßt die Peitschen knallen!
Mann für Mann
Drauf und dran!"

Auf diesen melodischen Zornesausbruch antwortete man von drüben mit unartikuliertem Gegröhle und mit Peitschenknallen. Darauf rief ein Tangelscher herüber: „In Ohlen ist nichts zu holen!" Sofort entgegneten wir: „In Tangeln ist nichts zu angeln." Dann ging es über zu persönlichen Beschimpfungen. Die Tangelschen brüllten: „Meier legt Eier!" Wir: „Winkelmann spannt die Pferde von hinten an!" Die Tangelschen: „Grief, Grief, Grief, deine Absätze sind ganz schief!" Wir: „Mitze, Mitze, dir hängt das Hemd aus der Hosenschlitze!" So standen wir wie die Helden Homers, lästernd und Spottreden schleudernd, einander gegenüber.

Als endlich auch die Würde der Häuptlinge angegriffen wurde, indem wir hinüberbrüllten: „Kaul, Kaul ist dumm und faul!" und die Jenseitigen erwiderten: „Bromann ist'n Strohmann!", da gab's kein Halten mehr. Unser Häuptling rief: „Drauf und dran!" Die Heerrufer, die Signalbläser, tuteten hüben wie drüben mit den Auerhörnern, langen, aus Weidenholz geschnitzten Schalmeien, und die Papse stürmten peitschenknallend aufeinander los. Aber die Tangelschen waren schneller. Wie die Wiesel wischten sie über den Schleusenbalken zu uns herüber, von den Unsern mit lautem Gejohle empfangen. Wie Blitzkanonaden und Hagelgarben sausten die Peitschenhiebe um die Ohren der wutentbrannten Gegner. Aus allen Richtungen klangen die Kirchengloken in das Kampfgetöse; die Kühe brüllten, und vom Schwarzen Berge lockten die Raben. Das wilde Kampfgetöse pflanzte sich in ihr graues Nebellaken fortwährend fort, trocken wie

Siam, das Land der jüngsten Revolution

Nach Zeitungsberichten ist in Siam nach einer Militärrevolte die konstitutionelle Monarchie ausgerufen worden. Nach der neuen Verfassung geht nunmehr die höchste Gewalt vom Volke aus und wird vom König, einem Ausschuß der Volkspartei, dem Senat und den Gerichten ausgeübt. Siam war bisher eine der ganz wenigen absoluten Monarchien, die überhaupt in der Welt bestehen.

Siam, das Land der weißen Elefanten und der berühmten zusammengewachsenen Zwillinge, liegt im Südosten Asiens, auf der hinterindischen Halbinsel. Im Westen und Norden grenzt es an Britisch-Indien, im Osten und Norden an Französisch-Indochina; die südliche Grenze bildet das Meer, und zwar der nach dem Lande benannte Golf von Siam, der

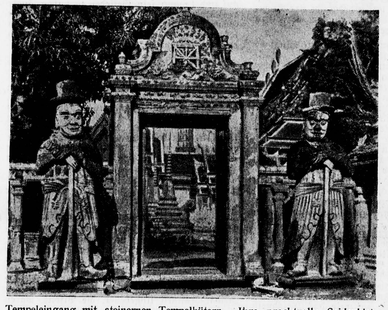
Der Tempel Wat Prakea in der Hauptstadt Bangkok. Zur Rechten sieht man die Gräber der reichen Familien.

seinerseits in das Südchinesische Meer mündet. Das Land, das ungefähr so groß ist wie Deutschland, aber nur zehn Millionen Einwohner hat, wird in drei Hauptteile gegliedert, die sehr hübsch auf dem alten siamesischen Staatswappen des Königs Chulalongkorn dargestellt sind: von den drei Federn des Wappens zeigt das obere auf rotem Grund einen dreiköpfigen, weißen Elefanten und bedeutet Niedersiam; der untere Teil gliedert sich in eine linke Hälfte, die einen weißen Elefanten auf gelbem Grunde zeigt und Obersiam bedeutet, und eine rechte Hälfte mit Dolch und brennender Fackel, die den Teil Siams vorstellen soll, der sich bis auf die Malakische Halbinsel erstreckt. Diese drei Gebiete sind klimatisch und in bezug auf die Bevölkerung voneinander unterschieden. Im ganzen ist das Klima tropisch. Die Jahreszeiten werden von den Monsunwinden bestimmt, man unterscheidet deren drei: die Regenzeit (Mai bis Oktober), die kalte Zeit (November bis Februar) und die heiße Zeit (Februar b. Mai). Die Hitze hat ihren Höhepunkt etwa im April, mit etwa 40 Grad in der Mittagssonne. Die Durchschnittstemperatur beträgt in der heißen Zeit etwa 29 Grad, so daß also der Aufenthalt für Europäer durchaus erträglich ist, zumal die Monsunwinde die Hitze mildern. Trotzdem wird der Beginn der Regenzeit als große Wohltat empfunden.

Beginnen doch dann die Flüsse zu steigen und den fruchtbaren Schlamm weit über das Land zu verbreiten. Der Hauptfluß, Menam, durchzieht mit seinen Nebenflüssen das ganze Land und spielt im Leben des Volkes eine ähnliche Rolle wie der Nil in Aegypten. Zwischen den einzelnen Flußläufen sind Kanäle gezogen, auf denen sich bis zur Gründung der Eisenbahn der gesamte Verkehr mit Booten und Marktschiffen vollzog. In der Hauptstadt selbst gab es vor nicht langer Zeit fast gar keine Straßen, sondern nur Kanäle. Da trägt der Postbote seine Briefe auf dem Boot aus, läßt der Priester sich zum Gebet rudern, und wird vor allem der Markt vom Boot aus betrieben. Man schätzt die Zahl der Boote in der Hauptstadt Bangkok (900 000 Einwohner) auf etwa 600 000 und hat sie deshalb auch das „Venedig des Ostens" genannt. Die Häuser — Pfahlbauten aus Holz oder Bambus — stehen teilweise im Wasser. Auch die Tempel haben vielfach ihre Hauptfassade dem Wasser zugekehrt und es ist wundervoll anzusehen, wenn sich die Gläubigen, im Hintergrund ihrer flinken, leicht beweglichen Boote stehend, in großen Scharen zum Tempel begeben.

Die Tempel geben mit ihrer, für das tropische Klima charakteristischen reichen Entwicklung der Formen der Hauptstadt das Gepräge. Dort ist der Buddhismus wahre Volksreligion, und jeder junge Mann muß eine Zeit seines Lebens im Kloster verbringen, wo er neben religiöser Unterweisung auch weltlichen Unterricht erhält. Die starke Religiosität der Siamesen, gepaart mit dem Willen der bis vor einigen Tagen unumschränkten Herrscher des Landes, ist die Triebfeder für die Aufführung der Riesentempel gewesen, in deren Architektur religiöse Begeisterung, künstlerisches Schwung und feiner Schönheitssinn zum Ausdruck kommen. In Bangkok ist ein Sechstel der Altstadt von Tempelgrund bedeckt, die Klöster eingerechnet, in deren Höfen nach buddhistischem Ritus die Verbrennung der Toten stattfindet, und jeder Tempel bildet eine kleine Stadt für sich, die von vielen Straßen durchzogen ist. Der siamesische Tempel ist ein Abbild des Kosmos, in dessen Mittelpunkt sich das Haupt-Buddha-Bild, das nach Osten schaut, befindet. Dieser Mittelpunkt ist turmartig überhöht. Die Höhenentwicklung wird durch die vielen langausgezogenen Spitzen der Portalbedachungen noch gesteigert. Besonders charakteristisch für die siamesische Baukunst sind die Wiederholung der Ecken und die Verkröpfungen, die etwas an das Barock erinnern; weiterhin fällt auf, daß die Giebel nach außen überhängen; ferner findet man phantastische Dachformen, die fattelartig in mehreren Stockwerken übereinander aufsteigen und sich nach der Seite kaskadenartig abtreppen. Bei den Proportionen bevorzugt man die ungeraden Zahlen, da diese in Siam als stark, männlich und glückbringend gelten, deshalb ist auch die Zahl der Fenster in allen Tempeln ungerade. Die ganze Tempelanlage ist in goldgelber Farbe gehalten, doch finden sich überall, namentlich an den Dächern, blaue, grüne und braune Einfassungen. Trotz dieser Buntheit und der Anhäufung bizarrer Ornamente und von Prunk, sind alle Teile der Tempelanlage fein zueinander abgestimmt, und vermitteln in dieser gemäßigten Tropenlandschaft den Eindruck von Ruhe, milder Weisheit, Güte und Abgeklärtheit, wie es den Lehren Buddhas entspricht.

Wie die Tempel, so sind die Menschen: gutmütig, freigiebig, hilfsbereit und freundlich, und zwar besonders in den Teilen des Landes, wo der schlechte Einfluß der Großstadt, die das Einfallstor für die europäische Zivilisation bildet, sich noch nicht geltend gemacht hat. Gasthäuser und Hotels gibt es nur in der Hauptstadt. Wandert man durch das Land, so wird man herzlich und freundlich von jedem Landbewohner als Gast beherbergt. Interessant ist das Verhältnis der Siamesen zur Arbeit, die fast ausschließlich im Pflanzen von Reis besteht. Die Religion verbietet ihm, mehr zu arbeiten, als für die einfache Bedürfnisbefriedigung nötig ist. Auch will er nicht mit anderen konkurrieren, da er seinen Brüdern nicht schaden möchte. Es ist klar, daß solche Auffassungen bei einer Begegnung mit europäischen Wirtschaftsformen zu Konflikten führen muß. Die Siamesen sind in ihren Ansprüchen sehr bescheiden und führen ein geradezu paradiesisch-natürliches Leben, wie es nur in klimatisch bevorzugten Ländern möglich ist. Lieben sich zwei Leute, so gelten sie als Mann und Frau und erhalten vom König ein Stück Land zugewiesen, dessen Nutzungsrecht ihnen zusteht. Da der Boden außergewöhnlich fruchtbar ist, braucht er nicht intensiv bearbeitet zu werden; gedüngt wird er überhaupt nicht und trägt doch jahraus jahrein dieselbe Frucht, nämlich den Reis. Ihre Kinder erziehen die Siamesen liebevoll und versuchen alles durch Güte, nicht durch körperliche Züchtigung zu erreichen. Den Kindern wird das Haar kurz geschoren, bis auf eine Stelle am Vorderkopf, wo die Haare zu einem Knoten gesteckt und mit einem Kranz frischer Blumen geziert werden.



Tempeleingang mit steinernen Tempelhütern. Ihre prachtvolle Seidenkleidung soll andeuten, daß Siam das Ursprungsland der Seide ist.

Die Eingeborenen sind übrigens keineswegs auf das Verkaufen erpicht, sondern sie nennen ihren Preis.

Ein gut gekleideter Passagier wollte mit ihnen handeln und eine Kiste Orangen für ein paar Pfennige haben. Niemand kümmert sich um ihn. Nur ein dunkelhäutiger Eingeborener sagte ruhig, indem er beim Sprechen eine Reihe leuchtend weißer Zähne entblößte: „Er glaubt, mit seinen paar Münzen ganz Pitcairn kaufen zu können. Aber der Herr irrt sich; Pitcairn ist unverkäuflich." Ich selbst kaufte einen geschmackvollen Korb von den Nachkommen einer Matrose, außerdem ein Buchzeichen von seiner Frau, einer Eingeborenen mit tiefschwarzen Augen. Die Männer sind stark und schnig wie Panther. Im Handumdrehen haben sie die Schiffsladung in ihren Barken unter Scherzen und Lachen untergebracht. Die jungen Mädchen haben glattes Haar, rosalmäßige Züge und prachtvolle Zähne. Eine gewisse Familienähnlichkeit, wahrscheinlich hervorgerufen durch die Eheschließungen der wenigen Bewohnern der Insel, findet man hier überall.

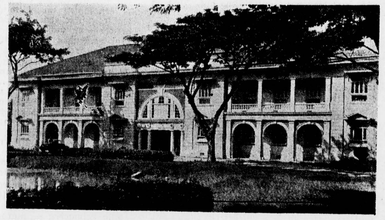
Einige Europäer, ein englischer Koch, ein amerikanischer Tischler und ein paar andere vom Leben enttäuschte Weiße haben sich auf die Insel zurückgezogen. Meistens betraten sie nach kurzer Zeit eine Indianerin. 200 Menschen sind schon zu viel für das Eiland, trotzdem leben sie dort, weil niemand die Ruhe und den Frieden von Pitcairn verlassen will. Auf ihrer Robinsoninsel haben sie keine Sehnsucht nach der großen Welt, deren Errungenschaften sie ebenso gern vermissen wie ihre Sorgen!

Die Insel der Robinsone

Im Südosten der polynesischen Paumotu-Inseln liegt die kleine Insel Pitcairn, die wegen der zahlreichen Korallenriffe im Umkreis von 30 Seemeilen nur schwierig erreichbar ist. Auf dem Eiland leben die Abkömmlinge der tahitischen Eingeborenen und englischen Seeleute, die gemeutert hatten und auf diese Insel geflohen waren. Dem Eiland drohen Schwierigkeiten durch die Uebervölkerung. Die Natur bietet den Menschen Bananen, Kokosnüsse usw. Ein Reisender erzählt von ihren Bewohnern: „Es sind schlanke, ärmlich gekleidete Menschen. Wenn sie die Szene eines heranahenden Dampfers hören, raffen sie in aller Eile die von den Bäumen gefallenen Früchte zusammen und stellen sich an der Landungsstelle auf. Oft tragen die Orangen noch den Staub des Bodens von Pitcairn, wenn sie zum Kauf geboten werden. Die Eingeborenen sind übrigens keineswegs auf das Verkaufen erpicht, sondern sie nennen ihren Preis.

Ein gut gekleideter Passagier wollte mit ihnen handeln und eine Kiste Orangen für ein paar Pfennige haben. Niemand kümmert sich um ihn. Nur ein dunkelhäutiger Eingeborener sagte ruhig, indem er beim Sprechen eine Reihe leuchtend weißer Zähne entblößte: „Er glaubt, mit seinen paar Münzen ganz Pitcairn kaufen zu können. Aber der Herr irrt sich; Pitcairn ist unverkäuflich." Ich selbst kaufte einen geschmackvollen Korb von den Nachkommen einer Matrose, außerdem ein Buchzeichen von seiner Frau, einer Eingeborenen mit tiefschwarzen Augen. Die Männer sind stark und schnig wie Panther. Im Handumdrehen haben sie die Schiffsladung in ihren Barken unter Scherzen und Lachen untergebracht. Die jungen Mädchen haben glattes Haar, rosalmäßige Züge und prachtvolle Zähne. Eine gewisse Familienähnlichkeit, wahrscheinlich hervorgerufen durch die Eheschließungen der wenigen Bewohnern der Insel, findet man hier überall.

Einige Europäer, ein englischer Koch, ein amerikanischer Tischler und ein paar andere vom Leben enttäuschte Weiße haben sich auf die Insel zurückgezogen. Meistens betraten sie nach kurzer Zeit eine Insulanerin. 200 Menschen sind schon zu viel für das Eiland, trotzdem leben sie dort, weil niemand die Ruhe und den Frieden von Pitcairn verlassen will. Auf ihrer Robinsoninsel haben sie keine Sehnsucht nach der großen Welt, deren Errungenschaften sie ebenso gern vermissen wie ihre Sorgen!



Das Pasteurinstitut hat die Aufgabe, moderne hygienische Maßnahmen in dem Lande durchzuführen.

Ein Reisfeld in Niedersiam, das trotz der primitiven Bewirtschaftung gute Erträge liefert.

Nachdruck verboten

ROMAN VON HANS LEHR

5. Fortsetzung

„Um Himmels willen, meine Herren, ich bitte Sie, kein Aufsehen, nur ja kein Aufsehen!" flehte der diensttuende Direktor. „Ich werde Sie mit allen Mitteln unterstützen, die mir zur Verfügung stehen. Nur bitte ich dringend, den Ruf des Hotels nicht durch eine offene Verhaftung zu schädigen!"

„Selbstverständlich, selbstverständlich, mein Herr!" bestätigte Doglow. „Wir wünschen nichts anderes als eines der Nachbarzimmer dieses Hochstaplers zu belegen, um ihn von diesem aus beobachten zu können! Die Verhaftung werden wir, voraussichtlich schon morgen im Laufe des Tages, außerhalb des Hauses vornehmen!"

„Uff!" flüsterte Wladimir Gubin, einer der Freunde Doglows, oben, „ist mir warm geworden! Wenn der Hausdetektiv nur nicht auf die Idee kommt, bei der Polizeipräfektur Rückfrage zu halten — dann sind wir verloren!"

„Nur keine Angst!" beruhigte Doglow kaltblütig. „Zu hast je gesehen, wie verblüfft der Hausdetektiv war — wahrscheinlich, weil er selbst trotz der aufsehenerregenden Meldungen über den Pländiebstahl bei den Rhombergwerken noch nicht auf die Idee kam, mit der wir uns hier eingeführt haben. Vorsichtig war er, das muß man ihm lassen! Hast ihr beobachtet, wie genau er unsere Legitimationen geprüft hat? Michailowitsch ist ein Genie. Ich glaube, die Mitglieder des Stabes unseres Chefs könnten von ihm auch Legitimationen als französische Generäle, Mitglieder des Großen Faschistischen Rates oder englische Minister verlangen, er hätte sie zweifellos ebenfalls auf Lager!

Aber los jetzt, an die Arbeit! Wir bohren uns Guck- und Löchlein! Einer muß mal hinüber und die Aufnahmeapparate legen!"

19.

In äußerst vergnügter Stimmung schritt Dr. Cleff am Palais Royal vorbei nach der Rue Madzivill zu. Es hatte alles geklappt. Der französische Innenminister hatte ihn persönlich empfangen, allerdings erst nach langem Kampf mit den Ministerialbeamten und persönlichen Sekretären, aber er hatte erreichen können, was er gewollt hatte. Wieder war ein Sondererlaß an die Polizeipräfektur durchgesetzt! — Wieland Rhomberg würde nicht anders können, als seine Energie und Stoßkraft im Dienste der Firma anzuerkennen — und auch Lanna würde sich dem Eindruck dieser Erfolge nicht entziehen können! — Um acht Uhr abends würde das letzte Flugzeug nach London aufsteigen, mit ihm, und die Zeit bis dahin würde er zu einer ausgiebigen Ausspannung benutzen. Das stand fest.

Das interessante Antlitz und die klassische Gestalt der schönen Slawin Anastasia Feodora Gorjatschew stiegen vor ihm auf. Sein Lächeln verstärkte sich, und das Gefühl angenehmer Erwartung hieß ihn schneller ausschreiten.

Wie hartnäckig sie sich ursprünglich gegen die Anknüpfung der Bekanntschaft gesträubt hatte! — Aber das war wohl nur Koketterie gewesen — nachher war sie nur so liebenswürdiger geworden! — Kein Wunder auch, nachdem sie gehört hatte, wer er war! — Die Rhombergwerke gab es nur einmal auf der Welt — und sie hatten nur einen Chefingenieur! —

Im Spiel dieser Gedanken bemerkte er nicht, daß zwei Herren ihm in einiger Entfernung unauffällig gefolgt waren; er konnte auch nicht sehen, daß Doglow im Augenblick, da er den zum „Bunten Kakadu" führenden Torflur betrat, noch dem Hause, das er am Abend zuvor aufgesucht hatte, ein Zeichen gab.

Michailowitsch spricht jetzt auf der direkten Leitung telephonisch mit dem Fürsten! — dachte Doglow befriedigt. Die Maus sitzt in der Falle! —

Er schritt schneller auf das Haus des „Bunten Kakadu" zu, traf dort mit den zwei Freunden zusammen und stieg mit ihnen zur Wohnung des Fürsten hinauf.

Gorjatschew" — las Dr. Cleff an der Türe zu der Wohnung, zu der er sich den Weg genau hatte beschreiben lassen.

Selbstzufrieden schmunzelte er. So ein Abenteuerchen! — Das war herangeflogen gekommen wie gerufen! — Er klopfte, da er keine Klingel fand.

Iwan öffnete, strich demütig über den dichten Bart und öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Dr. Cleff trat ein, sah sich, noch immer schmunzelnd und unternehmungslustig den kleinen Schnurrbart streichend, in dem einfach ausgestatteten Raume um und nahm in einem der Plüschpolstersessel Platz.

Im Genießen der Vorfreude bemerkte er nicht, daß draußen die Türe noch einmal leise geöffnet, von innen abgeschlossen und der Schlüssel abgezogen wurde.

Verblüfft sprang er auf, als Doglow, behaglich lachend, eintrat und ihm schon an der Türe die Hand entgegenstreckte.

„Ah, mein lieber Herr Doktor, wie nett von Ihnen, daß Sie gekommen sind!"

„Was soll das?! — Sie auch hier?!" — Dr. Cleff sprang auf. Der Zorn beherrschte sein Gesicht und sein ganzes Wesen.

„Ich glaube allerdings, daß ich es bin!" antwortete Doglow ironisch. „Aber wollen Sie mir wirklich nicht die Hand reichen?!"

„Du, au!" — rief Dr. Cleff unter dem Druck des eisenfesten Zugriffs.

Zwei Arme umschlangen ihn gleichzeitig von hinten, zwei andere Hände ließen Handschellen um seine Gelenke herum zuknacken.

„Was wollen Sie von mir?! — Geld habe ich so gut wie keines bei mir! — Das ist Freiheitsberaubung! — Das werden Sie büßen müssen! — Das ist infam!" tobte Dr. Cleff.

Doglow sah zufrieden lachend, und ohne sich vom ohnmächtigen Rasen Dr. Cleffs im geringsten beeindrucken zu lassen, nach der Tür zum Nebenzimmer, durch die Fürst Trufanoff hereingeschritten kam.

„Befehl ausgeführt, Mischa!" meldete er in militärischer Haltung.

„Danke, Boris! — Gut gemacht! — Weshalb hast du Handschellen anlegen lassen?!"

„Aus der Art des Auftretens Doktor Cleffs am Telephon und dem Hotelpersonal gegenüber war unschwer zu erkennen, daß er Choleriker ist. Ich sah einen derartigen Wutanfall, wie er ihn eben noch hatte, voraus, und wollte vermeiden, daß man ihn noch härter hätte anfassen müssen!" —

„Gut, Boris, gut!"

Fürst Trufanoff setzte sich Dr. Cleff gegenüber; seine Blicke waren durch den Rauch seiner Zigarette hindurch in die Ferne gerichtet, und seine Züge verrieten strengen Ernst und endgültige Entschlossenheit.

Dr. Cleff schimpfte noch immer.

„Wer sind Sie?!" — schrie er den Fürsten an. „Was wollen Sie von mir?! — Dieses Frauenzimmer war also Ihr Lockvogel?!"

„Wir sind durch Ihr ungezogenes Benehmen der Dame gegenüber erst auf Sie aufmerksam geworden, Doktor Cleff!" — erwiderte der Fürst streng. „Mäßigen Sie sich jetzt! — Bleiben Sie sitzen und benehmen Sie sich, wie man es von einem gebildeten Menschen auch in unangenehmer Lage verlangen kann!"

„Sie werden noch daran denken!" — tobte Dr. Cleff; seine Augen glühten vor Zorn.

„Sie haben heute nacht schlecht geschlafen, Doktor Cleff?!"

„Wieso?! — Woher wollen Sie das wissen?!" — Mißtrauisch zuckte Dr. Cleff zusammen.

Der Fürst zog seine Brieftasche hervor, legte sie auf den Tisch und entnahm ihr mehrere Photographien, die Dr. Cleff über den geöffneten kleinen braunen Koffer gebeugt darstellten. Sein Gesicht war unter den Einwirkungen des Alkohols gedunsen, doch der hämische und triumphierend gehässige Zug, der beim Anblick der im Koffer liegenden und halb geöffneten Papiere in sein Gesicht gekommen war, war vorzüglich scharf getroffen.

„Sie kennen diesen Herrn und auch diese Papiere, Flugschiffpläne wollte ich sagen, über deren Besitz er sich so sehr zu freuen scheint?!" — Der Fürst lächelte spöttisch und beobachtete Dr. Cleff, dessen Gesicht sich wieder färbte, aber dieses Mal mit dem Rot der Betroffenheit und Bestürzung.

„Nicht genug damit, daß Sie vor einer Freiheitsberaubung nicht zurückschrecken, haben Sie mich auch noch bespitzeln lassen?!" rief er endlich heftig, um die Unsicherheit hinter seinem Zorn zu verbergen.

„Bitte, schreien Sie nicht so, Doktor Cleff!" — Der Fürst sprach ruhig, wie vorher, aber mit schärferer Bestimmtheit. „Wir sind hier oben zwar allein, auch vor zufälligen Lauschern geschützt, aber dieser Kraftaufwand ist gänzlich überflüssig, da wir uns ja so dicht gegenübersitzen!"

Der Hohn trieb Dr. Cheff von neuem die Röte der Wut ins Gesicht.

„Was wollen Sie also von mir?!" — preßte er hervor.

Zunächst interessiert es mich noch zu wissen, ob Ihnen selbst bekannt ist, daß Sie im Schlafe sprechen, stöhnen, fluchen und Aeußerungen des Hohnes, des Zornes und des Triumphes von sich geben?! — Wenn Sie in der Bestätigung dieser Tatsache mit mir einig gehen, wird die Basis für unsere weiteren Besprechungen gegeben sein!" — Der Fürst gab sich keine Mühe, seine Ironie zu verbergen.

Dr. Cleff zuckte zusammen, als sei er von Dutzenden Nadelstichen getroffen worden. Sein Kinn fiel auf die Brust herab; gedemütigt und vernichtet kapitulierten sein Selbstbewußtsein und seine Energie, die ihn so oft schon aus unangenehmen und gefährlichen Situationen als Sieger hatten hervorgehen lassen.

Er antwortete nicht.

Das überlegene Lächeln des Fürsten verstärkte sich.

„Da Sie schweigen, können wir also darauf verzichten, die tadellos gelungene Platte mit jedem Laut und jedem Wort, die Sie heute nacht von sich gegeben haben, ablaufen zu lassen. Sie würden überrascht sein, Doktor Cleff, erkennen zu müssen, wie unvorsichtig ein Mensch im Schlafe sein, wie er die geheimsten Motive seiner Handlungen preisgeben und wie er sich um Kopf und Kragen reden kann! — Fräulein Doktor Lanna Rhomberg, Herrn Wieland Rhomberg, Herrn Doktor Lutz Hartner und Herrn Kriminalkommissar Kronstedt wären die Eröffnungen der Platte zweifellos ungemein wichtig, ein Anlaß zu einer Revision der Freilassung bedeutsamer Entschlüsse!"

Dr. Cleff wand sich, leichenblaß geworden, vor Hilflosigkeit, Angst und Entsetzen.

Fürst Trufanoff beugte sich nieder und zog unter dem Diwan Dr. Cleffs kleinen, braunen Koffer hervor. Er öffnete ihn und kehrte ihn nach dem Chefingenieur zu um, dessen Blicke sich entsetzt an dem Aufnahme- und Sprechapparat festbohrten, neben dem die offenen Zeichnungen mit dem Signum „Ikarus XI" eingeordnet waren.

Die Stimme des Fürsten nahm eine jeden Widerspruch ausschließende Bestimmtheit an.

„Die Basis für unsere Unterhandlungen ist jetzt hinreichend bekannt, Doktor Cleff! Sparen Sie sich also jetzt weitere Opposition und alle weiteren Lutausbrüche! —

Es gibt für Sie nur noch zwei Möglichkeiten! — Entweder Sie helfen mir, den „Ikarus XI" aus entführten und sind bereit, ihn auf einer Expedition von etwa drei bis vier Wochen Dauer zu steuern! — Oder! — Oder diese Beweise für Ihre Intrigen, für Ihren Vertrauensbruch, für Ihren Einbruch und Diebstahl werden sofort an die Polizeipräfektur ausgeliefert, natürlich mit Ihnen selbst!"

„Das ist Erpressung!" — versuchte Dr. Cleff noch einmal mit einem letzten Aufflackern seiner Energie aufzubegehren.

„Und was ist das?" antwortete der Fürst prompt und wies auf den Inhalt des kleinen, braunen Koffers.

Doglow und seine Freunde lachten hell auf; auch der Fürst konnte sich seiner Belustigung nicht mehr erwehren.

„Was gedenken Sie zu tun?!"

„Ich muß ja Ihre Bedingungen annehmen!" erwiderte Dr. Cleff finster. Sein Blick irrte, nach einem Ausweg suchend, vom einem zum andern und durch das Zimmer hindurch.

„Allucht oder Jehnliches ist Unsinn, Doktor Cleff! — Auch diese Unterhaltung ist aufgenommen worden! Die Platte wird ebenfalls in diesem Koffer Platz finden!"

Apathisch, mit glanzlosen Augen starrte Dr. Cleff vor sich nieder.

„Boris!" wandte der Fürst sich an Doglow, „veranlasse das weitere! Und nochmals meine Anerkennung!" — Er reichte Doglow und den beiden anderen Freunden die Hand und verließ das Zimmer.

20.

Im Dambachtal in Wiesbaden, das vom Kochbrunnen her am Geisberg vorbei nach dem Neroberg hinaufführte, stand kurz vor dem Laubwald, der vom Ende der Anlagen im Tale bis zum Gipfel des Berges hinauf die Griechische Kapelle umgab, die Villa Werner Hartners. Inmitten eines verwilderten Parkes, der von den Anlagen bis zur Kapellenstraße hinüberflutete, dem Einblick der Nachbarn und Passanten aber durch hohe Mauern entzogen war. Allerlei Schlinggewächse, Efeu und wilder Wein wucherten an ihnen empor, wie der Park im Wachstum ungehemmt und in seine Bahnen gelenkt.

Er ist konsequent, Onkel Werner, dachte Hermann Fahrensoll, als er von der Kapellenstraße aus durch das geöffnete Gittertor fuhr. Sogar die Gitter scheinen ihm noch nicht genügend dicht gewesen zu sein, er mußte sie noch mit diesem grünen, im Laufe der Zeit verwitterten Blech miteinander verbinden! Wenn er etwas tut, dann tut er's gründlich, genau so wie er etwas mit ausgiebigster Gründlichkeit lassen kann. Der schöne Park! — Wie schade, daß Tante nicht mehr lebt und ihre mildernde und begütigende Hand nicht mehr waltet! —

Werner Hartner, Chef des Eisen- und Kohlenkonzerns Hartner, dem seine Väter den Namen gegeben hatten, verschloß sich selbst wie sein Besitztum. Aeußerlich schien er Fahrensoll der Alte geblieben zu sein mit seiner mittelgroßen, schweren Gestalt im ewig dunklen Anzug und dem vollen, fast finsteren Gesicht mit den kalten, grauen Augen, der starken Nase, dem harten, rücksichtslosen Mund und den seit zehn Jahren bereits grauen Schläfenhaaren.

„Tag, Hermann! — Willkommen — Begleitung?! — Ebenfalls willkommen! — Deine Frau?!"

Meiner Heimat

Wie mancher ließ dich schon in blindem Hassen,
ließ deiner Hügel, vielgeliebtes Land;
ließ deiner Städte enge Gassen
und konnte deine Süße nicht erfassen,
weil er dein herbes Schweigen nicht verstand.

Wer hat dir, arm an Wort und an Gebärde,
sich hingerissen, je vertraut?
Nur wer dich fand nach inniger Beschwerde
und wer mit Tränen tränkte deine Erde,
dem warst du eine keusche Braut.

Dir klingt nur leis zum Erntefest der Reigen.
Doch daß gesegnet ist, wer dich erwählt,
will Gott an Sommertagen zeigen,
wenn er sich über deiner Felder Schweigen
im Ring des Regenbogens dir vermählt.

Ferienfreuden

„Tag, Onkel Werner! — Nicht allein, diesmal! — Meine Tochter! — Freue mich!"

„Tochter?!" — Wieso? — Kann doch nicht stimmen! — Wie alt bist du? — Wie alt ist sie?!"

„Nicht leibliche Tochter! — Bin fünfundzwanzig, sie ist neunzehn, Stieftochter, Mündel — gewissermaßen geerbt — Vater Großgrundbesitzer in Australien — gestorben!"

„Von Eis? — Maximiliane von Eis? — Freut mich, Kind! — Bin Onkel Werner! — Werdet gleich auf eure Zimmer wollen?! — Wohnt doch bei mir? — Ja?! — Freut mich, freut mich!"

„Danke, Onkel Werner! — Sind allerdings etwas abgespannt!"

„Was treibst du so?! — Wie geht's dir?!"

„Eisen und Kohlen — Kohlen und Eisen! — Bin meistens unten, in Düsseldorf und Essen! Komme im Sommer und ab und zu auch im Winter noch auf ein paar Wochen oder Monate hierher! — Kann den Rauch da unten nicht mehr so vertragen! — Lunge — Asthma!"

Maximiliane lauschte stumm und benommen dem seltsamen Zwiegespräch.

„Ein sonderbarer Herr, dein Onkel, Papi!" sagte sie oben.

„Es geht etwas Bedrückendes von ihm aus!"

„Er ist hart geworden im Kampf um und für sein Werk, aber — ich bin überzeugt davon — im Grunde hat er ein gutes Herz. Er ist verheiratet und verbittert, seit seine Frau gestorben und der Junge aus dem Hause gegangen ist. Der einzige Sohn und Erbe Lutz hat damals, vor zehn Jahren, die schwere Lebensauffassung des Vaters nicht mehr ertragen können. Die Frage der Berufswahl brachte den schon seit Jahren im Verborgenen glühenden Konflikt zum Ausbruch. Onkel Werner bemerkte es wohl selbst nicht, wie sehr sein Wesen sich verfinstert hat. Es wäre aber riskant, ihn darauf aufmerksam zu machen. Man muß da sehr vorsichtig sein und auf die Zukunft hoffen, daß sie ihm eine größere innere Freiheit bringen möge!

Er regiert von hier aus telephonisch sein Reich, seine mächtigen Betriebe im Ruhrgebiet. Du wirst noch manchmal seine Donnerstimme hören können, wenn er seine Direktoren am Apparat zurechtweist. Leider, leider muß auch ich fast glauben, daß sein Menschentum etwas verkümmert ist!"

„Na, ist das ein Haus! — Ich glaube, wir schauen zu, daß wir bald wieder hinauskommen! Diese Totenstille, diese düsteren Zimmer, diese lastende Schwere über allem! — Du hast recht, Papi, das Herz und das Gemüt scheinen hier sehr, aber sehr zu kurz zu kommen."

Zur gleichen Ansicht bekehrte sich auch Fritz Atzinger schon nach wenigen Stunden.

Im Maskkorb, den er geschickt maskiert hatte, hatte er Fifi, die Kobra, eingeschmuggelt. Als er sie in der Küche der ältlichen und säuerlichen Wirtschafterin und den finsteren und verbissenen Hausverwalter vorführen wollte, um einmal einen anderen Ausdruck in ihre Gesichter zu bringen, brachen sie sogleich in Schreckensrufe und in ein Gezeter aus, als seien sie von Fifi bereits gebissen worden; schleunigst packte er das Reptil wieder ein.

Sonderbare Menschen! — dachte auch er. Ich glaube, man versteht hier keinen Spaß! Wenn sie mich nur nicht verraten! — Ich bin schon froh gewesen, daß Herr Fahrenfoll Fifi für eine Weile wieder vergessen hat!—

Vergnügt folgte er Maximilianes Aufforderung, den Wagen zu einer Besichtigungsfahrt fertig zu machen.

„Nix für ungut, gnädiges Fräulein, aber ich bin froh, für eine oder zwei Stunden aus diesem Gefängnis hinauszukommen!" gestand er ehrlich.

„Ich auch!" stimmte Maximiliane sofort zu.

Von früheren Besuchen her kannte Atzinger sich in Wiesbaden aus. Wie in Paris übernahm er die Führung.

***

Bei Kognak und Zigarren entledigten Werner Hartner und Hermann Fahrenfoll die geschäftlichen Angelegenheiten.

Als sie damit zu Ende gekommen waren, sah Hartner schweigsam den blauen Rauchwolken nach.

Eigentlich könnte ich nun wieder gehen! dachte Fahrenfoll unwillkürlich. Vielleicht falle ich ihm nur auf die Nerven? — Aber er schwieg ebenfalls; jeder Mensch hat schließlich ein Recht auf seine Eigenart.

Die Frage brannte ihm auf den Lippen, wie es Vetter Lutz gehe, ob man nichts von ihm gehört habe, aber es war wohl besser, wenn man schwieg und nicht an den wunden Punkt rührte.

„Nett, daß du mal wieder gekommen bist, Hermann!" sagte der Onkel selbst schließlich.

Fahrenfoll lächelte.

„Die Heimat läßt sich nicht ersetzen; ich freue mich selbstverständlich ebenfalls!"

„Nein, nein, gewiß nicht, die Heimat läßt sich nicht ersetzen — wie die Frau sich nicht ersetzen läßt, die man geliebt hat und mit der man zehn Jahre lang eins war. — Oder — was meinst du, Hermann — bist ein vernünftiger Mensch und hast dir Mut und die Male wohen lassen — glaubst du, daß — daß deine Tante, meine Frau — zu ersetzen wäre? — Freue mich, mal reden zu können, besonders darüber!"

Betroffen betrachtete Fahrenfoll den Onkel. Das poste ganz und gar nicht zu seiner autokratischen Art, daß er sprach wie eben! — Aber wahrscheinlich würde sich doch noch herausstellen, daß die Frage aus dem Kern seines Wesens heraus geboren worden war!

„Da kann man nur schwer etwas sagen, Onkel Werner!"

„Red' doch nicht dieses konventionelle Zeug daher, Hermann! Sechsundfünfzig bin ich alt — und gehe auf Freiersfüßen! — Zum Lachen, nicht? — Weshalb lachst du nicht?!

„Muß aber sein! — Gift! alles nichts, muß sein! — Was soll aus meinen Werken werden, die vom Vater, Großvater, Urgroßvater und so weiter auf mich gekommen sind, wenn ich in die Grube fahre?! — Keiner von euch versteht etwas von ihrer Leitung und Förderung — keiner von euch kümmert sich darum — auch du nicht! — Was bleibt mir also anderes übrig, als meine verdammte Schuldigkeit zu tun?!"

Fahrenfoll sah, merkwürdig bedrückt von dem schweren Ernst, der trotz seiner polternden Worte von diesem Manne ausging, der sein Onkel war, vor sich nieder.

Werner Hartners Gesicht verfinsterte sich noch mehr. Er starrte weiter in den blauen Rauch der Zigarren hinein.

„Muß sein! — Denke seit fünf Jahren darüber nach! — Will mich drücken! — Geht aber nun nicht mehr! Muß sein!"

„Und Lutz —?!" Fahrenfoll sagte den Namen leise, wie man etwas sagt, das als überhört gelten soll und nicht wiederholt wird, wenn der andere nicht reagieren mag oder kann.

Hartners Mienen zuckten eine Sekunde lang; er neigte den Kopf etwas tiefer.

„Jahrelang, jahrelang habe ich auf ihn gewartet! — Kann nicht — wird auch nicht kommen! — Geht lieber zugrunde, scheinbar — ist vielleicht — vielleicht schon — schon — zugrunde gegangen!" —

„Was treibt er?! — Hast du nie etwas von ihm gehört?!"

Auch die Schlafnervenden Werner Hartners begannen zu zucken; seine Stimme klang gepreßt.

„Weiß nichts, weiß nichts von ihm, Hermann! — Will nicht nachforschen — kann's nicht, solange er sich nicht meinem Willen beugt!"

Fahrenfoll blickte, wieder von seltsamer Schwere bedrückt, dem Rauch seiner Zigarre nach.

Da war nichts zu machen! Lutz war der Sohn seines Vaters und hatte die Schwere seines Blutes und die unbeugsame Härte seines Willens geerbt. Nein, da war nichts zu machen. Man mußte auf die Zukunft, zu machen. Man mußte auf die Zukunft, auf das Kommen besonderer Ereignisse warten! —

„Gott du dich bereits verlobt, Onkel?"

„Nein, noch nicht, Hermann! — Ich bin noch keiner Frau begegnet, der ich diese Verantwortung aufzuerlegen gewagt hätte! — Aber ich werde dieser unausweichlichen Notwendigkeit wohl ernster als bisher ins Auge blicken müssen!"

21.

Dr. Cleff war in Begleitung dreier Herren aus London wieder angelangt. Trotz seiner Erfolge schien er jedoch nicht zufrieden zu sein. Der temperamentvolle Mann verhielt sich jetzt merkwürdig still.

Den ältesten Herrn seiner Begleitung, einen großen Mann mit elastischer Gestalt und intelligentem, lebhaftem Gesicht, stellte er als den bekannten internationalen Detektiv Boris Georgy Doglow vor, der ihm von der englischen Regierung empfohlen worden sei mit dem Hinweis, daß er schon ausgezeichnete Dienste geleistet habe bei Angelegenheiten, die man wegen ihrer Eigenart beamteten Detektiven nicht habe anvertrauen wollen. Er habe gleich zwei seiner geschicktesten Assistenten mitgebracht, die Herren Wladimir Gubin und Wassiljewitsch Mirenski, um sofort an die Arbeit gehen zu können.

Sehr zum Mißvergnügen Kommissar Kronstedts nahm Doglow die Nachforschungen auch sogleich auf. Als er sich mit der Materie an Ort und Stelle genügend vertraut gemacht hatte, stellte er in überzeugender Weise die Theorie auf, daß Werkspionage vorliegen müsse, vorgenommen wahrscheinlich von einem jener Männer, die mit „Ikarus XI" am engsten zu tun hatten, sicher von einen der Angehörigen der Bedienungsmannschaften des Flugschiffes.

Kommissar Kronstedt zuckte skeptisch die Achseln und ließ seinen Blick prüfend auf Dr. Cleff ruhen, der ihn absichtlich ignorierte und nach einigen zögernden Gegenfragen zugab, daß man diese Möglichkeit nicht ausschließen dürfe. Möglicherweise fülle der Einbrecher und Dieb noch immer seinen Posten aus, um eine günstige Gelegenheit zur Beiseiteschaffung der Pläne abzuwarten.

Dem von Doglow geäußerten Wunsch, die Mannschaft des „Ikarus XI" kennenzulernen, glaubte Wieland Rhomberg am besten dadurch entsprechen zu können, daß er ihn und seine Assistenten einlud, an der letzten Prüfungsfahrt des Flugschiffes vor der Ablieferung an seine Käufer teilzunehmen.

Kommissar Kronstedt lehnte die gleiche Einladung mit der Begründung dankend ab, daß er davon nur Zeitverlust erwarte.

Im geheimen wandte er sich an seine vorgesetzte Behörde mit dem Ersuchen, dringend eine Auskunft über den in London ansässigen Detektiv Boris Georgy Doglow einzuziehen, der angeblich von der englischen Regierung wiederholt zur Aufklärung schwieriger Fälle herangezogen worden sei.

„Ich habe die Gelegenheit meiner Anwesenheit in Bern, Paris und London dazu benutzt, mir von den dortigen Regierungen auch gleich die Lizenzen zur Ueberfliegung ihrer Gebiete beim letzten Probeflug ausfertigen zu lassen!" bemerkte Dr. Cleff, bescheidener als es sonst seine Art war.

„Besten Dank, Doktor!" — antwortete Wieland Rhomberg sogleich. „Sie denken wirklich an alles! — Ich möchte die Fahrt aber doch nicht soweit ausdehnen; ich denke, daß wir uns mit der Route Bodensee, Mannheim, Frankfurt am Main, Berlin, Hamburg, Ostsee, Danzig und zurück begnügen können!"

„Sehr wohl, Herr Rhomberg!" — erwiderte Dr. Cleff fast gleichgiltig, anscheinend müde. Er mochte nicht den geringsten Verdacht schöpfen, daß sich die eigene Anschauung durchsetzen.

„Sie werden die Führung übernehmen müssen, Doktor!" — sagte Wieland Rhomberg später. „Meine Tochter wird Sie ablösen. Ich selbst wäre zu gern mitgegangen, kann aber unter den bestehenden Verhältnissen die Werft natürlich nicht verlassen!"

„Sehr wohl, Herr Rhomberg!" bestätigte Dr. Cleff mechanisch.

Wieland Rhomberg betrachtete ihn prüfend und schüttelte den Kopf.

„Mein lieber Doktor, es scheint mir wirklich höchste Zeit zu sein, daß Sie mit der gleichen Energie, mit der Sie meine und meines Werkes Interessen vertreten, einmal sich rücksichtslos und für ein paar Tage ausspannen! Ich brauche Sie zu notwendig, als daß ich ruhig zusehen dürfte, wie Sie Ihre letzten Kräfte aus sich herauspumpen!"

Der Chefingenieur errötete; es war nicht zu erkennen, ob aus Freude und Stolz oder vor Verlegenheit und Beschämung.

„Ich bitte Sie dringend, Herr Rhomberg, lassen Sie das Flugschiff mit diesen drei Herren noch nicht aufsteigen!" bat Kommissar Kronstedt eindringlich. „Ich kann das Unterbleiben der Fahrt nicht anordnen, aber ich bitte Sie wirklich sehr, noch mit der Probefahrt zu warten, bis ich eine bestimmte Mitteilung von meiner Behörde erhalten habe!"

„Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, Herr Kommissar, wenn auch ich allmählich nervös werde, aber ich kann einen Grund zur Aufschiebung nicht erkennen — und wir müssen fliegen, weil wir in vier bis fünf Tagen schon zur Abnahmefahrt aufsteigen müssen! — Bedenken Sie, daß diese Fahrt noch die Notwendigkeit zu kleinen Aenderungen, Korrekturen und Verbesserungen enthüllen könnte! — Wann sollen wir diese vornehmen, wenn wir noch warten?! — Es handelt sich bei der Klinkticheit der Ablieferung des „Ikarus XI" um den Ruf meiner Firma, um die Ehre meines Namens."

Kommissar Kronstedt überlegte; er wollte noch etwas erwidern, unterließ es aber dann, da Dr. Cleff eintrat. Statt dessen telephonierte er von neuem mit seiner Behörde, die er bat, die Auskunft sofort funkentelegraphisch einzuholen und an ihn durchzusagen.

Er wartete und wartete. Von Stunde zu Stunde durchquerte er das Zimmer unruhiger. Auf seine wiederholten Reklamationen hin wurde ihm endlich erwidert, daß der Name Doglow bei der englischen Regierung noch nicht als bekannt habe festgestellt werden können, doch sei die Möglichkeit zugegeben worden, daß es sich um eine sehr bekannte und ungewöhnlich befähigte Persönlichkeit handele, die aus bestimmten, sicher respektwürdigen Gründen zur Zeit noch unter einem Pseudonym arbeite. Endgültiger Bescheid müsse in allerkürzester Zeit eintreffen.

Von Unruhe fast verzweifelnd, wartete Kommissar Kronstedt weiter. Sein Apparat läutete wieder, als „Ikarus XI" startbereit aus der Riesenhalle glitt. Erregt sprang er an den Tisch.

„Persönlichkeit, die man ursprünglich dort vermutete, befindet sich zur Zeit zweifelsfrei in Newyork, Person Doglows von hieraus nicht zu identifizieren!" meldete der Kollege.

Mit hastigen Sätzen sprang der Kommissar die Treppe hinunter, und laut rufend und winkend rannte er auf die Riesenhalle zu. Niemand achtete auf ihn. Alle wollten Zuschauer des wundervollen Schauspiels sein, wenn der Riesenvogel in majestätischer Ruhe sich aus dem Wasser erheben und mit dröhnenden und donnernden Motoren zum Himmel aufsteigen sollte.

„Halt! — Halt!" — rief und schrie der Kommissar im Laufen und Springen, und aufstöhnend blieb er am Eingang der Werft stehen.

Zu spät!" — —

Dort flog, in den Sonnenstrahlen glänzend wie ein Riesenschwan, „Ikarus XI". Er hielt auf die Insel Herrenchiemsee zu und wandte sich dann leicht und sicher nach Westen.

Schweißtriefend und erschöpft stürzte der Kommissar sich auf einen Holzstoß.

„Hoffentlich, hoffentlich läuft das gut ab!" sagte er in dumpfer Depression, als Wieland Rhomberg herangekommen war.

„Wieso, ich verstehe Sie nicht?!"

„Wenn ich nicht ganz von meiner Intelligenz verlassen worden bin, sind Doglow und seine Begleiter nicht Detektive, sondern Hochstapler!" Er berichtete kurz. „Und Doktor Cleffs Rolle wird mir von Tag zu Tag rätselhafter!"

Auch Wieland Rhombergs Antlitz verdunkelte sich; besorgt blickte er dem Flugschiff nach.

„Ikarus — die Krone meiner Lebensarbeit! — Lanna, meine Tochter!"

Aber dann schüttelte er energisch den Kopf.

„Warten wir's ab! Ich verlasse mich darauf, daß zwanzig tüchtige, erprobte und mit mir Leib und Seele ergebene Männer an Bord sind!"

Er wandte sich an Lutz Hartner.

„Schade eigentlich, Herr Doktor Hartner, daß ich Sie meiner ursprünglichen Absicht entsprechend nicht zum Führerpersonal beordert habe, aber ich wollte Sie hier nicht entbehren!

Hoffen wir trotz allem das Beste!"

22.

Von den sechzehn Mann der Besatzung legten sich acht sogleich zur Ruhe nieder, um frisch zu sein, wenn die Reihe der Wache an sie kommen würde. Nichts störte sie, denn die Propellergeräusche drangen nicht ins Flugschiff hinein; es war schalldicht abgeschlossen.

Im Führer- und Navigationsraum saßen Lanna Rhomberg, Doglow und seine beiden Freunde, sowie der Navigationsoffizier Leutnant Meinhardt. Sie blickten durch die großen, viereckigen Fenster nach dem Chiemsee zurück und auf die oberbayerische Hochebene hinab, die sich weit unter ihnen ausbreitete. Dann kam Rosenheim in Sicht.

Doglow und Gubin erhoben sich und betraten den Funkraum. Da der Funker die Hörer über die Ohren gelegt hatte, bemerkte er ihren Eintritt nicht. Eine Weile sahen sie ihm noch zu, wie er auf Anrufe oder abgehende Orders wartend mit in die Hände gestütztem Kopf die Skalatafel und die Apparate betrachtete, dann legte Wladimir Gubin ihm blitzschnell eine über der Nasen- und Mundpartie erhöhte Maske über das Gesicht. Doglow ergriff seine Hände, und beide preßten ihre Körper über denjenigen des Mannes, bis sie fühlten, daß seine Arme und Beine willenlos geworden waren.

(Fortsetzung folgt)

Filmstar kommt, Filmstar geht...

Sensationelle Veränderungen im deutschen Filmwesen. Lilian Harvey und Käthe von Nagy verlassen Deutschland. — Aber Willi Fritsch bleibt. — Renate Müller und Gerda Maurus kehren wieder. — Neue Stars werden gemacht.

Zwar wird augenblicklich selbst in den großen Kinopalästen gewissermaßen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit gespielt, das heißt, vor einem zahlenmäßig eng begrenzten Publikum. In den meisten Filmtheatern wärmt man frühere Erfolge auf, die zur Zeit der sogenannten Depression ist gekommen. Aber hinter den Kulissen, oder in diesem Falle vielmehr hinter der Leinwand, bereiten sich sensationelle Dinge vor. Stars, die zu den Lieblingen des Publikums zählen, packen ihre Koffer, um Deutschland, dem Land, in dem sie entdeckt wurden, den Rücken zu kehren. Andere, die in letzter Zeit in den Hintergrund gerückt waren, wollen an ihre Stelle treten, Programme werden entworfen, kurzum, es wird eine Reihe von Ueberraschungen vorbereitet. Was aibt es nicht allein schon für Sensationen um die Abreise von Lilian Harvey! Vergeblich hatte man in letzter Minute alles aufgeboten, um die Harvey in Deutschland zu halten. Man hat ihr die verlockendsten Angebote gemacht, ihr Beteiligung eingeräumt, aber sie hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, nach Hollywood zu gehen. Nur in einem hat sie ihren Entschluß geändert, sie hat nicht mehr unbedingt darauf bestanden, daß auch Willy Fritsch ihr folgen müsse, und so bleibt er denn seiner zahlreichen Anhängerschar in Deutschland erhalten. Aber die Fanatiker der Leinwand müssen sich noch mit einem weiteren und vielleicht noch schwereren zu ertragenden Verlust abfinden. Auch Käthe von Nagy, die in letzter Zeit mit Recht zu den beliebtesten deutschen Filmschauspielerinnen gehörte, verläßt das Land, in dem ihr Stern aufging. Die schöne Ungarin geht nach Paris, um wenigstens ein Jahr lang ausschließlich dort zu filmen.

Wer wird nun diese beiden Schauspielerinnen ersetzen? Neue Namen tauchen auf, Kombinationen werden angestellt, bestritten und doch wieder geglaubt, kurzum, der Film-

Phot. Ufa

Magda Schneider als Partnerin des weltberühmten Tenors Jan Kiepura in dem Cine-Allianz-Tonfilm der Ufa „Das Lied einer Nacht".

denschaft" bewiesen, daß er nicht die ausgetretenen Wege nachzuwandeln pflegt, sondern Neuland zu entdecken versucht. Eine der wichtigsten Fragen jedoch bleibt vorläufig noch unaeklärt. Werden nun endlich die großen Filmgesellschaften dazu übergehen, junge, unverbrauchte Autoren zur Mitarbeit heranzuziehen und nicht ihre ganze Hoffnung auf bewährte Routiniers zu setzen, deren Geist immer wieder in denselben Bahnen wandelt? Die Aussichten für diese Gesinnungsänderung erscheinen letzterdings nächste Saison noch früher zu sein als bisher. Keine Filmgesellschaft scheint den Mut zu Experimenten zu besitzen, obwohl gerade im vergangenen Jahr genügend bewiesen wurde, daß man auch mit gelungenen Experimenten viel Geld verdienen kann.

„Lumpi und Blacky"

Von Zanita Heupel-Pickerott

LUMPI BLACKY

Lumpi" und „Blacky" sind (wie man vielleicht ahnen wird) zwei kleine Kollegen des heldischen Schäferbundes „Rintintin" und der schelmischen Dogge „Brownie", seligen Angedenkens: — minder berühmt, aber nicht minder liebenswert! Es war in Babelsberg im Monat Mai, daß ich das außerordentliche Vergnügen genoß, ihre Bekanntschaft zu machen. Und zwar anläßlich der Aufnahmen zu dem sinnsalten Frisch-Harvey-Film der Ufa „Der blonde Traum", wo Lumpi als Star, Blacky hingegen als Liebhaber mitspielt. Dabei entstammt merkwürdigerweise gerade Lumpi rein bürgerlichem Milieu, während Blacky sozusagen ein Schauspielerkind ist (sein Papa ist der Fritsch des französischen „blonden Traumes" Garat) und somit doch eigentlich zum Filmstar prädestiniert sein sollte.

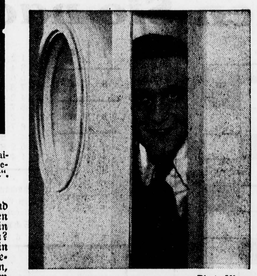
Jedenfalls — es ist schwer, wenn nicht ganz unmöglich, zu sagen, wer das liebenswürdigere Geschöpf ist: Lumpi oder Blacky! Lumpi, der lockige Knabe: dies wackere, un-

Phot. Ufa

Jan Kiepura, der weltberühmte Tenor der Mailänder Scala, spielt die Hauptrolle in dem Cine-Allianz-Tonfilm der Ufa „Das Lied einer Nacht".

gemein bestige Bündel von goldbrauner und (ehemals) weißer Wolle — Lumpi mit den schwärmerisch-schmachtenden Aett-Aeuglein und dem zitternden Rosenblatt-Näschen? Oder Blacky, der ausschaut, als hätt' ihn ein karikierfreudiger Bildhauer aus Ebenholz geschnitzt. Blacky mit dem fuchtelig-rauhen, allzuschwarzen Pelz, — Blacky mit dem melancholisch-träumerischen Philosophen-Blick, der alle Sehnsucht und alle Resignation der Welt umfaßt? Ich weiß nicht recht, wieso — aber ich glaube: Blacky hat doch die schönere Seele; gerade weil sein Körperchen so dollig zwerghaft und mißgestaltet ist! Lumpi, der Beau, ist ein zu ausgesprochenes Schoßkind des Glücks: unerhört verwöhnt, ewig umschmeichelt und umworben; — kurz: der typische Star! Und — du lieber Gott! — wenn man egal von Fritsch aufgezeichnet und von Lilian mit Keks und Zuckerln gefüttert wird — wie sollte man da nicht allgemach einem sanften Größenwahn verfallen? Wobei jedoch keineswegs behauptet werden soll, daß Lumpi nicht anfonsten ein überaus vornehmes Wesen wäre! Im Gegenteil, Lumpi ist ein Idealist von reinstem Wasser, ein Fanatiker, ja Märtyrer der Kunst! Man muß es gesehen haben, welchen Heroismus er bei den Aufnahmen entwickelt! Wie er, aestoßen, getreten, geschleift und gezaust, trotz aller erlittenen Torturen mit freudetrunkenem Geschnauf, Geschlecke und Gewedel in seinem Lobpy als erster herbeistürzt, wenn das mit Recht so beliebte Kommando ertönt: „Nochmal dasselbe, Herrschaften!" Bei der zehnten Wiederholung des schmerzlichen Manövers allerdings läßt auch bei Lumpi die Begeisterung um etliche Grade nach; und sein zunächst schüchternes Widerstreben artet schließlich in einen stummen, aber leidenschaftlichen Protest aus: Lumpi verbricht sich widrollenden Auges mit einer bei diesem massiven Wollbündel schier unfaßbaren Agilität in jedes irgendwie erreichbare Versteck und kann nur durch die phantastischsten Versprechungen und raffiniertesten Schmeicheleien hervorgelockt und zu weiteren schauspielerischen Leistungen bewogen werden. Immerhin, er kommt, er kommt und tut seine Pflicht und Schuldigkeit bis ans Ende, der Brave! Beim Himmel! Aller guten Menschen Respekt und Mitgefühl gebührt diesem winzigen Filmstar, der so ganzlich das Stimulans jener beiden beglückenden Faktoren entbehren muß, die das herbe Leben des Filmlieblings im allgemeinen so bankenswert zu versüßen pflegen — „Ruhm" und — „Gage"! Den Rausch des Schaffens allein darf Lumpi mit seinen menschlichen Kollegen teilen; das Bachaefühl der Aktivität — welche bescheidene Chance er — wie gesagt — mit Inbrunst wahrnimmt und austostet.

Es wäre jedoch hinwiederum verkehrt, deshalb zu behaupten: „Nur der Lumpi ist bescheiden!" Hier irrt Goethe, denn den Rekord in Bescheidenheit hält zweifellos Blacky. Der arme Blacky! Zu absoluter Passivität verurteilt, muß er sich darauf beschränken,



Phot. Ufa

Willy Fritsch in der Telephonzelle. Eine Szene aus dem neuen Ufa-Tonfilm „Der Frechdachs".

als liebenswürdige Erscheinung im Hintergrund der Ereignisse zu wirken. Er sucht sein Heil in ostentativ hingebungsvollem Warten und betont intensivem Auspassen, auf daß er dem lieben Gott (lies: Regisseur) ein Wohlgefallen sei. — Damit ist seine Rolle in der Angelegenheit „Blonder Traum" eigentlich erschöpft. Es blüht ihm jedoch just an diesem Tag ein unverhofftes und unsreiwilliger Heiterkeitserfolg! Das abnungslose Bürschel fühlt sich nämlich zu seiner maßlosen Verblüffung und Bestürzung jählings beim Schlafittchen gepackt; und ehe er sich's versieht, hockt er dinner den Gittern eines riesigen Boaekäfigs; ein erbarmungswürdiges, kleines, schwarz-struppiges Fragezeichen! —

Blacky, das Opferlamm sinnbildlich. Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit und Ursache unbändigen Gelächters), sagt seinen Ton, tut keinen Mucks, bis voll lächelnder Güte das „Herrchen" naht, den Zwinger zu öffnen und den kleinen Gefangenen aus seiner peinvoll-grotesken Situation zu befreien. Dies aber ist ein Augenblick schlechthin vollkommener Glückseligkeit, und aufjubelnd in Liebe und Dankbarkeit fühlt sich Blacky durch diesen einzigen himmlischen Moment tausendfach entschädigt für die endlosen, gräßlichen Stunden des Wartens, die er überstanden und noch zu überstehen hat! — Und wieder sitzt er wie vordem: den kleinen, struppigen Kopf mit dem fuchteligen Schnauzbärtchen ein wenig gesenkt, sanftmütig und von Herzen demütig, das filmende „Herrchen" verfolgend mit jenem melancholisch-träumerischen Philosophen-Blick, der alle Sehnsucht und alle Resignation der Welt umfaßt. Und mir ist beinahe, als ob das schwarze Hundeseelchen von dem gleichen Gedanken erfüllt sei, der mir mein eigen Herz bewegt! Wie gut es ist, so ganz privatim und unprominent im Schatten zu stehen, während die Jupiter-Sonne um die lockigen Häupter der Filmstars ihre grellflimmernden Aureolen spinnt!

In Wirklichkeit wälzt Blackys kleines Hirn natürlich ganz andere, wesentlich materiellere Probleme: Er träumt höchstwahrscheinlich von der Kantine, die wie eine holde Fata Morgana aus der Ferne winkt, und wo am Feierabend alle traurigen kleinen Hunde samt ihren Herrchen wieder fröhlich werden.

Ein „großer Verlust"

Werner Richard Heymann ist einer unserer beaabtesten und bekanntesten Tonfilmkomponisten. Jedem werden sicherlich sofort die Melodien einfallen: „Zu bist das süßeste Mädel der Welt . . .", „Das ist die Liebe der Matrosen . . . . .", und zuletzt: „Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder . . . ." Und das Merkwürdigste, Heymann komponiert nicht bloß, er ist auch kein eigener Interpret. Bei all den Filmen, deren Musik er schuf, hatte er auch im Atelier die musikalische Leitung. Seine Devise bei der Arbeit ist: „Ein kleiner Witz ist die halbe Arbeit." So sind die Mitglieder seines Orchesters immer guter Laune. Bei dem neuesten Ufa-Tonfilm „Der Sieger", den die beiden jungen Regisseure Hans Hinrich und Paul Martin unter Erich Pommers Oberleitung gedreht haben, hatte er eines Tages große Orchesteraufnahmen, die sich über viele Tage hinzogen. Die Hauptrollen des Films spielen Hans Albers und Käthe von Nagy.

Eines Tages, kurz vor Beendigung der Musikaufnahmen, war ein Stamm von etwa 100 Musikern und 30 Choristen aufgeboten. Ebenso Hans Albers, der Sieger. Die Musikproben an einer großen Albersschen Verfolgungsszene begannen.

„Also, Kinder, gleich zu Anfang bei Dis wie Dis harmonie und hinter des wie Des demona eine kurze Pause." Die Probe begann sich anderthalb Stunden hin. Albers, der in einer kleinen Szene mitwirken sollte, saß geduldig da. Heymann, der seine Noten immer in Telephon-Deutsch aufsäbelt, war gerade bei einem a wie A natemia angelangt. Da stand plötzlich der gute Hans auf, ging auf Heymann zu, flüsterte ihm ins Ohr: „Lieber Leymann, du bist doch Komponist." — „Pause. — „Ja, und?" — „Nun, ich bin unmusikalisch, sag mal, eine Note in wie Monotonie gibt's nicht?" — „Aber, Albers," war die Heymannsche Antwort, „ist sa alles in Ordnung, bloß der 13. Takt der fügt eben noch nicht." Heymann: „Acht Geiger, sechs Posaunen, macht vierzehn und vier und und drei mal drei. Also, lieber Albers, sieben und zwanzig Mann à eine Flasche Wein, macht 27 Flaschen".

„Gut", meint Albers, „aber eins verspreche ich dir, mein Bester. Ich werde nie wieder verlorene Takte suchen gehen. Denn ich habe so das Gefühl, als ob du noch allerhand Takte in petto hast". Kv.

Phot. Ufa

Jugend und Alter. Eine Szene aus dem Ufa-Tonfilm „Das schöne Abenteuer". Käthe von Nagy und Adele Sandrock.

Eine Seite Kurzweil

Die Wunderkur

Vor einigen Jahren waren fünf junge Mediziner — Medizinalpraktikanten — und Famuli im Ambulatorium der Klinik Erlangen tätig bzw. untätig. Der Leiter des Ambulatoriums war gerade abwesend, als ein oberfränkisches Bäuerlein erschien und behauptete, er habe seit 1870 einen Frosch im Magen und er wolle sich diesen jetzt entfernen lassen, koste es, was es wolle. Die fünf Medizinerlehrlinge freuten sich diebisch und beschlossen, den Mann zu heilen. Mit der dicksten Magensonde wurde ihm der Magen ausgepumpt und in das Spülwasser ließ man einen kleinen Laubfrosch springen, den man rasch aus dem Laboratorium geholt hatte. Der Bauer wußte sich in seiner Begeisterung beim Herrn „Professor" selbst bedanken und man stellte ihm deshalb den längsten Famulus als „Professor" vor. Am nächsten Tage erschien in einem oberfränkischen Provinzblättchen folgender Artikel:

„Unterzeichneter mußte sich gestern in die Klinik begeben, da derselbe seit einer Reihe von Jahren einen lebenden Frosch mit im Magen herum trug. Welcher so viel Schmerzen verursachte, daß ich Hofmannstropfen anwenden mußte, da der Frosch mit die Magenwände anfraß, ich aß für 2 Mann ebenso trank ich mehr wie ein gesunder Mann, sondern den ganzen Tag hatte ich trinken können, auch hörte ich denselben jeden Tag früh 4—4½ Uhr laut quaken 4—6 mal. 1907 ging ich zu Herrn Pfarrer, ich erhielt eine Karte von Herrn Krankenhausverwalter, das Vormittag von 8—10 Uhr Sprechstunde ist, aber ich hate immer furcht vor der Operation und ließ es wieder sein. Gestern mußte aber der Weg gemacht werden und es gelang der Kunst der sämtliche 5 Aerzte vollkommen von meinem Magen einen lebenden Frosch durch die Sonde zu Tage förderte, welcher ein sogenannter Laubfrosch ist und noch lebend war und sofort im Saal herumhüpfte; welche Kunst und Geschicklichkeit dabei angewand wurde, läßt sich leicht denken. Sogar der kgl. Professor nahm mit Freuden Anteil an der Behandlung und ich bin seid der Zeit wie neugeboren und verspür nicht die geringsten Schmerzen mehr. Sage hiemit meinen innigsten Dank der kgl. Klinik."

(Münch. Mediz. Wochenschrift.)

Der Unterschied

„Wünschen Sie zu zwei Mark oder zu drei Mark zu speisen?"
„Was ist der Unterschied?"
„Eine Mark."

Aber Elli, schon wieder ein neues Kleid, wo ich Dir gestern gesagt habe, daß mein Gehalt um 10 Prozent gekürzt worden ist?"

„Ich wollte Dir doch nur sparen helfen, Waldemar — das Kleid war 20 Prozent im Preis herabgesetzt!"

Belehrung

„Neulich wollte ich Sie besuchen; habe dreimal geklingelt, aber niemand hat geöffnet?"

„Ja, warum klingeln Sie aber auch gerade dreimal? Einmal geklingelt — ein Bettler, zweimal — der Gerichtsvollzieher, dreimal — ein Gläubiger. Und unter sechsmal öffnen wir die Tür überhaupt nicht!"

Reparatur

„Det Auto woll'n Sie reparier'n lassen?"
„Allerdings."
„Wat hamse for den Omnibus jezahlt?"
„Den hat mir ein Freund umsonst gelassen."
„Der hat Sie jeleimt!"...

In der Schule und im Leben ...

Der Lehrer behandelte die Sprichwörter und fragte, ob jemand eines wüßte. Darauf Fritz: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können."

Entrüstet sagte der Lehrer: „Weißt du kein besseres, du dummer Junge?"

„Gewiß, Herr Lehrer. Wem der Schuh paßt, der zieht ihn an."

Da war das Maß voll. Der Lehrer lief zum Direktor, damit dieser den frechen Bengel zur Rede stelle. Zu zweien betraten sie wieder die Klasse. „Nun, Fritz, kennst du keine besseren Sprichwörter?"

„Doch, Herr Direktor! Ein Unglück kommt selten allein."

Da verabreichte ihm der Herr Direktor eigenhändig eine Tracht Prügel und rief ärgerlich: „So, jetzt wirst du uns wohl noch ein Sprichwort sagen können, du Tunichtgut."

Und schluchzend kam es zurück: Jawohl, Herr Direktor, Gewalt geht vor Recht."

(„Universum")

*

Liselott, sechsjährig, fährt mit der Mama in der Straßenbahn. Ein freundlicher Mann mit Schirmmütze spricht sie an: „Wie alt bist du denn, kleines Fräulein?"

„Mutti," dreht sie sich zu dieser, „darf ich's sagen oder ist das der Schaffner?"

(Daily Mirror")

Schlechter Dank

Brotenbauer, der schon öfters wegen Schnellfahrens zu Geldstrafen verurteilt wurde, aber diesmal eine Freiheitsstrafe erhielt): „Dös is a Gemeinheit, wennst moanst, Du willst an Staat a paar Mark verdeana lassen, derweil spiern's Di eil"

Lehrer: Wie nennt man einen Menschen, der immerfort redet, obgleich kein Mensch sich für seine Erzählungen interessiert?"
Max: Einen Lehrer!

Klassische Bildung

„Dieses Fräulein Altendorf muß doch viel älter sein, als sie zugibt!"

„Woraus schließt Du denn das?"

„Ich habe sie neulich gefragt, ob sie Aesops Fabeln schon kenne, und da gab sie mir zur Antwort, daß sie sie gleich nach Erscheinen gelesen habe!"

Der richtige Augenblick

Bergführer: „Ein gutes Trinkgeld würde jetzt den Aufstieg bedeutend erleichtern!"

Der Schotte im Blumenladen

„Ich möchte drei Nelken haben!"

„Sehr gern, — wünschen Sie eine starkduftende Sorte?"

„Sind die teurer als andere?"

„Ja, allerdings!"

„Dann geben Sie mir lieber die anderen — meine Frau hat nämlich einen Schnupfen!"

(Pages Gaies)

Unverfänglich

„Du kennst doch den Petersen, was ist das eigentlich für Mensch?"

„Das kann ich Dir leicht beschreiben: Wenn zwei Herren an der Straßenecke im Gespräch stehen und der eine von ihnen steht so aus, als ob er sich fürchterlich langweilt, dann ist der andere bestimmt Petersen!"

Beim Arzt

Arzt: Also Ihr Gatte spricht aus dem Schlaf. Dagegen wird schwer etwas zu machen sein."

Dame: „Ist auch nicht nötig. Ich wollte nur wissen, wie man es macht, daß er deutlicher spricht!"

fsh.

„Willst du mir nicht endlich das Geld zurückgeben, das ich dir geborgt habe? Ich bitte dich jetzt das vierte Mal darum!"

„Aber Ferdinand, ich mußte dich ja zehnmal bitten, bevor du es mir gegeben hast!"

Die Welt von oben

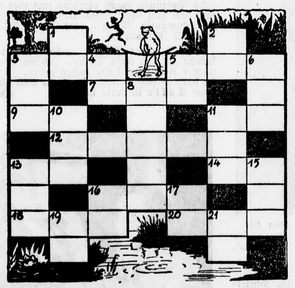
(Nachdruck verboten.)

Durch die zahllosen Fliegeraufnahmen und die Filme, die vom Flugzeug aus gedreht werden, sind wir bereits gewöhnt, Landschaften, ganze Städte, besondere Ereignisse usw. aus der Vogelperspektive zu sehen. Und doch dürfte unser Vorstellungsvermögen im allgemeinen nicht ohne weiteres ausreichen, um sofort zu erkennen, worum es sich handelt, wenn wir kleine Begebenheiten, die wir täglich in der gewohnten Art vor uns sehen, plötzlich von oben aus erkennen sollen. Das ist nämlich weit schwerer, als wir uns einbilden.

Oder erkennen Sie aus dieser Zeichnung sogleich, was die merkwürdigen Gebilde eigentlich bedeuten könnten, und was da vorgeht?

Denken Sie nach

Silben-Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 3. griechische Halbinsel, 5. Sonnenschutz, 7. Schlingpflanze, 9. Kunstdünger, 11. festliches Schmuckkleid, 12. Fleischspeise, 13. Stadt in Italien, 14. Operettenkomponist der Gegenwart, 16. getrocknete Südfrucht, 18. Insel der Philippinen, 20. Steinart.

Senkrecht: 1. Körperorgan, 2. Geländebiegung, 3. Frauenname, 4. türkischer Ministername, 5. Fluß in Frankreich, 6. Stadt in Spanien, 8. Oper von Meyerbeer, 10. italienische Inselgruppe, 11. Antilopenart, 13. westindische Inselgruppe, 15. Fanggerät, 16. russische Halbinsel, 17. Aufgabe, 19. Fluß in Afrika, 21 europäische Hauptstadt.

Flußrätsel

Amazonas — Beresina — Ebro — Indus — Main — Saale — Seine —

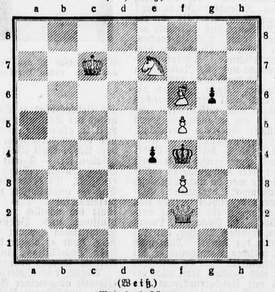
Die Flußnamen sind so zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben einen großen Strom nennen.

Kreuzrätsel.

1 2 — Fluß
3 4 — Maß
5 6 — Schiffsgerät
7 8 — Dichter
4 2 — Tierisches Produkt
3 7 — Stadt in Hannover
7 2 — Baum
6 7 — Beleuchtungsmittel
4 5 2 — Person der Sage
5 2 8 — Dichter
1 4 5 2 — Blume.

Schachaufgabe.

Von B. Sola.
(Zwei Lösg.)
(Schwarz.)



(Weiß.)
Matt in 2 Zügen.

Silbenrätsel

a — bel — ben — cal — de — di — do — e — e — ei — ga — gel — gie — he — heim — i — ko — lau — le — me — nach — ne — o — or — ro — ro — ron — se — son — te — te — ter — war — wet —

Aus den 34 Silben sind 11 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben ein bekanntes wasserpflanzliches Gewächs nennen. Bedeutung der Worte: 1. Land in Asien. 2. Oper von Mozart. 3. weihnächtliches lyrisches Gedicht. 4. Weinort in Rheinhessen. 5. Stadt in Thüringen. 6. Sonntag zwischen Ostern und Pfingsten. 7. Meteorologische Station. 8. Musikinstrument. 9. spanischer Dichter. 10. schwäbischer Dichter. 11. Erfinder.

Füllaufgabe.

Die Felder der nebenstehenden Figur sind so mit den Buchstaben 5 a, 1 b, 2 d, 3 e, 2 f, 1 g, 2 i, 3 l, 1 m, 2 n, 1 r, 1 s, 2 t, 1 w, 1 z auszufüllen, daß die beiden senkrechten Reihen einen Berg der Salzburger Alpen und einen Präsidenten der nordamerikanischen Union, die beiden waagerechten Reihen eine taktische Einteilung der Artillerie und eine Stadt in Thüringen bezeichnen.

Auflösungen aus Nummer 14

Auflösung des Kreuzworträtsels. Waagerecht: 1. Iris. 5. Meg. 8. Somowar. 9. Aral. 11. Ilse. 13. Nora. 14. Lincal. 16. Meer. 18. Fakir. 19. Islam. 21. Bast. 23. Aaren. 26. Rien. 29. Hebe. 30. Lena. 31. Enadin. 32. Bari. 33. Rite. — Senkrecht: 1. Iran. 2. Ilar. 3. Salami. 4. Molle. 5. Main. 6. Erle. 7. Ziel. 10. Romanze. 12. Samaden. 15. Iris. 17. Erbe. 20. Stalin. 22. Annam. 23. Ahab. 24. Oder. 25. Rent. 27. Sent. 28. Rabe.

Lösung der Silbenergänzung: Amphion Malachit, Edelweiß, Dolphine, Krokus, — Philadelphia.

Lösung der Ersatzaufgabe: 1—2 Cabis. 1—3 Ceres. 4—3 Minos. 4—5 Maden. 2—5 Josen.

Lösung der Kombination: 1. Perman, 2. Venda. 3. Alpen. 4. Tanger. 5. Odenz. 6. Aanes. — Neptun.

Lösung des Rätselrätsels: 1. Eisen. 2. Chile. 3. Weide. 4. Skart. 5. Fisch. 6. Hotel. 7. Weber. — Schiedsrichter.

Lösung des Zahlenrätsels: 1. Kobera 2. Gibraltar. 3. Erntein.

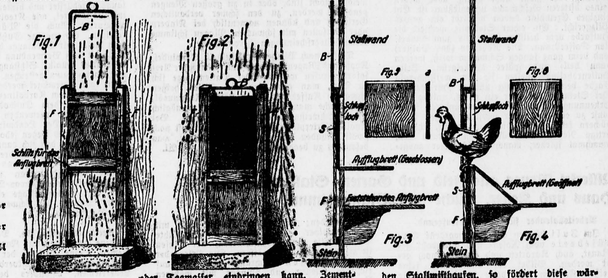
Lösung der Buchstabenordnung: Angela, Emilie, Helene, Sophie, Ursula, Ulrike.

Selbsttätiger Schlupflochöffner am Hühnerstall

Das Huhn ist ein Frühaufsteher. Um ihm die Möglichkeit zu geben, seelenzeitig aus dem Stall zu kommen, ist ein selbsttätiger Schlupflochöffner unbedingt nötig. Die schädlichen Kerbtiere, welche bei Sonnenaufgang wieder in die Erde verschwinden, können somit von den Hühnern vertilgt werden. Außerdem bedeuten diese ein gutes Eiweißfutter.

Seit bereits einem Jahre habe ich diesen Schlupflochöffner von meinen Hühnerställen mit Erfolg ausprobiert. Durch seine einfache Konstruktion und leichte Bedienung ist er ohne Schwierigkeiten anzubringen. Die bis jetzt angebrachten Schlupflochöffner öffnen sich nach oben, und brauchen daher eine kompliziertere Mechanik. Bei diesen hier ist es anders, denn der Schieber fällt nach unten. Es erfordert außer dem üblichen Schlupfloch mit Schieber nur noch ein zweites Auffluabrett.

Der Vorgang ist folgender: Das Schlupfloch wird so weit über der Erde angebracht, daß der Schieber noch unterhalb des Schlupfloches Platz hat. Als Unterlage nimmt man am besten Ziegelsteine, da der Schieber doch mit Wucht herunterfällt. Die Führungsleisten müssen ebenfalls bis auf die Steine reichen und so viel Spielraum haben, daß der Schieber bei nassem Wetter nicht klemmt. Der Drahtbügel muß dementsprechend hoch angebracht werden. Im Stall bringt man ein feststehendes Auffluabrett an, welches am besten lang an der Stallwand angebracht wird, damit die Hühner noch Platz zum Auffspringen auf das zweite Auffluabrett haben. Dieses Brett schrägt man an einer Schmalseite an. Fig. 3. Man kann aber auch noch je eine Leiste an die Längsseiten anbringen. Fig. 3. Die Leisten müssen aber an der abgeschrägten Seite so weit zurückgehen, als die Stallwand stark ist, und es müssen noch zirka 2 mm als Auffatz für den Schieber vorhanden sein. Abends wird der Schieber hochgezogen und der Drahtbügel eingehängt. Der Schieber muß so hoch gezogen werden, daß zwischen Stallwand und Schieber ein Zwischenraum vorhanden ist. In diesen Zwischenraum wird das Auffluabrett geschoben. Den Drahtbügel hängt man daraufhin aus, und der Schieber sitzt in einer 2-mm-Breite auf dem Auffluabrett. Springt eine Henne auf das Auffluabrett, so klappt es hinten herunter, der Schieber hat keinen Widerstand mehr unter sich und fällt nach unten. Das Schlupfloch ist geöffnet. Ohne daß man Körner auf das Auffluabrett zu streuen braucht, werden die Hühner am ersten Morgen frühzeitig draußen. Da dieser Schlupflochöffner sehr praktisch ist, und keine Mehrarbeit erfordert, ist er überall leicht anzubringen.



Selbsttätiger Schlupflochöffner am Hühnerstall

Praktische Winke zur Jaucheberettung

Die Jauche, örtlich auch Gülle, Odel und Pudl genannt, ist die flüssige Ausscheidung der landwirtschaftlichen Haustiere, des Rindviehs, der Pferde und Schweine. Die festen Ausscheidungen, der Kot, wird mit dem Harn und der Einstreu den bekannten Stallmist. Wer mit Pflanzenkulturen zu tun hat, sollte unbedingt auch mit der Wissenschaft und Praxis des ewigalten Naturdüngers, des Stallmistes, gut vertraut sein, damit über den Stallmist kein Mist geschwätzt wird. Manchet Lehrling hat in der späteren Prüfung auf die Frage: Was ist Stallmist? nicht die richtige, klare, deutliche Prüfungsantwort gefunden.

Was soll nun mit dieser eigenartigen Ueberschrift „Jaucheberettung" sein? Was kann man an der Jauche überhaupt noch bereiten oder gar ändern und verbessern? Dieser Einwurf darf gelten, weil er natürlich und begreiflich ist.

In vielen ausgesprochenen Viehzuchtgebieten — Schweiz, Vorarlberg, deutschen Voralpengebiet — spielt unsere Jauche eine ungemein wichtige Düngerrolle. In ihr stecken die zwei wichtigsten Hauptnährstoffe Stickstoff und Kali. Der teuerste davon, der Stickstoff, um den sich die gesamte, erstaunliche Agrikulturchemie und -industrie ungemein bemüht, ist ein luftiger, sehr leicht flüchtiger Geselle. Ihn muß man in der Jauche alsbald nach seiner Geburt schon entleiten. Da aber in dem mächtigen Teile der tierischen Stallabfälle, dem Kote, auch Stickstoff steckt, sucht man in den Stallungen der erwähnten Gegenden dieses Geschwisterpaar zusammen zu erhalten in der Form eines dicken Dungbreies, und zwar vielfach, ja meistens, ohne Beigabe irgendeines Einstreumittels. Dieser festflüssige Brei findet seinen Weg, der ihm mehr oder weniger praktisch bereitet ist, in die Gillen- oder Jauchegrube unter oder außerhalb des Stalles. Die neuzeitliche Vieh- und Jauchehygiene will mit allem Recht diesen Dungbreibehälter vor dem Stall wissen. In diesem hat er zunächst eine Gärung durchzumachen von einigen Wochen, um dann mit zugeführtem Regenwasser der Dächer, (Regenfallen lohnen sich hier wie in der Waschküche!) oder durch Leitungswasser entsprechend verdünnt zu werden zur glatten Ausfuhr auf die Wiesen, Weiden oder Felder. Urtümlich, das beachte man wohl, hat man nur die Jauche so eingesperrt und behandelt. Der Kot wurde mit der Einstreu vermengt und auf den bekannten Mistbaufen gebracht als Stallmist. Später aber ließ man die Einstreu fortfallen und vereinigte Kot und Jauche. Als man die Jauche, verdünnte Jauche, Versuche in der Düngung mit der Kotjauche probierte, da stellte es sich sofort heraus, daß die Kotjauche weitaus bessere Resultate ergelte. Letztere wirkte gleich rasch wie erstere, aber viel nachhaltiger. Warum doch? Nicht in erster Linie wegen des erhöhten Stickstoff- und Kaligehaltes, sondern weil damit noch organische Stoffe, Phosphorsäure, Kalk und Magnesia usw. Salze mit in den Boden gelangten.

Als dann forscherirtliche, denkende Beobachter seinen, besten Torfmull leicht in den Stall einstreuten und diesen auch der Kotjauche als Decke in die Grube streuten, wurde diese so behandelte Jauche zu einem Idealdünger. Das wertvolle, flüchtige, in die Augen stechende Ammoniak wurde so gebunden. Aber diese quantitative Idealdünger entbehrte in seiner quantitativen Zusammensetzung die erforderlichen Mengen an Phosphorsäure und Kalk; auch die Menge an organischen oder Humusstoffen — das stellten egalte Versuche fest — war zu gering. Darum brauchte man trotz besser Kotjauche an Stelle ihrer einseitigen Anwendung die Wechselbewirtschaft; die mineralische Phosphorsäure- und Kalkdüngung und die eigentliche Stallmist- oder Kompostdüngung mußte planmäßig einsetzen.

Aber trotz dieser Tatsache muß der Jauchebereitung, ihrer Aufbewahrung und Konservierung doch alle Aufmerksamkeit geschenkt werden. Würde man das nicht tun, so senkt sich ihr Wert so tief, daß er den Ausfuhrlohn usw. noch nicht einmal deckt. Darum muß diesen Punkten tunlichst volle Rechnung getragen werden. Das Haus der Jauche muß unbedingt so völlig dicht sein, daß kein Grundoder Tagwasser eindringen kann. Zementgruben mit Gefälle nach Gülle, Odel und Pudl genannt, ist die flüssige Ausscheidung der gehauenem Holz mit dichtem Lehmkalkstampf sorgen dafür. Auch anfallendes Regenwasser darf die so gebildete Kotjauche mit Torfmull einstreu nicht zum „Schmelzer" machen. Bringt man über diese Jauche als Decke runde, entrindete imprägnierte Stangen und setzt darauf den Stallmisthaufen, so fördert diese wärmende Ueberdecke die Jauchegärung und gibt an die Jauche das Mistropfwasser ab. Ueber, dem Jauche anfällt, im kleinen wie im großen Maßstabe, muß diesem „Braunlber des Bodens" nach jeder Seite die gebührende Beachtung schenken. An ihren Früchten wird man sie und ihren Meister erkennen.

Die Pflaumensägewespen

Von Dr. Jancke

In manchen Jahren fallen von Pflaumen- und Zwetschenbäumen junge, etwa ½ cm lange Früchte in größerer Anzahl ab, denen später größere Früchte folgen. Sieht man sich die heruntergefallenen Früchte näher an, erweisen sie sich als zum großen Teil ausgefressen. Besonders der Kern ist meist bis auf geringe Reste verschwunden. An Stelle dessen füllt die Frucht eine braune, pulvrige Masse.

Es handelt sich hierbei um Früchte, die von den Larven der schwarzen (Hoplocampa minuta) oder gelben (Hoplocampa flava) Pflaumensägewespe befallen waren. Die Wespen schlüpfen Ende April bis Anfang Mai. Die Weibchen bohren mit Hilfe eines sägeartigen Legebohrers einen Schlitz in den Kelch oder das Kelchspitzenende der jungen Blüten und legen dahinein ein Ei. Im ganzen legt ein Weibchen bis 30 Eier ab. Die nach vier bis fünf Tagen schlüpfenden weißlichen Larven bohren nur drei Paar Brustfüße und bohren sich entweder direkt durch die Kelchwandung in den Fruchtknoten oder befressen zunächst den Kelch oberflächlich von außen, bevor sie in den Fruchtknoten eindringen. Nachdem die erste Frucht leer gefressen ist, wandert die Larve in eine neue Frucht über und kann im weiteren Verlauf ihrer Entwicklung noch ein bis zwei Früchte vernichten. Nach vier Häutungen verläßt sie ihre letzte Wohnfrucht und bohrt sich in die Erde, wo sie sich dicht unter der Oberfläche einen Kokon spinnt, in dem sie sich im nächsten Frühjahr verpuppt, um vierzehn Tage danach als fertige Wespe zu schlüpfen. Die Schäden, welche die Wespenlarven anrichten, sind in manchen Jahren ganz außerordentlich groß.

2 mm
Larve der Pflaumensägewespe

Bekämpfungsmaßnahmen: Da die fertige Wespe sich nicht mit hinreichendem Erfolg bekämpfen läßt und auch Mittel gegen die Puppe noch gefunden wurden, muß sich die Abwehr gegen die Larven richten, und zwar sind die schwachen Stellen in ihrer Entwicklung das oberflächliche Fressen eines Teils der Jungfrucht an der Kelchoberfläche und weiter das Abwerfenden der befallenen Früchte. Sprengt eine Wespe sich nicht mit hinreichendem Erfolg bekämpfen läßt und auch Mittel gegen die Puppe nicht

wenig aufgereihte Blätter, letztere eine Art Pelzchen oder Polster. Nimmt man nun niemals einen Röhrenpilz mit rotem Pelz oder rotem Stiel und niemals einen Lamellenschwamm mit weißen Blättern, dann ist man vor einem Giftschwamm sicher. Allerdings entgehen dabei dem vorsichtigen Sucher ein paar gute Spitze, wie Brättlinge und Täublinge mit ihren weißen Lamellen, aber diese können ruhig dem sicheren Kenner bleiben. Neulinge sollen nie Pilze nehmen, die sie nicht ganz genau kennen, und sich beim Suchen erfahrenen Kennern anschließen. Gerade unsere beliebtesten Schwämme, wie Steinpilz und Champignons, haben äußerst giftige Doppelgänger, den Satanspilz und den Knollenblätterpilz. Man soll Champignons nie im Walde suchen, sondern nur auf Wiesen, Weiden, Pferdekoppeln usw. Die Lamellen des echten Champignons sind in der Jugend ganz zart rosa, später werden sie rötlich- bis schwarzbraun, während sie beim Knollenblätterpilz immer weiß bleiben, auch ist sein Strunk im Gegensatz zum echten Champignon unten knollig verdickt. Verhältnismäßig leicht zu erkennen ist der Stein- oder Herrenpilz, denn sein giftiger Bruder, der Satanspilz, mit dem blutroten, dickbauchigen Stiel, und dem auf dem Bruch rötlich, dann blau anlaufenden Fleische kann nur von Kindern oder Neulingen damit verwechselt werden. Dem Steinpilz etwas ähnlich ist der Gallenröhrling, der zwar nicht giftig, aber wegen seines bitteren Geschmacks ungenießbar ist. Ein einziges Exemplar davon verdirbt ein ganzes Pilzgericht. Ein echter Steinpilz wechselt die Hutfarbe vom hellsten Reh- bis zum dunkelsten Kastenbraun. Die Röhrchen (das Polster) sind beim ganz jungen Schwamm weiß, werden dann hell- und später dunkelgrün. Beim Gallenröhrling quellen sie ins weißlich-rosa Farbe beinahe schaumig unterm Hut hervor. Der Steinpilz hat aber ein gutes, unverwechselbares Erkennungszeichen, das keinem anderen Pilze sonst zu eigen ist, aber selbst in großen Pilzbüchern fehlt, es ist dies eine weiße, schleierartige Netzzeichnung über den Strunk hin, manchmal stärker, manchmal schwächer ausgeprägt. Haben auch andere Schwämme dieses Netz, nie ist es weiß wie beim Steinpilz; so hat z. B. der ebbare, aber nicht so wertvolle Kuhpilzneurpilz ein fast schwärzliches Geflecht an Strunke.

Das beste Pilzrezept ist: Frisch gepflückt, sauber geputzt, frisch gekocht und schnell gegessen! Ueber Nacht müssen die Schwämme einzeln ausgebreitet werden, falls man sie nicht besser gleich herrichtet, aufblättert und auf einem Brette oder Tuche weit auseinanderlegt. Nasse Schwämme dürfen niemals über Nacht liegen bleiben. Mit größter Sorgsamkeit versahre man beim Einputzen. Die Haut vom Hute wird bei gelunden Pilzen nur abgeschabt, nicht abgezogen, da sie viel Aroma besitzt. Das „Polster" unterm Hute ist mit Ausnahme der ganz jungen Schwämme immer zu entfernen, denn hier sitzt Ungeziefer u. dgl.; auch ist diese schwammige Substanz ungesund. Aber gerade in diesem Punkte wird viel gesündigt, da bei Steinpilzen schätzt sogar mancher Liebhaber das Schützerige am Gericht, das vom „Polster" kommt. Eine derartige Speise verdirbt aber viel leichter, und zersetzte Schwämme wirken ebenso gefährlich als giftige. Man bereite deshalb auch nur so viel zu, als bei einer Mahlzeit verzehrt werden. Im Notfalle kann man Reste erhalten, wenn man sie sehr kalt stellt oder zwischendurch einmal aufkocht. Uebrigens gehören Pilze, besonders wenn sie nicht weich, gekocht sind, oder in zu großen Mengen genossen werden, zu den schwer verdaulichen Gerichten und können namentlich bei Kindern oder Personen mit schwachem Magen schlimme Krankheitserscheinungen hervorrufen.

Treten nach Pilzgenuß Uebelkeit, Schwindel, Kopf- und Magenschmerzen auf, so muß der Arzt sofort gerufen werden. Der Patient lege sich zu Bett, man gebe ihm viel Milch, heißen schwarzen Kaffee mit einem Löffel Rhizinusöl, auch mache man heiße Wickel, um womöglich einen Schweißausbruch herbeizuführen. Bei Knollenblätterpilzvergiftungen tritt oft erst nach zwölf Stunden das erste Unbehagen auf, was besonders zu beachten ist. Al.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Arbeitskalender für den Gartenfreund.

Im Juli können auf leergewordene Gemüsebeete noch Rosen- und Grünkohl gepflanzt, auch Karotten und Bohnen noch gesät werden. Bildet der Blumenkohl seine weißen Knospen aus, dann schützt man diese vor Licht durch Einknicken einiger Blätter. Von Tomaten sind die Seitentriebe stets frühzeitig auszubrechen, Blätter dürfen aber nicht abgeschnitten werden. Schwammgurken, Zuckerbeln und ebenso den Rhabarber lasse man nicht zur Blüte kommen, sondern schneide die Knospen beizeiten ab, damit sie nicht unnötig Nahrung verbrauchen. Johannis- und die Spargelernte beendet, die Dämme wurden herausgezogen; jetzt ist noch Zeit, durch Gaben schnellwirkender Dünger den zur Nährstoffbildung nötigen Blattrieb zu kräftigen. Allgemein ist nun Ernte- und Einkochzeit, man bringe nur frisches Gemüse in die Einkochgläser. Im Obstgarten sind die Triebe der Spalierbäume bis auf den Leittrieb zu entspitzen, soweit das nicht schon im vorigen Monat geschah. Bei starkem Fruchtansatz entferne man jetzt einzelne Früchte. Außerdem ist besonders da, wo viel Früchte reifen wollen, auch gut zu wässern. Wurmstichiges Fallobst lese man auf und werfe es nicht auf den Komposthaufen, sondern sorge für Vernichtung der Maden. Blattläuse bekämpft man durch kräftigen Wasserstrahl oder Spritzen mit Nikotinsulfatbrühe. Beim Wein sind jetzt die Geize, das sind die Seitentriebe der tragenden Reben, auf zwei Augen einzukürzen. Nun wird es auch Zeit, an die Pflanzung junger Erdbeeren zu denken. Im übrigen vergesse man nicht, Beerenobst, besonders zur Geleebereitung, rechtzeitig zu ernten. Auch im Ziergarten treten in diesem Monat die Blattläuse oft zahlreich auf und müssen entfernt werden; Meltau an Rosen wird mit Schwefelpulver bekämpft. Abgestäubte Pflanzenteile sind abzuschneiden, der Rasen ist zu mähen und zu wässern. Die Pflege der Topfpflanzen beschränkt sich jetzt auf richtiges Gießen und Düngen mit flüssigem Dunggüssen bei feuchtem Wetter. Gibt es zu starke Belichtung durch die Mittagssonne ist für empfindliche Pflanzen schädlich; durch einen Standort mit Schatten zur Mittagszeit oder besonderen Lichtschutz ist hier Abhilfe zu schaffen. Schsd.

Der größte und der älteste Baum der Erde.

Der amerikanische Sequoia-Nationalpark, beherbergt den größten Baum der Erde. Er führt den Namen General Sherman-Sequoia-Baum". 81,61 m Höhe bei einem Umfang am Boden von 26,84 m sind seine gewaltigen Ausmaße. Im Kalifornien steht ein zweiter Mammutbaum unter den Bäumen, der „General Grants-Baum", der unten zwar noch breiter ist, aber an Raumineinhalt um 10 % hinter dem ersten zurückbleibt. Dafür darf er die Ehre für sich in Anspruch nehmen, der Wahrscheinlichkeit nach älter zu sein als sein Kollege, dessen Alter auf mindestens 4000 Jahre geschätzt wird. Einige Forscher geben ihm sogar 5000 Jahre.

Was habe ich bei blühenden Lathyrus odorato (Duftwicken) zu beachten? Welcher Gartenliebhaber kennt sie nicht, die so reich duftenden und in vielen Farben prangenden Edelwicken. Diese herrliche Blume findet man diesen Vorteil auch wieder ab. Will man das oben genannte Uebel vermeiden oder abschwächen, so hat man Sorge zu tragen, daß die Blumen immer recht gesichneidig und reich sind; dann erreicht das im Beet zu stehen das einzig richtige Mittel einer guten Riemenschmiere, die man sich aus einer Mischung von narmgemachtem Rindertalg und Fischtran zu gleichen Teilen herstellt und mit den Riemen öfter auftettet. Harzhaltige Riemenfette sind streng zu vermeiden. W.

Mittel zur Lebensverlängerung der Schnittblumen. Der Wunsch, ein solches Mittel zu besitzen, herrscht schon seit Jahren bei allen Blumenfreunden vor. Neuerdings ist es der J. G. Farbenindustrie A.-G. gelungen, ein derartiges Mittel in den Handel zu bringen, das mit Ausnahme von Narzissen, Veilchen, Maiglöckchen, Schwertlilien und einigen Wickenarten bei allen Schnittblumen die Lebensdauer in der Vase wesentlich verlängert. Niwelka ist ein geruchloses Salz, durch das die Zellen (Gefäße) der Schnittblumen längere Zeit straffgehalten werden. Auch der natürliche Duft und die Farbe der Blumen werden erhalten. Die Anwendung des Niwelka-Mittels ist äußerst bequem. Man rechnet 13 bis 16 g auf ein Liter Wasser. Durch Umrühren löst sich das Salz sehr schnell im Wasser auf und kann sofort verwendet werden. Eine Erneuerung des Wassers erst nach acht bis zehn Tagen steigert die Wirkung, ist aber nicht unbedingt notwendig. Frische Blumen bringt man wieder in eine neue Lösung. Natürlich ist bei halb verwelkten und bei stark im Verblühen begriffenen Blumen der Erfolg unsicher. Niwelka wird in jeder Drogerie und jedenfalls auch in Blumengeschäften zu haben sein. R.

Gemischte Gemüsepflege. Gericht für vier Personen. 4 große Kartoffeln, 4 Scheiben Kernig, 300 g Karottenwürfel, 500 g Schoßgerstlitze, 1 kg rohe Kartoffelwürfel, 50 g Butter, 4 Löffel dicke saure Sahne, 15 Tropfen Maggi's Würze, gewiegte Petersilie. Kinderwurstscheiben, 50 g gekochter, feingemiegter Schinken.

Zubereitung: Die vorbereiteten vorgekochten Gemüse kocht man zusammen knapp mit leicht gesalzenem Wasser bedeckt weich, während die Kartoffelwürfel gesondert gekocht werden. Die abgetropften Gemüse schwitzt man in der Butter mit der dicken sauren Sahne heiß, gibt mit Maggi's Würze die letzte Vollendung und bestreut die Gemüse beim Auftragen leicht mit gewiegter Petersilie. Die Kartoffelwürfel werden sorgfältig abgegossen, trocken geschwenkt und im Rrany mit dem Gemüse gelegt. Die Rindermarkscheiben macht man in etwas kochendem Wasser gar, legt sie danach auf die Kartoffelstücke und bestreut sie zuletzt mit dem gewiegten Schinken. L. H.

Kreibriemengeräusche. Das oft lästig empfundene Schwingen und Knattern breiter Treibriemen ist eine Wirkung der durch den Riemenlauf verursachten Luftverdichtung. Da ein Lederriemen, besonders bei genügender Ausführung und bei plumpen Verbindungen, keine absolut gleichmäßige Stärke und Biegsamkeit besitzt, so werden durch die hieraus entstehenden verschiedenen Belastungen der Luftpolster und durch die Abweichung der unteren Lauffläche von der Geraden hzw. Kettenlinie Stöße erzeugt, welche den Riemen in Schwingungen versetzen, wenn nicht für ein Ausweichen der Luft Sorge getragen wird. Diese Erscheinung tritt um so mehr hervor, je breiter der Riemen, je größer der Achsenabstand und je größer die Riemengeschwindigkeit ist. Besonders schädlich ist die Luftverdichtung, die sich an der Stelle bildet, wo der Riemen auf die Scheibe auflauft. Hiesburch wird ein rechtzeitiges Anschmiegen des Riemens verhindert und der umspannte Bogen verkleinert. Die Folge davon sind nicht unwesentliche Kraftverluste. Man hat früher versucht, diesem Uebelstande zu begegnen, indem man den Lederriemen mit versetzten Löchern versah, wodurch man gleichzeitig ein saugfreies Abkommen des Riemens von der Scheibe erreichen wollte. Die Nachteile dieses Verfahrens zeigten sich aber sehr bald in der Zerstörung der Lederfaser und erheblicher Querschnittschwächung und man kam deshalb von diesem Verfahren bald wieder ab. Willkommen das oben genannte Uebel vermeiden oder abzuschwächen, so hat man Sorge zu tragen, daß die Riemen immer recht geschmeidig und weich sind; dann erreicht das am besten noch das einzig richtige Mittel einer guten Riemenschmiere, die man sich aus einer Mischung von narmgemachtem Rindertalg und Fischtran zu gleichen Teilen herstellt und mit den Riemen öfter auftettet. Harzhaltige Riemenfette sind streng zu vermeiden. W.

Mittel zur Lebensverlängerung der Schnittblumen. Der Wunsch, ein solches Mittel zu besitzen, herrscht schon seit Jahren bei allen Blumenfreunden vor. Neuerdings ist es der J. G. Farbenindustrie A.-G. gelungen, ein derartiges Mittel in den Handel zu bringen, das mit Ausnahme von Narzissen, Veilchen, Maiglöckchen, Schwertlilien und einigen Wickenarten bei allen Schnittblumen die Lebensdauer in der Vase wesentlich verlängert. Niwelka ist ein geruchloses Salz, durch das die Zellen (Gefäße) der Schnittblumen längere Zeit straffgehalten werden. Auch der natürliche Duft und die Farbe der Blumen werden erhalten. Die Anwendung des Niwelka-Mittels ist äußerst bequem. Man rechnet 13 bis 16 g auf ein Liter Wasser. Durch Umrühren löst sich das Salz sehr schnell im Wasser auf und kann sofort verwendet werden. Eine Erneuerung des Wassers erst nach acht bis zehn Tagen steigert die Wirkung, ist aber nicht unbedingt notwendig. Frische Blumen bringt man wieder in eine neue Lösung. Natürlich ist bei halb verwelkten und bei stark im Verblühen begriffenen Blumen der Erfolg unsicher. Niwelka wird in jeder Drogerie und jedenfalls auch in Blumengeschäften zu haben sein. R.

Reinigung des Hühnerstalles. Die frühzeitig erbrüteten Jungtiere sind herauszunehmen und müssen bald den Legestall beziehen. Bevor sie zu den alten, die nun zum Teil ausfortiert sein müssen, hinzukommen, ist der Stall gründlich zu reinigen. Sitzstangen, Futtergefäße usw., die alle beweglich sein sollen, werden herausgenommen, mit heißer Sodalauge abgebürstet und hinterher mit einem Desinfektionsmittel, wie Kreolin oder Chloromin, abgespritzt. Auch die Wände sind damit zu reinigen. Sofern die Fußboden fest ist, wird auch dieser mit Sodalauge behandelt, ist immer möglichst heiß Verwendung findet. Zum Schluß wird alles gekalkt, Sitzstangenenden und Nester mit Karbolineum bestrichen. Die Nester müssen dann rasch getrocknet werden, damit die Tiere sich nicht an dem Karbolineum beschmieren. Als Einstreu auf dem Fußboden kann man im Sommer Sand verwenden, der sich gut rein halten läßt. Der Landwirt wird des wertvolleren Düngers wegen jedoch gern zum Strohhäcksel greifen, das sich dann besonders gut auf Wiesen und Weiden ausbreiten läßt und einen ausgezeichneten Grasstand hervorruft. Im Herbst kann man wieder kalken, der Feuchtigkeit wegen, etwas Torfmull als Unterlage, mit Häckselauflage ein besonders wertvoller Dünger für schwere Böden und auf dem Gartenland. Alb.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inseritionserfolge. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

KOSTENLOS ohne jed. Kaufzwang auf 8 Tage z. Probe! Modell „Radiochrom" wirklich hochelegante **Marine-Armbanduhr CHROM**-Gehäuse Nachts leuchtend, best Garantie - Ankerwerk

Preis nur Mk. 9.50 franko

Bei Gefallen: Zahlung in 1, 2 oder 3 mn. ohne Mehrkosten. Bei Nichtgefall. Rücksendung auf unsere Kosten. Trotzdem so billig und volle schriftliche Garantie! **Damen-Armbanduhr** entsprechend kleiner und eleganter. Gleicher Preis

Uhren-Versands Ges. m. b. H., Nr. 183 Siegmar i. Sa.

Junge Mädchen, die sich matt u. elend fühlen, keinen Appetit haben, an nervösen Kopfschmerzen leiden, nachts nicht schlafen können, sollen Doppelherz, das anerkannte Nervenkräftigungsmittel nehmen, denn alle diese Krankheitserscheinungen kann ein gekräftiger Körper besser überwinden. Aerztlich empfohlen. Verblüffende Erfolge. Probeflasche M 1.95 große Flasche 3.70 und 6.65 Doppelherz-Dragees 1.50

Tafel-Silber-Bestecke - verbeständig -

massiv Silber 800 gest., weiterhin Bestecke mit 100er Silberauflage, z. B. kompletter 72 teiliger **Garnitur M. 115.-** Vornehmste Ausführung. 30 Jahre schrift. Garantie. Langfristig Ratenzahlung **direkt an Private.** Katalog u. Inf. sofort kostenlos. **Besteck-Fabrik MOELLERS & Co. SOLINGEN, 90**

Das gefährliche Alter

brauchen Sie nicht mehr zu befürchten, wenn Sie schlank und beweglich bleiben. Dr. Ernst **Richters Frühstücks-kräutertee** sorgt für natürliche Gewichtsabnahme; räumt Fett und Schlacken fort, macht jugendfrisch und lebensfroh. Pckg. M. 1.20, Kurp.-M. 2.-, extrastark: M. 2.25 und 11.25. In allen Apotheken.

DR ERNST RICHTER'S FRÜHSTÜCKS-KRÄUTERTEE

„Hermes" Fabrik pharmaceut. Präparate München SW Gollstraße 7

J. Mann, 30 J. alt, kath., Rheinländer, Geschäftsinh., sucht d. **Bekanntschaft** eines geschäftstücht. ja. Mädchens, das Lust und Liebe für Geschäft hat. Wwe. nicht ausgeschl. Etwas Vermögen od. Ausstteuer erw., aber nicht Beding., stellt 6000 RM Vermög. Nur ernstgem. Zuschriften u. Nr. W B 1361 „Der 7. Tag" Paderborn.

Suche für meinen ältesten Sohn, 27 J. alt, akademisch gebildet, 180 groß, stattl. Erscheinung, eine nicht gewandte Frau aus gut kath. Fam., mit Herzensbild. u. Vermog. Derselbe ist ein tücht. Kaufmann

Landwirt

der das schöne elterl. 340 Morg. große Gut übernehmen soll. Offerten mit Bild u. Angabe der Verhältn. erb. u. Nr. W. B. 8168 „Der 7. Tag" Paderborn.

Witwer, Beamter, 49 J. kath., w. Beamtin. m. Vame i. Alter v. 43-45 Jahre zwecks späterer

Heirat

Vermög. erwünscht. Ang. u. Nr. 18060 a. Ann.-Exp. Behrschild, Hamm (Westf.)

Inserieren bringt Gewinn

Alleinstehend. Gutsbesitzer, schuldenfrei kath., sucht Dame in ähnlichen Verhältnissen bis zu 40 Jahren zwecks

Heirat

kennen zu lernen. Vermittelnde Damen ausgeschlossen. Off. unt. W. B. 884 an d. Zentral-Zeitungs-Büro, Münster i. W.

Dauerwellen

Moderne Frisuren verlangen duftiges, lockiges Haar. Mit unserem völlig unschädlichen Verfahren erzielen Sie der Natur ebenbürtige Dauerwellen, die jeder Feuchtigkeit trotzen. Das Frisieren wird zur reinen Freude. Org.-Flasche RM Doppelflasche, monatelang ausreichend, RM 3.90 zuzüglich Porto. Bei Nichterfolg Geld zurück.

Exan-Vertrieb Bremen K. 44, Waterloostr. 18

Spätberufene für den **Ordenspriesterstand**

Tugendhafte Jünglinge im Alter von 14—24 Jahren, die nach d. Urteil ihres Seelsorgers Beruf z. Ordenspriesterstande zeigen, mög. sich vertrauensvoll wenden a. d. H. Direkt. d. Missionshaus „Maria-Hilf" der Salesianer Don Boscos i. Unterwalt.-Osthof bei Wien IV. Oesterreich

Die Frau wählt bei ihren Einkäufen diejenigen Geschäfte, die in unserer Zeitung inserieren

Werbe-Angebot!
100 000 Stück Handtücher
Gerstenkornware, Gesundheitstücher, ds frottierend, reinweiß, m. fein. bunt. echtfarbiger Bordüre, prakt. Haushaltsware, ds dauerhafte Qual., ob. jede Ansprüche, gefällig und gediegen, Größe 42/100 cm

12 Stück nur Mk. 3.50

portofrei Nachnahme.
Bedingungsl. Zurücknahme bei Nichtgefallen. Geld anstandsl. zurück. Tägl. Nachbestellungen. Unzählige Anerkennungen. Muster, Katalog üb. mehr als 500 Bill. Artikel kostenl. u. portofrei

Gebr. Wleth, Münchberg-F 305 i. Bay. Mechanische Weberei u. Großversand

Pianoharmonikas direkt ab Fabrik von RM 40.— an

30 000 Dankschreiben begeisterter Kunden

Ratenzahlungen

Meinel & Herold Harmonikafabrik **Klingenthal Nr. 190**

Verlangen Sie Liste E gratis

In Paderb. mehr. **Bauplätze** in Nähe der Stadt, Großbahnbaustelle, zu verkaufen. Ang. u. Nr. W. B. 1005 „Der 7. Tag" Paderborn.

DER JUGENDWILLE

VOM WERK JUNGER MENSCHEN

Deutsche Jugendherbergen als Brücken zu Volk und Völkern

Von Joseph Müller-Soyer

Brücken zum Volk? Bei diesem Tiefstand der politischen Verhetzung und Zerklüftung? Man muß schon einen sehr starken Glauben an die aufstrebende Kraft deutschen Geistes und Wesens besitzen und eine tief gefestigte, durch Tatgesegchicke unerschütterliche Weltanschauung, um durch den wüsten Oberflächenstreit hindurch zum Wesentlichen einer Volksgemeinschaft finden zu können. Mit scharfen Begriffsbestimmungen allein ist freilich ihr Kern und Wesen nicht zu erfassen; wie schon der Glaube, so gehört auch ein Gefühl, eine gleichermaßen aufgeschlossene Seele dazu, Volk zu empfinden. Liegt nicht des Uebels Wurzel darin, daß den Gliedern des Volkskörpers überhaupt keine Gelegenheit mehr geboten ist, sich als Einheit zu empfinden?

Die Jugendherbergen in ihrer klaren Zweckbestimmung haben hier eine Mission zu erfüllen. Sie bieten allen Jungen zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern, die sich zum Grundsatz friedlichen Verhaltens unter gemeinsamem Dach und gegenseitiger Achtung bekannt, eine Richtung, die wiederum auf der Gemeinsamkeit ihrer Lebenshaltung fußt, wie sie sich im allgemeinen Jugendwandern mit seinen wertvollen Begleiterscheinungen und Auswirkungen darstellt. 1931 wurden in rund 2100 Jugendherbergen über 4 200 000 Uebernachtungen gezählt. Auch Zahlen beweisen den volksverbindenden Charakter der Jugendherbergen. In der die Jugend, das heranwachsende Volk, sich wieder als Einheit fühlen kann und auch fühlt.

Die Jugendherbergen wollen nur Mittler sein, Wegbereiter des Jugendwanderns, dessen soziale, erzieherische und gesundheitliche Bedeutung kaum mehr umstritten ist. Sie wollen das billige Wandern breiter Massen ermöglichen, eine billige Uebernachtung unter gesundheitlichen Verhältnissen — und daß und wie sie ihren Zweck tatsächlich erfüllten, das beweisen die Zahlen, die Jugendherbergen haben das Wandern zu einer Kunst verfeinert, zu einer geregelten Lebensform großgezogen. Dem Wandervogel war der gemeinschaftsfördernde und nachhaltige Wert des Wanderns instinktive Erkenntnis in seiner ersten Geburtsstunde; diese Erfahrung hat seine Zeit überdauert bis heute, wo er seine kulturelle und pädagogische Sendung längst erfüllt hat. „Jugendwandern als Reifung zur Kultur", so urteilt der Erzieher; Vorbeugen ist besser als Heilen", so handelte der Volksfreund, der im Jugendherbergswerk dem Jugendwandern die Voraussetzung schuf. Beides ist heute untrennbar verknüpft. Wenn beides der Gemeinschaftsentwicklung dient — und wir erleben es immer wieder — und in den jungen Menschen das nachhaltig einpflanzt, was von ihnen als erwachsenen Gliedern ihres Volkes zu dessen Heile später ständig geübt werden muß: daß sie sich alle als Eidgenossen zu fühlen und vor der großen Idee des Volkes, der Nation ihre kleinen, selbstsüchtigen Sonderwünsche in jeder Form zurückzustellen haben — dann bedarf es keines Wortes mehr, wie sehr solche Keimzellen echter Volksbildung zu fördern sind. Natur und Heimat, Landschaft und Volkstum, Kameradschaft und Ehrfurcht, Anspannung und Auffrischung, Gesundheit und Frohsinn — das alles läßt sich erwandern. Man denkt an Goethe: „Was ich nicht erkennt, hab ich mir erwandert."

Brücken zum Volk? Keiner wird den Jugendherbergen, dieser auf der Welt einzigartigen und vorbildlichen Einrichtung nach Anlage und Wirkung, diesen Rang streitig machen wollen, zu dem sie übrigens in aller Stille und mit bescheidenen, selbstlosem Eifer ihre Gründer gebracht wurden. Den Hauptteil ihrer Benutzer stellt die Jugend unter 20 Jahren, die heute auch längst von der politischen Welle erfaßt ist. Doch in Jugendherbergen neutrale Raststätten trohen, ungebundenen Jugendlebens sind, ist allen bekannt. Meinungsgegensätze besteht durchaus nicht nur zwischen den beiden radikalen Richtungen, man annehmen sollte; Jugend in Entwicklungsjahren erprobt ihren kräfteüberschuß, wo sich Gelegenheit bietet. Es ist immer wieder merkwürdig, festzustellen, wie im Zusammengehen Herbergsbetrieb doch ein starker Ausgleich der Gegensätze stattfindet, weil Führer und Gefährte auch ohne sündiges Eingreifen müssen des Herbergsvaters aus sich heraus wissen, daß Ruhe und Friede zu herrschen und jeder sich entsprechend zu verhalten hat. Meinungen und Beschwerden kommen vor, sonst wäre es unheimlich musstergültig, aber sie drehen sich um kleine Dinge, so wie bei Geschwistern, nicht um Grundsätzliches. — Solche Erfahrungstatsachen sprechen für sich. Jugendherbergen sind Brücken zum Volk, das Leben darin kann nicht ohne Einfluß auf Denken und Handeln bleiben. Von wie unermeßlichem Wert ist es schon, daß der junge Deutsche auf diese Weise lernt, bei aller Mannigfaltigkeit doch die Einheit im Volkstum zu spüren! Die Gegensätze müssen sich notwendig; das Menschliche tritt stärker hervor unter dem Eindruck des reinen Naturlebens während der Wanderungen und durch Charaktererprobung und -festigung. Allen gemeinsam ist die Sehnsucht der jugendlichen Seele in die Ferne, nach Erlebnis und Selbsteinfaltung. Das bindet.

***

Den Jugendherbergen ist ihre Mittlerrolle aber noch weiter gesteckt: sie sind in steigendem Maße zugleich Völker-Herbergen geworden. Ausländische Jugend hat gastliche Aufnahme in ihnen gefunden und hier unsere Jugend, unsere Anschauungen, unser ganzes Volksleben von der unmittelbarsten und wertvollsten Seite kennen und achten gelernt. In einer solchen Hausgemeinschaft müssen bleibende, starke Eindrücke und Bindungen über die Grenzen hinweg entstehen. Amerikaner, Engländer, Schweden und Norweger, Tschechen, Finnen und auch Franzosen haben in immer größerer Zahl in deutschen Jugendherbergen gehalten — und als Frucht entwickelte sich ein „Völkerbund europäischer Jugend", wie man die Gründung von Herbergsverbänden und Jugendherbergen in diesen Ländern nach deutschem Vorbild nennen möchte. Das eine gemeinsame Band zwischen der Jugend aller Richtungen einer Nation, wie man es in Deutschland sah, das Band einer gemeinsamen geistigen Lebenshaltung und Betätigung, hinterließ den tiefsten Eindruck, und mit Bewunderung schaute man auf die deutschen Jugendherbergen als Schrittmachern des Jugendwanderns, deren Anwachsen in überraschend schneller Zeit man als Zeichen für den deutschen Aufbauwillen nahm. Dankesbriefe über Dankesbriefe geben Zeugnis davon, wie wohl sich Ausländer in den Jugendherbergen gefühlt haben und wie sie uns um ein solches Volkswerk beneiden. Einer möge für viele sprechen:

„... Auf keine andere Weise hätte ich in einer so kurzen Zeit eine solche Kenntnis Ihres Landes und der Bevölkerung gewinnen können. Die Jugendherbergsbewegung als Vermittlerin des Friedens ist nach meinem Dafürhalten dem Völkerbund gleich. Möge der Tag bald kommen, wo wie in England unsere Herbergen haben werden und Ihre Gastfreundschaft aufnehmen können."

Der Völkerbund selbst hat sich in verschiedenen Ausschüssen schon mehrfach mit dem deutschen Jugendherbergswerk befaßt und einzelne Jugendherbergen durch seine Hygiene-Kommission besuchen lassen.

So erfüllen die deutschen Jugendherbergen ihre stille und doch so unendlich wichtige Aufgabe als Brücken zum eigenen Volk und zu den anderen Völkern. Wenn diese Bedeutung für Jugendwohl und Völkerverständigung bisher noch nicht allenthalben gewürdigt wurde, wenn das Werk noch manchmal ungerechtfertigte Angriffe und Zurücksetzungen erfahren mußte, so mag das daran liegen, daß es zu wenig an die Oeffentlichkeit trat. Es verkörpert einen Wert von rund 20 Millionen Mark — eine Summe also, die angesichts des großen Segens dieser gemeinnützigen Einrichtung für Volksgemeinschaft und Volksgesundheit wirklich bescheiden ist. Wenn sie aber zu groß erscheint, der sei in aller Bescheidenheit daran erinnert, daß ein einziges Panzerschiff Mark kreuzer dreimal so viel kostet und daß das deutsche Volk eine solche Summe in zwei bis drei Tagen verstreckt hier aber sind Dauerwerte angelegt. Werte, die mehr sind als nur Güter und Reichtümer, denn sie haben die Kraft in sich, heites Volksgut zu bilden, nämlich gesunde und frohe Menschen. Dieses Gut ist mit Zahlen nicht zu berechnen — und wird darum so leicht und gern unterschätzt. Und trotz der 20 Millionen Mark ist das Werk noch klein, noch verbesserungs- und ausbaufähig, denn in den großen Wanderzeiten des Jahres müssen noch Tausende junge Wandervögel wegen Ueberfüllung zurückgewiesen werden. Die Not darf nicht dazu verleiten, es heute weniger zu beachten, weil es vielleicht nicht lebensnotwendig sei; Licht und Sonne und Jugendtreude sind heute ganz bitter notwendig zum Leben!

Und wenn wir marschieren, dann leuchtet ein Licht,
Das Dunkel und Wolken strahlend durchbricht.
Und wenn wir uns finden beim Marsch durch das Land,
Dann glüht in uns allen heiliger Brand.
Und wenn wir im Sturme dem Ziel uns genaht,
Dann ragt vor uns allen Neuland der Tat.
Du Volk aus der Tiefe, du Volk aus der Nacht,
Vergiß nicht das Feuer, bleib auf der Wacht.

(Aus dem „Eingeschiff")

Ein Volkswerk ruft nach Helfern, mitten zwischen zwei Großschlachten, zwischen Wahlkämpfen, deren Auswirkungen alles andere sind als Einigkeit und Volksfreiden. In solchen Kämpfen vergißt man über dem Tagesgeschrei allzuleicht, daß es im Grunde doch nur um die bestmögliche Erhaltung der Volkskraft und Volksgesundheit geht, daß der Jugendherbergen als Hort des Friedens selbstlos dienen wollen.

Neue Bestimmungen für Benutzung der Jugendherbergen

Der Reichsverband für Deutsche Jugendherbergen beschloß im vorigen Jahr auf Grund eingehender Prüfungen folgendes:

Ab 1. Januar 1932 wird:

a) die Gesamtzahl der Uebernachtungen für Einzelwanderer auf 42 im Jahr beschränkt. In geeigneten Fällen kann Erneuerung der Ausweise erfolgen;

b) das Recht auf Aufenthaltsdauer für Einzelwanderer auf zwei nachfolgende Nächte beschränkt;

c) das Benutzungsrecht für mehr als Zwanzigjährige von der Mitgliedskarte durch Schaffung eines Herbergsbenutzerausweises getrennt.

In Auswirkung dieses Beschlusses, der in erster Linie Typpelschreiber, Wolfsbrüder und sonstige unerwünschte Gäste von den Jugendherbergen fernhalten sollte, werden vom 1. 1. 32 ab ganz neue Mitgliedskarten und Bleibenausweise ausgestellt, die auf der Rückseite 42 Stempelfelder tragen. Jede Uebernachtung muß im neuen Jahre durch den Herbergsvater nach Ort und Tag abgestempelt werden.

Diese Beschlüsse wurden in Uebereinstimmung mit den am beruflichen Wandern beteiligten Stellen durchgeführt, nämlich: 1. dem Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge, 2. den Gewerkschaften aller Richtungen, 3. dem Katholischen Gesellenverband, 4. den Arbeitsämtern.

Es zeigt sich nun, daß nicht überall Sinn und Durchführung dieser neuen Maßnahmen richtig erkannt sind. Die Befristung auf 42 Uebernachtungen im Jahre gilt nicht für Wandergruppen, sondern für Einzelwanderer, aber auch für diese nicht unterschiedslos. Die Beschränkung trifft in erster Linie die sogenannten Dauerwanderer, bei denen die Gefahr des Abgleitens und Verkommens von ihrer sozialen Stufe besonders groß ist und die nach aller Erfahrung von den Jugendherbergen ferngehalten werden müssen. Wer aber so eifrig wandert, daß er weit mehr als 42 Uebernachtungen im Jahre erreicht, und seiner ganzen Persönlichkeit nach als würdig angesehen werden muß, dem wird die zuständige Ausweisausgabestelle nach Prüfung aller Umstände einen neuen kostenlosen Herbergsbenutzer- oder Bleibenausweis nicht versagen.

Bisher konnte z. B. die Mitgliedskarte von vornherein nicht verweigert werden, auch dann nicht, wenn der Ausweisholer der Ausgabestelle nach irgendeiner Seite hin verdächtig erschien; denn sie gilt in erster Linie zur Unterstützung unseres Werkes, verleiht Stimmrecht und konnte bisher bei Mißbrauch nur mit einem Sperrvermerk gegen weitere Benutzung versehen, also nicht entzogen werden. Fortan kann die Ortsgruppe zwar unbedenklich die Mitgliedskarte ausstellen, hingegen in begründeten Fällen den abtrennbaren Benutzerausweis verweigern.

Auch die zweite Bestimmung wird vielfach wörtlich und damit zu eng ausgelegt. Ein aufmerksamer Leser wird feststellen, daß die Bestimmung nur grundsätzlich das Recht der Aufenthaltsdauer beschränkt. Nach wie vor bleibt es also dabei, daß jeder gern gesehene Gast solange in einer Jugendherberge bleiben kann, wie es ihm gefällt, d. h. wenn er nicht bestimmungsgemäß neuen Gästen Platz zu machen hat. Die Bestimmung gibt aber jetzt dem Herbergsvater das Recht, Gäste, die sich mißliebig gemacht haben, bald abzuschieben. So dient auch di

Rundfunkprogramme

vom 10. Juli bis 16. Juli 1932

Langenberg

Rundfunk-Vortragsfolge Langenberg (472,4)

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7 u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. ● 12: Konzert ● 12.50: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 13: Konzert. ● 14.30: Funkwerbung. ● 15.30: Wirtschaftsberichte, Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Vesperkonzert. ● 19: Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 10. Juli.

7.00: Choral.
7.03: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundfunkuhr.
8.30: Aus der Wiege eines Foto-Amateurs. U. Höfel: Erfahrungsaustausch.
9.00: Gelaut von St. Gereon, Köln.
9.06: Katholische Morgenfeier. Anspr.: Pfarrer Dr. Könn.
11.00: M. Bing: Literarische Visionen von Ilse Linden.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Aergere dich, o Seele, nicht.
12.15: A. Otten: Der verlorene Sohn. (Erzählung).
12.40: H. Ebert: Musik der Woche.
13.00: Mittagskonzert.
14.30: Dr. van Rüh: Schachfunk.
14.50: Prof. Jantzon: Der Haushalt des Bienenvolkes.
15.20: Musikalische Arbeitsgemeinschaft. Prof. Dr. Unger.
15.40: Dr. Dertum: Wie kann der Landwirt seinen Einfluß auf die Preisgestaltung stärken?
16.00: Unsere Städte in Rheinland und Westfalen: Cleve.
16.30: Gartenkonzert.
17.20: Geheimrat Prof. Dr. Friedländer: Das deutsche Lied.
18.15: Eine Stunde Kurzweil.
18.55: Dr. Müller: Katholische Kapitalismuskritik im 19. Jahrhundert.
19.20: Sportwobericht.
19.30: Eins ins Andere. Mitw.: Martta Gründgens (Vortrage), W. Schneiderhan (Violine), H. Kreffel (Saxophon), Stein-Lund auf zwei Klavieren, Original-Argentinische Tangokapelle Ale-mann, Das Kleine Funk-Orchester.
21.00: Frankfurt: Festkonzert zeitgenössischer deutscher Komponisten.
22.25: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben, Sportbericht.
22.40: Nachtmusik und Tanz.

Montag, 11. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk. Besuch eines Filmateliers.
16.20: Jugendfunk. Orientiadrt der Sturmvaganten. Fahrtberichte und Fahrtenlieder.
18.10: Eloira Radermacher: Berufe des Kunstbandwerks.
18.30: Dr. Dahrig: Die deutsche Konjunkturlage.
19.00: Berlin: Reichsinnenminister Freiherr von Gayl: Gedenken an die ost- und westdeutsche Abstimmung.
19.30: Prof. Dr. Zillich: Natur und Geist im Protestantismus.
20.00: Breslau: Das Waldenburger Bergland. Das unbekannte Schlesien in Hörbericht und Dichtung.
21.10: Bad Salzuflen: Abendkonzert des Kurorchesters Bad Salzuflen.
22.30: Nachtmusik und Tanz.

Dienstag, 12. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk. Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk. Ein Filmkünstler erzählt aus seinem Leben und seiner Arbeit.
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.35: Dr. Herrmann: Auf den Mongolen Europas.
18.15: Lesestein zur Zeit. Dr. Rochow: Menschen untereinander.
18.40: Französisch.
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Dr. Voigt: Autarkie in der Wirtschaftskrise.
20.00: Hörspiel. Das Märchen von dem Fischer und seiner Frau. Eine dramatische Szenenfolge von Friedr. Kiese. Dichtung von Hugo Hofmann.
ca. 22.20: Dr. Ernst: Vom Sport.

Mittwoch, 13. Juli.

8.05: Der neue Haushalt.
9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk. Kinderturnen mit Musik.
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.35: Dr. Herrmann: Auf den Mongolen Europas.
18.15: Lesestein zur Zeit. Dr. Rochow: Menschen untereinander.
18.40: Französisch.
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Dr. Voigt: Autarkie in der Wirtschaftskrise.
20.00: Hörspiel. Das Märchen von dem Fischer und seiner Frau. Eine dramatische Szenenfolge von Friedr. Kiese. Dichtung von Hugo Hofmann.
ca. 22.20: Dr. Ernst: Vom Sport.

Donnerstag, 14. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.10: Intermezzo: Schulfunk. „König Oedipus" von Sophokles.
11.10: Schulfunk. Kindertanzen mit Musik.
16.10: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.20: Aus der Arbeit der Berufsschule in Oberhausen (Rhld.).
18.15: W. Stern: Die Welt im Buch.
18.40: Italienisch.
19.15: Vom Tage.
19.20: Dr. Fraulb: Das Verhältnis von Wirtschaftsraum und Steuerkraft im Beispiel weldeutscher Großstädte.
20.00: Die Welt auf der Schallplatte. Ingeborg Hesse: Konzert in Beispl.
20.30: Wien: Konzert der Wiener Philharmoniker. Solist: Viktor Polatschek (Klarinette).
22.20: Aus meinem Leben. Dr. phil h. c. Jlolde Kurz.
22.45: Wien: Zigeunermusik. Kapelle Bela Racz.

Freitag, 15. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.15: Schulfunk. Englisch.
16.20: Jugendfunk. Zum Großen Preis von Deutschland auf dem Nürburgring.
18.15: Aus der Welt der Pflanze. H. Rang: Die Linde.
18.40: Englisch.
19.10: Dr. Lehmann: Die Neuordnung der Arbeitslosenhilfe.
19.30: Dr. Brink: Japans ausmärtige Kapitalanlage im fernen Osten.
20.00: Zum 70. Geburtstag Ludwig Fuldas. Die Durchgängerin. Lustspiel von Ludwig Fulda.
21.30: Nachtkonzert des Kleinen Orchesters des Westdeutschen Rundfunks.

Samstag, 16. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk Goethe, der universale Mensch.
16.20: Für Wandervögel bei den Monaolen Europas.
18.15: Lesestein zur Zeit. Dr. Rochow: Menschen untereinander.
18.40: Französisch.
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Dr. Voigt: Autarkie in der Wirtschaftskrise.
20.00: Jllebill. Das Märchen von dem Fischer und seiner Frau. Eine dramatische Szenenfolge von Friedr. Kiese. Dichtung von Hugo Hofmann.
ca. 22.20: Dr. Ernst: Vom Sport.

Mittwoch, 13. Juli.

8.05: Der neue Haushalt.
9.46: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk. Kinderturnen mit Musik.
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.35: Dr. Herrmann: Auf den Mongolen Europas.
18.15: Lesestein zur Zeit. Dr. Rochow: Menschen untereinander.
18.40: Französisch.
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Dr. Voigt: Autarkie in der Wirtschaftskrise.
20.00: Jllebill. Das Märchen von dem Fischer und seiner Frau. Eine dramatische Szenenfolge von Friedr. Kiese. Dichtung von Hugo Hofmann.
ca. 22.20: Dr. Ernst: Vom Sport.

Donnerstag, 14. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.10: Intermezzo: Schulfunk. „König Oedipus" von Sophokles.
11.10: Schulfunk Kinderturnen mit Musik.
16.10: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.20: Aus der Arbeit der Berufsschule in Oberhausen (Rhld.).
18.15: W. Stern: Die Welt im Buch.
18.40: Italienisch.
19.15: Vom Tage.
19.20: Dr. Fraulb: Das Verhältnis von Wirtschaftsraum und Steuerkraft im Beispiel weldeutscher Großstädte.
20.00: Die Welt auf der Schallplatte. Ingeborg Hesse: Konzert in Beispl.
20.30: Wien: Konzert der Wiener Philharmoniker. Solist: Viktor Polatschek (Klarinette).
22.20: Aus meinem Leben. Dr. phil h. c. Jlolde Kurz.
22.45: Wien: Zigeunermusik. Kapelle Bela Racz.

Freitag, 15. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.15: Schulfunk. Englisch.
16.20: Jugendfunk. Zum Großen Preis von Deutschland auf dem Nürburgring.
18.15: Aus der Welt der Pflanze. H. Rang: Die Linde.
18.40: Englisch.
19.10: Dr. Lehmann: Die Neuordnung der Arbeitslosenhilfe.
19.30: Dr. Brink: Japans ausmärtige Kapitalanlage im fernen Osten.
20.00: Zum 70. Geburtstag Ludwig Fuldas. Die Durchgängerin. Lustspiel von Ludwig Fulda.
21.30: Nachtkonzert des Kleinen Orchesters des Westdeutschen Rundfunks.

Samstag, 16. Juli.

9.45: Gymnastik für Frauen: Hilde Bremus.
10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk Goethe, der universale Mensch.
16.20: Für Wandervögel bei den Monaolen Europas.
18.15: Lesestein zur Zeit. Dr. Rochow: Menschen untereinander.
18.40: Französisch.
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Dr. Voigt: Autarkie in der Wirtschaftskrise.
20.00: Jllebill. Das Märchen von dem Fischer und seiner Frau. Eine dramatische Szenenfolge von Friedr. Kiese. Dichtung von Hugo Hofmann.
ca. 22.20: Dr. Ernst: Vom Sport.

Deutsche Welle

Rundfunk-Vortragsfolge Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle. Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 5.45: Wetter für die Landwirtschaft ● 6. Gymnastik ● 6.15: Wetter f. die Landwirtschaft, anschl. Frühkonzert ● 12: Wetter für den Landwirt anschl. Konzert u. Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Rosenec. Zeit ● 13.35: Nachrichten. ● 14: Konzert ● 15.30: Wetter Börse ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft.

Deutsche Welle: Sonntag, 10. Juli

6.00: Kunk-Gymnastik
Anschl. Bremer Hafenkonzert
8.00 Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
Anschl. Wochenrückblid auf die Marktlage.
8.20 Reg.-Rat Dr Liebr: Neuelte Erfahrungen in der Futterkonservierung.
8.55: Morgenleier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05 Wettervorbertage.
11.00 Aus der Universität Berlin: Langemard-Feierstunde.
11.20 Leipzig: Bach-Kantate: Aergere dich, o Seele, nicht.
12.05 Edith Wolfmar: Liebeslarik von Arno Holz.
12.20 Zoppot: Mittagskonzert Orchester des Danziger Stadttheaters.
14.00: Lehrer Wieder: Landschulfunker — Landschuleltern.
14.30 Frankfurt: Erste Fernprobe zu den Gesamtchören des ersten Hauptkonzertes des elften deutschen Sängerbundesfestes.
15.15: L. Trautmann: Vorlesung aus dem „Armen Heinrich".
15.35: Otto Rombach lieft aus eigenen Werken.
16.00: Thema und Redner werden noch bekanntgegeben.
16.20 Programm der Aktuellen Abteilung.
16.35: Bad Reinerz: Unterhaltungskonzert der Kurkapelle.
17.45: Deutsche Charaktere Hans Knier: Claudewig.
18.15: Köln: Eine Stunde Kurzweil.
18.55: Dr. Feinberg: Musiker-Studien (mit Schallplatten).
19.20: Heitere Berliner Musik Ausk.: Deutsches Orchester der Rotgemeinschaft Berlin.
20.20: Sportnachrichten
20.30: Dresden: Der Ring des Nibelungen (3. Tag): Götterdämmerung Ein Bühnenfestspiel von Richard Wagner.
21.45: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Felix Lehmann.

Deutsche Welle: Montag, 11. Juli

9.30: Dipl-Ing Dr Hermann: Was muß der Bastler vom Spererholz wissen?
15.00: Kinderstunde: Wie ist das, wenn Kinder Politik machen?
15.20: Dr Neumann: Jungens, seid Ihr mit Euch zufrieden?
16.00: F. Kelper: Landschule und Reichsjugendwettkämpfe.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert
17.30: Prof Dr Dietrich: Die großen Philosophen als Erzieher.
18.00: Rea.-Rat Dr Geis: Die Ethik im Steuerrecht.
18.30: H. Kaiser: Handwerk im Kunstwerk.
19.00: Aktuelle Stunde
19.20: Stunde des Landwirts.
19.35: Dr Ullmann: Flucht aus Berlin.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Hamburg: Du einer Stunde durch die nordischen Länder.
Ausk.: Enael Lind (Gesang). Am Flügel: F. Rauter. Norag-Orchester.
21.00: Hamburg: Das Bodetal. Ein Hörbericht.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Leipzig: Unterhaltungskonzert des Sinfonie-Orchesters.

Deutsche Welle: Dienstag, 12. Juli

15.00: F. Stöllinger: Schweizer Eindrücke.
15.40: Redakteur Klimenberger: Theodor Billroth — der Neuschöpfer der Chirurgie.
16.00: Dr. Lilo Herrmann: Frauenlorgen — Frauenhilfe.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof Dr Sachs: Die Kulturgeschichte des Tanzes.
18.00: Prof. Dahlke: Der Laie und das Klavier.
18.25: Frankfurt: Prof Dr. Schulze-Naumburg: Zeitgebundene oder überzeitbundene Kunst.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.20: Dr Dix: England und Reuyten.
19.45: Königsberg: Ein Blick hinter die Kulissen der Zoppoter Waldbeilbühne. Sprecher: Oberbürgermeister Dr. Lemerenb.
20.00: Hamburg: Militärkonzert.
21.00: Leipzig: Komerad Pfeil Eine Funkstude mit Musik von Godstein
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten
Anschl. Hamburg: Spät-Konzert des Norag-Orchesters.

Deutsche Welle: Mittwoch, 13. Juli

9.30: R. Seifert: Zwei Jahre erwerbslos.
10.00: Dr. Semerau: Rassemeisheit
15.45: Mera Freitag: Bilder von Mädeln und Teppichen.
16.00: Lektor Grander: Neue Wege der französischen Psychologie.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert
17.30: Landgerichtsdirektor Dr. Lehmann: Streitfäge durch das Bürgerliche Gesetzbuch
18.00: R. Henrieb u. Mitw.: Das Orchester und seine Instrumente.
18.20 Prof. Dr Moler: Biologische Beobachtungen am Meeresstrande.
19.00: Db.-Reg.-Rat Dr. Nathan: Kann man mit Währungsmaßnahmen Krisen beheben?
19.20: Dr. v. Bremen: Die Begründung des Beamtenverhältnisses.
19.40: Db.-Ing Nairz: Viertelstunde Funktechnik.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Frankfurt: Velleas und Melisande. Musikdrama von Claude Debussy.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.20: Köln: Märchen und deutsche Tänze. Ausk.: Funkorchester.

Deutsche Welle: Donnerstag, 14. Juli

15.00: H. U Junker: Lehrgang für deutsche Volkstänge.
15.45: Selma Jacobs: Eintopfgerichte
16.00: Db.-Stud.-Dir Prof Dr. Werner: Aeltere Kaufmannsdichtungen im Lehrplan der Handelsschulen.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert
17.30: Dr Lanabeinrich-Anthos: Bücher deutscher Zukunft.
18.00: R Slina: Zehn leichte Klavierstüde von Bartok.
18.30: Min.-Rat Goslar: Sozial- und Wirtschaftsethik des Alten Testaments.
19.00 Aktuelle Stunde
19.20: Dir Konrad: Erlahrungen bei der Verwertung der Getreideernte 1931
19.35: Dr Boschwitz: Völkerbund als Massenwahn.
Anschl Wetter für die Landwirtschaft.
20.00 Grenzberichte
20.20: München: Ausschnitt aus dem ersten internationalen Studentenchor-Treffen
20.50: Tages- und Sportnachrichten.
21.00 Johann Strauß der Walzerkronprinz. Hörspiel von Robert Rinodt.
22.20 Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl Musikalische Stunde der Funkgemeinschaft engagementsloser Sängerinnen und Sänger der Bühnengenossenschaft.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle H. F. Hennig-Benoss.

Deutsche Welle: Freitag, 15. Juli

15.00: Junamädchenstunde: Was wir lesen.
15.40 Dr Raed: Aberglauben am Theater.
16.00 Berta v Bremen: Frauentum der germanischen Frühzeit. Kampfgefährtinnen
16.30 Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30 Dr Lemm: Kommunistische Experimente in der Weltgeschichte.
18.00 Serengebenwelt des 18 Jahrhunderts.
18.30 Dr Tiburtius: Binnenmarkt Kaufkraft und Krise.
19.00 Aktuelle Stunde
19.15 Wissenschaftlicher Vortrag für Aerzte.
19.35 O Hehler: Ein weiteres Schuladr als soziale Hilfsmaßnahme.
Anschl Wetter für die Landwirtschaft
20.00 Köln: Zum 70 Geburtstag Ludwig Fuldas. Die Durchgängerin Lustspiel von Ludwig Fulda
21.30 Köln: Russische Musik des Funkorchesters.
22.15 Dr Reuscher: Politische Zeitungsschau.
Anschl Wetter- Taaes- und Sportnachrichten.
Anschl Magdeburg Abendkonzert Rostlandsorchester des Deutschen Musikerverbandes Magdeburg.

Deutsche Welle: Sonnabend, 16. Juli

11.00: Stunde der Unterhaltung
15.00 Dr Schneidert: Anonyme Briefschreiber und ihre Ermittelung
15.45' Manna Copona: Ein Tag im Kriegsmaisenheim Bestenndet.
16.00 Dr Köael: Geographisches Schauen im Gebirge.
16.30 Hamburg: Nachmittagskonzert
17.30 Min.-Rat Dr Mallwitz: Wie kann man dem Hiblchlag vorbeugen?
17.50 Dr Brate: Ostpreußens interessante Seiten.
18.05 Dr Curiel: Musikalische Wochenschau
18.30 Otto Meyer: Forschung und Heldentum
19.00 Prof Dr Reichenbach: Wahrscheinlichkeit und Kausalität.
19.30 Dr Wrede: Kirche und Fortschritt
Anschl Wetter für die Landwirtschaft
20.00 Stuttaart: Volksmusik und Wanderlieder Funkpotpourri.
21.00 Karten verboten! Ein bunter Abend um das Auto.
22.20 Wetter- Tages- und Sportnachrichten.
Anschl „Zanamulit der Kapelle Marel Weber Retraingejang: Leo Monoston.

Frankfurt

Sonntag, 10. Juli.

6.15: Bremen: Hafenkonzert. Das große Geläute vom Bremer Dom.
8.15: Morgenleier Veranstaltet von der Evang. Landeskirche Frankfurt a. M
9.20: Stunde des Chorgesangs. Ausk.: Sängerchor Hersfeld.
10.50: E. Schoen und A. Wegner: Der Rundfunk und die Hörer.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Aergere dich o Seele nicht.
12.05: Operetten-Konzert des Rundfunk-Orchesters.
13.50: Zehnminutendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.00: Lehrer Wenia: Was man vom deutschen Bienenhonig wissen sollte.
14.30: Erste Fernprobe zu den Gesamtchören des ersten Hauptkonzertes des elften deutschen Sängerbundesfestes.
15.15: Stunde der Jugend Der Löwe und die Maus. Der Fuchs und der Bär. Singspiele von Werner Egk.
16.15: Tänze Geigerei vom Wärtt. Tanzunterhalter-Orchester.
18.00: F. E. Gubler: Jeremias Gotthelf.
18.25: Dreißig bunte Minuten.
18.55: Nur durch Protektion kann man heute noch etwas werden. Gespräch zwischen Dr. Buß und einem Oberprimaner.
19.20: Wetter für die Landwirtschaft; anschl.: Sportnachrichten.
19.30: Balalaika-Konzert des Balalaika-Orchesters H. Schulzede.
20.00: Im Paradies der Südsee. Beiträge von Rich. Kellpflug, Rich. Kay, Arnold Höllriegel, Paul Gangin u. a.
21.00: Darmstadt: Festkonzert zeitgenössischer deutscher Tonleter.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: München: Nachtmusik.

Montag, 11. Juli.

17.00: Mannheim: Beliebte Symphonieläge und Ouvertüren von Weber, Mozart, Mendelssohn, Schubert, Tschaikowsky, Wagner. Ausk.: Philharmonisches Orchester, Mannheim.
18.25: O. Baum: Schule des Kunstgenusses.
18.50: Englisch.
19.50: Deutsche Studentenlieder. Ausk.: Das Quintett des Chors des Staatstheaters Wiesbaden.
20.00: Breslau: Das Waldenburger Bergland. Dichtung, Musik und Bericht.
21.10: Das große Marsch-Potpourri des Südwestfunks. Solisten: Th. Hermann (Bah). H. Altmann (Tenor).
22.00: Deutsche Reden. Wilhelm Schäfer spricht.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik der Kapelle des Neuen Münchener Symphonie-Orchesters.

Dienstag, 12. Juli.

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Karlsruhe: Nachmittagskonzert des Philharmon. Orchesters Karlsruhe.
18.25: Prof. Dr. Schulze-Naumburg: Zeitgebundene oder überzeitgebundene Kunst.
18.50: P. Spindler: Von Nöten und Hoffnungen des Handwerks.
19.15: Peter im Baumgarten, eine Erzählung um Goethe von Hans Brandenburg.
19.30: Konzert. Werke von Rollini, Gounod, Verdi, Biget. Mitw.: Martha Schulz-Kittner (Sopran), H. Singer (Tenor).
20.15: Bei uns zu Lande ... Schwabenstreiche. Moderne Justitia im Gudkasten von Gottlob Friedrich Wagner.
21.00: Königsberg: Ein Tag vor englischen Richtern. Hörfolge von Westphal.
21.40: Stunde der Kammermusik. Werke von Beethoven, Mendelssohn-Bartholdy. Ausk.: Das Amar-Quartett des Südwestfunks.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik der Stuttgarter Philharmoniker.

Mittwoch, 13. Juli.

15.15: Stunde der Jugend. 1. Märchen von Otto Meddigen. 2. Das Erwachen des Waldes. Hörbild mit Schallplatten.
17.00: Köln: Konzert Werke von Berlios, Krida, Dvorak, Armanbola, Grieg u. a.
18.30: Prof. Dr Michael: Die strukturelle Arbeitslosigkeit im Blickfeld der Volkswirtschaft.
19.00: Schrammelmusik. Gespielt vom Schrammeltrio Heinz Mönch, Stuttgart.
19.30: Pallas: Konzert auf der Passauer Orgel.
20.00: Velleas und Melisande. Musikdrama von Maurice Maeterlinck. Musik von C. Debussy.
22.00: Schaufturnen der 10 besten deutschen Geräteturner der Deutschen Turnerschaft. (Schallplattenbericht).
22.20: Berlin: Fettbericht. Die Prohibition in U. S. A. Bearbeitet von Actualis.
23.00: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.

Donnerstag, 14. Juli.

15.00: Stunde der Jugend
17.00: Konzert. Werke von Mozart. Solistin: Margarethe Albrecht (Sopran). Ausk.: Das Rundfunk-Orchester. 2. Lieder mit Klavierbealeitung von Mozart Ausk.: Margarethe Albrecht (Sopran), E. J. Kahn (Klavier). 3. Walzer aus klassischen Operetten. Ausk.: Das Rundfunk-Orchester.
18.30: Prof. Dr Strupp: Die Staatsverfassung der Völker: Vereinigte Staaten von Nordamerika.
19.00: W. Deubel: Gemüt Idealismus zu deutscher Erneuerung?
19.45: Lied mit Schallplatten. Ein bunter Abend von Helmut Kaising.
20.00: München: Internationales studentisches Sängertreffen.
21.20: Symphonische Jagdmusik. Gespielt vom Wehrmann-Orchester Stuttgart. Solisten: Woldi Sperling-Donath (Klavier), Käte Mann (Sopran).
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Wien: Nachtmusik.

Freitag, 15. Juli.

17.00: München: Unterhaltungskonzert des Rundfunk-Orchesters. Werke von Beethoven, Weber, Mozart, Handn. Solistin: Lotte Schrader, Sopran.
18.25: Charlotte Rau: Ludwig Fulda.
19.10: Kannst du Goethe lesen? Versuch zur Bildung einer Arbeitsgemeinschaft zwischen Funk und Hörer von Dr. Rothardt.
19.30: Bilder vom Rheinaau.
20.00: Die Durchgängerin. Lustspiel von Ludwig Fulda.
21.30: Unterhaltungskonzert. Ouvertüren. Ausk.: Das Rundfunk-Orchester.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtkonzert des Kleinen Orchesters des Westdeutschen Rundfunks. Werke von Brahms, Mendelssohn, Schubert, Beethoven, Lortzing.

Samstag, 16. Juli.

15.30: Stunde der Jugend. Mit Musik durch deutsche Gaue.
17.00: Nachmittagskonzert des Rundfunk-Orchesters. Werke von Linde, Millöcker, Joh. Strauß, Kalman, Fall u. a.
18.30: P. Alt: Stärkung des Binnenmarktes.
19.00: Wiener Lieder. Gesungen von H. Hanus. Am Flügel: O. Seefert.
19.30: Bayerischer Humor. Ausk.: H. Callsmir. (Schallplattenaufnahmen).
20.00: Wolksmusik und Volkstanz. Ein Funkpotpourri. Mitw.: Das Rundfunkorchester, Der Rundfunkchor. H. L. Hanß (Gesang), H. Wönd (Zither), L. Mayoni (Handharmonika).
21.00: Karten verboten! Ein bunter Abend um das Auto.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport
22.45: Berlin: Nachtmusik der Kapelle Marek Weber.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 16 — Sonntag, 17. Juli 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Hornissen

Ein böses Gezieher, die Hornissen. Von allem Wespenzeug, das sticht, wohl das schlimmste. Sind für unser Land ungefähr dasselbe, wie für die heißen Erdteile die Tarantel und der Skorpion. Nicht so widerlich anzusehen, wie diese Giftspinnen; aber nicht viel weniger gefährlich. Bienenstich ist harmlos; etwas Pieden und Brennen, eine kleine Rötung oder Schwellung, — nicht mehr. Gift der Bienenstich nicht gerade an empfindlichen Flecken, am Auge oder an der Lippe, dann hat man ihn nicht einmal ungern; wenigstens nicht im gichtanfälligen Alter. Denn es heißt, Bienenstiche seien ein wohltätiges Heilmittel gegen Gicht und derlei. Wespenstich ist schon weniger harmlos; er macht eine brennende Geschwulst, und wenn der Angel stecken bleibt, dann brauchts oft nicht viel, und der Doktor muß mit dem Schneidemesser kommen. — Aber Hornissenstich macht eine wüste Beule von der Größe eines Karfunkel-Geschwürs; Hornissenstich macht einen Schmerz, daß man meint, das Brustbein krümmt sich und der Atem stockt.

„Hornissen, — ihrer sieben bringen ein Pferd um", sagt man im Schwarzwald. Ob es ganz richtig ist, weiß ich nicht. Ich habe keinen solchen Fall erlebt. Wir haben es nie so weit kommen lassen, daß Hornissen über Pferde herfallen konnten. Es sind zwar hin und wieder Wildschäden vorhanden, „Marterln", und auf denen etwa geschrieben steht, an dieser Stelle seien einem Bauersmann beim Umpflügen des Stoppelackers die Rösser durch Hornisse scheu geworden und der Pflug habe ihm die Brust zerrissen, oder ein Erntewagen sei von Hornissen überfallen worden, über den Hang gestürzt und vier Leute seien zu Tode gekommen, — der Wanderer möge ein Vaterunser beten. Aber die Bildstöcke sind schon sehr alt; die Inschriften sind kaum mehr recht zu lesen. Denn wo das Unzeug sich blicken läßt, geht man ihm scharf zu leibe. Aufkommen können hat es nur in Jahren, in denen keine Männer da waren, oder unter den Männern kein Bürgersinn. Das war also in den schlimmen Kriegszeiten, in denen die Männer hinter dem Napoleon her waren, oder in den weit böseren Zeiten, in denen Not und Hader den Gemeinsinn verwüstet hatten. Wo die rechte Ordnung ist und das rechte Denken, da gibt es keine Hornissen. Sobald man sie wahrnimmt, spürt man ihre Nester auf und rottet sie aus.

Aber das geschieht nicht so, wie es hier einmal über die Wespen erzählt worden ist. Hornissen, — das ist nichts für Schulkinder. Hornissen ausrotten, — das ist Männersache. Aber nichts für alte und wackelige Männer, sondern nur für junge, unerschrockene, rasch entschlossene, die gewillt sind, um des allgemeinen Bestens willen selbst mit dem Teufel anzubinden, und in denen der Haß gegen das Giftzeug noch nicht gemildert ist durch Weisheit und Bedachtsamkeit.

Sind Hornissen da, merkt's der Forstmann zuerst. Heißt das, wenn er Espen in seinem Belauf hat. Denn Espenrinde ist für die Hornissen dasselbe, was der Steinbruch und die Lehm- oder Tongrube für die Menschen ist: sie brauchen sie, um ihre Behausungen damit zu bauen. Die Hornissen nagen die Espenrinde ab und verwenden sie zum Nesterbau. Deshalb sieht das Hornissennest (ein Beutel von mehr als ein Schuh Durchmesser endigt in ein schlauchartiges Schlupfloch) auch grünlich-grau aus, wie aus Gras und Rinde gesponnen.

Die Hornissen halten sich natürlicherweis', wie alle Lebewesen, am liebsten dort auf, wo sie die beste Nahrung finden. Süße Beerenfrüchte mögen sie gern. Am liebsten die Trauben. Die meisten Hornissennester findet man in den Trockenmauern, durch die der Winzer seine steil abfallenden Rebhänge stützen muß, damit sie nicht übereinander rumpeln. Diese Trockenmauern sind nicht mit Mörtel ausgefugt; so viel Geld, wie dazu gehört, besitzt der Weinbauer nicht. Die Bruchsteine, oberflächlich zurechtgehauen, sind lose aufeinandergesetzt. Durch die Verwitterung bilden sich Bruchstellen, Löcher und Höhlen. Darin haust das Unzeug am liebsten. Denn auf diese Nistplätze brennt die heiße Sonne. — Aber Hornissen-Nester finden sich auch in alten, vermorschten und hohlen Bäumen; in Erdlöchern am Rande alter Gräben, im niedrigen Gesträuch. In meines Vaters Garten hat zu meiner Jugendzeit ein wilder Birnbaum gestanden; ihn zu umfangen, waren viele Männer nötig, — kam ein Gewitterregen, konnte das ganze Dorf darunter flüchten und wurde nicht naß, — süßere Früchte, als die kleinen, unansehnlichen Wildbirnchen, nicht viel größer als eine Herzkirsche, gab es auf dreißig Meilen in der Runde nicht, — wenn die Birnchen „feig", also reifzeit, geworden waren, konnte man sich tot und lebendig daran essen und bekam kein Magenweh, — und der Birnenschnaps, der daraus gebrannt wurde, hat viele Jahrzehnte alle Feinschmecker unter den Fuhrleuten und Holzknechten angelockt, zu Martini oder Matthäi beim Großvater in Dienst zu treten. Dieser Birnbaum ist hohl gewesen. Von unten herauf. Mehr als zehn halbwüchsige Buben haben sich darin verstecken können. Nicht viel mehr als eine Hand breit war das Borken- und Faserholz, durch das der Baum allsächlich in seine weiten Wipfel den Lebenssaft hinaufgefogen hat. Daß er hohl war, dieser Baum, das ist durch ein Hornissennest verursacht worden. Die Dorfbuben, mein Oheim an der Spitze, als sie vom Militär nach Hause gekommen waren, hatten einen Feueranariff gemacht und hatten durch ein heftig Feuerlein die Hornissen ausgeräuchert. Der alte Baum war dabei fast zerstört worden; sein ganzes Herzstück war ausgebrannt, die Funken sind über das ganze Dorf geflogen, und am anderen Morgen hat mein Großvater den Ortsbüttel von Haus zu Haus geschickt mit der Botschaft: „Wer noch einmal so ein Hornissenfeuer ansteckt, der soll ein heiliges Donnerwetter regieren. Darnach zu achten. Ein für alle mal."

Hornissen, das muß man nebenbei wissen, greifen zu allererst ihresgleichen an. Sie gehen nicht in erster Linie auf die Menschen, sondern auf die Tiere, und unter den Tieren nicht so sehr auf Raben, Marder und Iltisse, sondern auf Pferde und Kühe, und unter den Kühen nicht so sehr auf das Weidevieh, sondern auf das Zugvieh. Wittern die Hornissen Pferde oder Kühe, dann werden sie wie wild und toll, — und das Vieh seinerseits wird ebenso. Wer etliche Erfahrung hat, der weiß von Jugend her: Pferde und Kühe, sobald sie das giftige Schwirren und Summen der Hornissen nur hören, reißen aus und toben davon, wie vom Teufel besessen. Das ist nicht lediglich um des Schmerzes halber, den der Hornissenstich verursacht. Die unvernünftige Kreatur fühlt mit ihrem bißchen Instinkt: hier ist eine Teufelsmacht, vor der du dich bergen mußt, oder dein Leben ist zu Ende. Und wenn man das fühlt: daß es um das Leben geht, oder um „die Existenz", dann wird jedwedes Lebewesen von Angstpanik besessen . . .

Das liegt so in der Natur. Darüber kann man zwar Bücher schreiben. Aber man kann es nicht ändern.

***

Nunmehr habe ich zu sagen, weshalb ich den Lesern des „7. Tags" über Sonntag nichts Dringlicheres zu sagen weiß, als etwas über die Hornissen.

Herausgesagt: weil wir es heutigentags am meisten mit den Hornissen zu tun haben. Nicht mit denen aus der niedrigen Tierwelt. Sondern mit denen aus der Menschenwelt.

Unser Leben

Solche Zeiten durchleben wir gegenwärtig. Je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir: was in der Heiligen Schrift zu lesen ist über die Plagen, von denen die Aegypter heimgesucht worden sind, das wiederholt und vollzieht sich augenblicklich an uns, — nur in etwas anderer Form, weil eben die Menschheit seither gewisse „Fortschritte in der Kultur" gemacht hat. Aber die Heuschreckenplage war, glaube ich, immerhin noch verhältnismäßig erträglich; — von einer Hornissenplage sind die Aegypter damals nicht heimgesucht worden. Wären sie es, stände es im Alten Buche . . .

***

Jeder Mensch hat ein natürliches Recht auf zeitliche Güter, soweit sie zur Erhaltung des Lebens notwendig sind. Jeder Mensch hat auch ein Recht auf Ehre und guten Namen, solange er dieses Recht nicht durch schlechtes Betragen verwirkt hat. Ja: dieses Recht steht noch höher als das Recht auf zeitliche Güter; denn „besser ist ein guter Name als viele Reichtümer", heißt es im biblischen Buche der Sprichwörter.

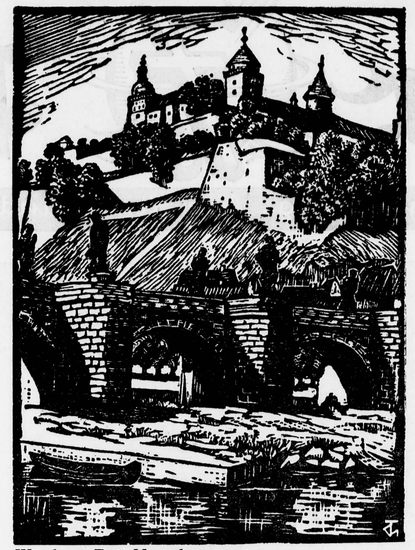
Falscher Argwohn, haben wir im Katechismus gelernt, besteht darin, daß man „ohne hinreichenden Grund vom Nächsten etwas Böses vermutet". Nicht jeder Argwohn und nicht jedes Urteil über Mitmenschen ist Unrecht und Sünde. Wer als Hausvater oder Vorgesetzter den Seinigen den Verkehr mit schlechten Leuten untersagt, handelt nicht unrecht, sondern tut nur seine Pflicht. Wer vor fremden Personen, die man nicht kennt, seine Wertsachen verschließt, handelt nur klug.

Wer jedoch beim Argwohn aber den Nächsten sich freiwillig, oder wie man heutzutage sagt: instinktiv, von großem Haß leiten läßt, der ist eine menschliche Hornisse. Und wer sich in seinem haßerfüllten Argwohn gegen den Nächsten zu schwerer Verachtung des Mitmenschen hinreißen läßt, der gehört zu diesem Hornissenschwarm. Und wer seine bösen Vermutungen ohne zwingenden Grund anderen mitteilt, der ist erst recht einer aus diesem Schwarm.

Aber wir haben es in unserer Gegenwart nicht lediglich mit der Seuche des falschen Argwohns zu tun, sondern weit mehr mit der Hornissen-Plage des freventlichen Urteils. Vom Nebenmenschen ohne zwingenden Grund etwas Böses und Schlechtes für wahr und gewiß halten, das ist in den Augen Gottes nichts anderes als Mord. Die Strafgesetzbücher und Schwurgerichte mögen in dieser Hinsicht urteilen, wie sie wollen: der oberste Richter ist nicht an die Vorentscheidungen der menschlichen Gerichtshöfe gebunden und fällt sein Urteil nicht nach den Paragraphen, die von seinen Geschöpfen ausgedacht und zurechtgelegt worden sind. Dieser Gott, der uns verkündet hat: „Dies ist das erste Gebot, daß ihr einander liebet", dieser selbe Gott kann nicht anders, als die Frevler gegen sein erstes und oberstes Gebot mit der äußersten Härte und Unnachsichtlichkeit zu bestrafen. „Sage nicht, Philotheus: der ist ein Trunkenbold oder ein Dieb, weil du ihn einmal trunken oder stehlen gesehen hast. Das wäre eine Unwahrheit. Denn eine sündhafte Tat kann noch niemanden einen beschimpfenden Namen geben." So lese ich beim Kirchenlehrer Franz von Sales. Und weiter: „Noe war einmal betrunken, und Loth ebenfalls. Deshalb waren sie doch beide ebensowenig Trunkenbolde, wie der hl. Petrus ein Gottesleugner oder ein blutdürstiger Mensch war, — weil er den Heiland verleugnet und dem Malchus das Ohr abgehauen hat . . . Simon der Aussätzige nannte Magdalena eine öffentliche Sünderin, weil sie es noch vor kurzem gewesen war. Und doch täuschte er sich. Denn sie war bereits eine sehr heilige Büßerin, und der Heiland nahm sie gegen ihn in Schutz. Jener törichte Pharisäer hielt den Zöllner für einen sehr großen Sünder. Aber er täuschte sich gewaltig; denn gerade in jenem Augenblick war der Zöllner gerecht geworden."

Die Hornissenplage, mit der es die Menschheit von heute zu tun hat, besteht nicht darin, daß die Mitmenschen, wie damals Noe und Loth, bezichtigt werden, sie seien Trunkenbolde. Sie besteht vielmehr darin, daß man den Mitmenschen, wie damals dem Petrus, der Magdalena und dem Zöllner, nachsagt, sie seien blutdürstig, seien Gottesleugner, seien lasterhaft, seien Diebe und Betrüger.

Oder worin anders, falls ich mich recht auskenne, besteht das, was man heutigentags „politische Bewegung" nennt? Fast das gesamte politische Gerede besteht darin, daß man den Nächsten beschuldigt, er sei blutdürstig, lasterhaft, diebisch, betrügerisch, — und zumal ein Gottesleugner.



Würzburg, Feste Marienberg

Und das politische Tun besteht fast ebenso sehr darin, daß man in den entgegengesetzten Fehler verfällt und das Lasterlobt, aus lauter Angst vor der Verleumdung. Wer ein wirklicher und nackter Verleumder ist, und er kann noch so fluchwürdig sein: das öffentliche Urteil sagt von ihm, er sei „frei, offen, aufrichtig". Wer noch so offensichtlich und unleugbar eitel und hochmütig ist, hochfahrend und brutal, herrisch, herausfordernd, verletzend, — von dem sagt das öffentliche Urteil, er verstehe es „aufzutreten". Anmaßung wird als „Freimut" bezeichnet; Wollust als „Freundschaft", Ungehorsam und Ungebärdigkeit als „Charakterfestigkeit", gefährliche Vertraulichkeit als „harmlose Kinderei". Diese Zustände in unserem öffentlichen und politischen Leben sind uns so vertraut geworden, daß wir sie selbstverständlich finden. Wir haben uns daran gewöhnt und finden nichts mehr dabei. Das ist das Schlimme an uns: daß wir uns an die Hornissen gewöhnt haben, wie wenn sie nun einmal zum Leben gehörten, und daß wir gar nicht mehr das Bedürfnis fühlen, uns ihrer zu erwehren und sie auszurotten.

Wie rottet man die Hornissen aus? Es gibt nur zwei Mittel: Feuer und Schwefel. Liegt das Hornissen-Nest frei, dann tränkt man alte Lappen mit Petroleum oder Benzin, bindet sie an eine Stange und steckt sie an. Schlägt die Flamme heraus, dann daraufgehalten, — die Flamme reinigt. Ob es hundert Hornissen sind oder tausend, alte oder junge, Madenbrut oder Mammute, Mameluken oder Mandarine, — die Flamme vertilgt sie alle. Im Nu. Wo sie fester sitzen, in Nistlöchern, da hilft nur Schwefel, grüngelber. Aber auch ihn muß man anbrennen. Ohne daß er brennt, hilft auch der Schwefel nichts. Wo allerdings die Schwefeldämpfe hinkommen, da wird die Gotteswelt wieder rein von Ungeziefer.

Am Hornissen auszuräuchern, kann man nicht alte Leute gebrauchen, denen die Lebenssäfte eingetrocknet sind. Das ist ein Werk für junge Menschen, die sich vor Tod und Teufel nicht fürchten, — auch nicht vor Hornissenstichen.

Wollen die jungen Menschen von heute, daß es in ihrem Lebenstag besser zu leben sei als gegenwärtig, dann ist nicht so sehr nötig eine Uniform und ein Arbeitsdienst. Ungeziefer-Vertilgung ist nötig, zu allererst. Und vor allem Ungeziefer zuvorderst ist das bösartigste zu vertilgen. Das ist die Hornissenplage. Hornissen sind gefährlicher als selbst die giftigen Taranteln. Das kann man dort sehen, wo diese beiden Scheusale nebeneinander vorkommen, wie zum Beispiel in Südamerika, zumal in den Urwäldern von Bolivien. Reisende, die von dort kommen, berichten uns, sie hätten Kämpfe zwischen Hornissen und Taranteln angesehen; aber obwohl die Tarantel wohl zwanzigmal so groß gewesen sei: die Hornisse habe nur einige mal zu stechen gebraucht, und die riesige Giftspinne sei tot auf den Rücken gefallen; hernach sei sie von den Hornissen aufgefressen worden.

***

Die bösartigste, gefährlichste und grausamste Verleumdung von allen ist diejenige, die mit Lobsprüchen oder gar mit Scherzen beginnt. Man verflichert gleißnerisch, man liebe diesen Menschen, diese Gattung, Schicht oder Partei, — jedoch . . . Das ist der alte Kunstgriff, den die Menschheit behalten hat aus der Zeit, da mit Pfeil und Bogen geschossen wurde. Denn wer mit dem Bogen schießen will, zieht den Pfeil so stark wie möglich an sich, — aber nur deshalb, um ihn mit vergrößerter Gewalt abzuschießen. Und so halten auch die Verleumder, die öffentlichen wie die privaten, ihre giftigen Geschosse und bösen Reden für den Anfang etwas zurück, um sie desto kräftiger loschnellen zu können und damit ihre Pfeile desto tiefer in die Herzen ihrer Zuhörer dringen sollen.

***

Schierling ist ein Gift. Für sich allein genossen wirkt es nur langsam und kann durch allerhand Gegenmittel rasch unschädlich gemacht werden. Sobald er dagegen mit Wein gemischt wird, bringt er unrettbar den Tod.

Eine offene, frank und freie, ungeschminkte Verleumdung wirkt nicht gefährlich; sie prallt ab an den natürlichen Schutzkräften. Aber tödlich wirkt sie, sobald sie „süffig" zurecht gemacht ist, durch einen Trank, der einen Rauschzustand hervorruft.

Darin bestanden die Künste der Giftmischer des Altertums; darin bestehen die Künste der Giftmischer unserer Zeit. So gut wie alle Verleumdungen, die heute ausgestreut werden, werden dem Volke verabreicht, indem vorher ein gewisser Erregungs- und Rauschzustand erzeugt worden ist. Bei der einen Volksschicht wird dieser Erregungszustand so hervorgerufen, und bei der anderen anders. Bei der einen mit den „nationalen" Interessen, bei der anderen mit den „sozialen", bei der dritten mit den „wirtschaftlichen", den „kulturellen", den „finanziellen", den „steuerlichen". Und sobald der Erregungs- oder Rauschzustand da ist, genügen einige wenige Tropfen Schierlingsgift, — und die gewollte Wirkung ist erreicht.

Oder sind das nicht die Rezepte, nach denen verfahren wird? Wo und wann irgendwo ist durch menschliche Hornissen auf andere Weise verleumdet und Unglück angerichtet worden? . . .

Die Giftmischer des Altertums haben ihre Künste nicht so raffiniert ausgeübt, wie es die Giftmischer unserer Neuzeit tun.

Nur: von jenen Teufeln in Menschengestalt hat sich die damalige Menschheit zu befreien gewußt. Die heutige Menschheit tut so, als ob diese Giftplage von heute unabänderlich sei und hingenommen werden müsse.

Es kommt für das Dasein des kommenden Geschlechts darauf an, daß eine Jugend mit hellen Augen, klaren Köpfen und mutigen Herzen diese Hornissenplage erkennt und entschlossen zu Feuer und Schwefel greift. Die meisten von unseren Organisationen und Verbänden werden überflüssig, wenn sich eine Liga bildet, die jedes Hornissen-Nest durch Feuerbrand vom Erdboden vertilgt. Eine solche Liga, das wäre wahrhaftig eine Garde Gottes.

Wochenrundschau

Donnerstag, 7. Juli. Bei Cherbourg sinkt ein französisches U-Boot. 66 Mann werden vermißt. — Der Präsident des Anwaltsvereins verwahrt sich in einem Offenen Brief an Rude gegen dessen Landtags-Anwürfe auf die Juristen. — Im Preußen-Landtag kündigt der Nationalsozialist Kube Gewaltmaßnahmen an. — England unterbreitet einen neuen Abrüstungsvorschlag.

Freitag, 8. Juli. Einigung in Lausanne: Deutschland zahlt drei Milliarden für den Wiederaufbau Europas. Die politischen Fragen werden zurückgestellt. Von Papen spricht im Rundfunk zum neuen Lausanner Abkommen. — Sehr stürmische Landtagssitzung in Preußen, in der die Nationalsozialisten Minister und Polizeiorgane scharf angreifen.

Samstag, 9. Juli. Feierliche Schlußsitzung in Lausanne. Das Abkommen wird unterzeichnet. — Das Ausland ist nach Blättermeldungen mit dem Ergebnis von Lausanne zufrieden, die deutsche Presse nimmt zumeist sehr scharf zu dem „Kuhhandel" (K. B.) Stellung. — Alle Parteien lehnen das Ergebnis ab, unmöglich ab.

Sonntag, 10. Juli. Amerika erklärt zum Schuldenproblem: Wir lehnen Verbindung von Kriegsschulden und Reparationen ab, sind aber bereit, nach durchgeführter Abrüstung mit den Schuldnern einzeln zu verhandeln. — Die Delegationen verlassen Lausanne. — Der USPD-Prosch benennt: Deutschland liegt im Bankrott-Hysterie gegen England.

Montag, 11. Juli. „Daily Herald" bringt die Meldung über ein angebliches Geheimabkommen zwischen den europäischen Gläubigern, für den Fall einer Ablehnung ihrer Wünsche an Amerika. Amerika ist empört. Deutschland dementiert Beteiligung. — Das Reichskabinett billigt das Lausanner Ergebnis. — Gillette, der Erfinder der Rasierklinge, ist gestorben.

Dienstag, 12. Juli. Die Vertrauensfrage für die Pariser Regierung wird mit 360 gegen 179 Stimmen angenommen, der neue Finanzgesetzentwurf verabschiedet. — Der Schuldgrotzindustrielle Baiz stürzt im Flugzeug ab. — Die Berliner Universität geschlossen.

Mittwoch, 13. Juli. In Paris und London macht man Mitteilungen über ein neues englisch-französisches Abkommen. Das Reichskabinett bespricht die Frage der Arbeitsdienstpflicht. — Riesige Sprengstoffung in Göttingen. — Beteiligung gibt an die Regierungspräsidenten Anweisungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Rasierklingenkönig Gillette †

In Los Angeles ist der Erfinder des Rasierapparates und in der ganzen Welt bekannte Rasierklingenfabrikant Gillette im Alter von 77 Jahren gestorben. Gillette gehörte zu jenen sprichwörtlichen Amerikanern, die sich aus kleinsten Anfängen ein Millionenvermögen schufen.

Der Bankbetrüger Seiffert verhaftet

Der von der Berliner Polizei seit langem gesuchte Bankdirektor Willi Seiffert ist jetzt in Prag verhaftet worden. Man erinnert sich, daß Seiffert der Chef der Bank für Handel und Grundbesitz war, die durch seine verfehlten Spekulationen zusammenbrach. 34 000 Gläubiger wurden hierbei schwer geschädigt. Nicht weniger als 46 Millionen RM hat Seiffert verwirtschaftet. Gegen ihn schwebt ein Verfahren wegen Betruges, Konkursvergehens und Bilanzfälschung und außerdem ein Verfahren wegen Meineides und Bestechung.

Streifzug durch die Woche

Helvetia in Freiburg — Korporationen — Volksgemeinschaft — Ostprobleme — Besseres Wetter . . .

War das ein glücklicher Zufall, der mich zum Stiftungsfeste der Helvetia in Freiburg im Breisgau führte! Es war wirklich nicht vorgesehen, aber so lebt man immer am besten, planvoll und planlos durcheinander. Ich denke immer nur bis zur nächsten Laterne im heutigen Deutschland, weiß ich doch nicht, ob ich an der nächsten Laterne schon aufgehängt werde oder totgeprügelt oder mit Messern bearbeitet oder weiß der Himmel. Vor kurzem war ich persönlich Zeuge, wie ein Priester in Frankfurt am Main seelenruhig mit der Taxe durch die Straßen fuhr. Es sah zwar schon ein wenig nach Schlägerei aus, aber es war noch die Haltung der Bestie vor dem Sprung. Da trat plötzlich ein wildes Weib — gar nicht mehr jung und gar nicht schön — an das Auto heran, machte eine fürchterliche Faust und kreischte mit schriller Stimme: „Ihr katholischen Lumpen, ihr werdet alle noch gehängt." Ich rate zum Eintritt in eine Lebensversicherung! Wenn das im friedlichen Frankfurt geschieht, wie wird es anderswo zugehen.

Aber ich bin ja nun in Freiburg, beim Stiftungsfeste der Helvetia, und da wehte schon eine andere Luft. Natürlich, der Schweizer hat seinen schweizerischen Patriotismus und der Deutsche seinen deutschen. Aber schließlich sind wir doch Menschen, ehe wir Schweizer oder Deutsche sind, und ferner verbindet uns mit den Deutsch-Schweizern das Band der gleichen Muttersprache und auch der Hauber der gleichen Kommerslieder. Wie bin ich immer froh, wenn ich Studenten von heute lustig beieinander sehe. Die jungen Leute dieser Jahre haben es nötiger als die von früher. Das Studium lastet schwer auf ihnen, die Zukunft ist eine eiserne Tür mit der Aufschrift „numerus clausus", und der Beutel ist meist wie im Liede vom Lamm von Nimibe. Hier war eine Leutseligkeit, die mehr aus dem Brunnen des Volkstums sprang als aus Regimentsmusiken, die natürlich auch ihre Schönheit haben. Von den sozialen Aufgaben wurde gesprochen und immer mit dem Beifall aller. Würdige Professoren fehlten nicht, und Laie und Klerus war auf das Beste beisammen, wie das in der Katholischen Aktion sein soll. Das Wort von der Katholischen Aktion ist in diesem Zusammenhange keine Herabsetzung, denn ein richtiger Kommers soll auch seinen ernsten Teil haben, und da soll der Student das empfangen, was ihm die Universität von heute nicht recht geben kann, den Sinn für die Volksgemeinschaft und die Verliefung seines Spezialwissens in das allumfassenden Philosophie und Religion. Man moralisiere nicht zu Heinlich an den katholischen Korporationen herum, denn gerade sie bewahren den verlorenen gegangenen Gedanken einer echten Universitas. Gibt es Unarten, so schaffe man sie ab, aber es war noch nie ein Zeichen von Erziehungsweisheit, wenn man Unarten ausrottete, indem man das Kind totschlug. Sei vorsichtig mit allen Fanatikern, denn sie stammen am Ende doch vom Pharisäer im Tempel ab und nicht vom armen Zöllner.

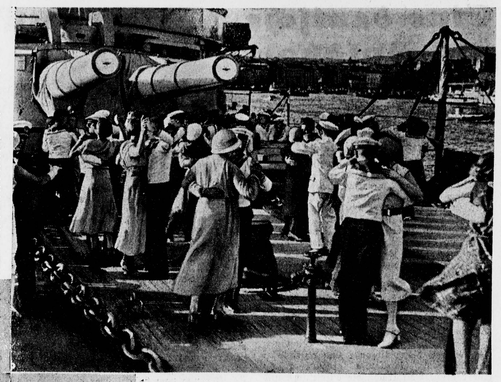
Nun bin ich unverhofft zu dem schönen Bande des E. V. gekommen, dem grün-weißroten der Helvetia und zu einem Käppchen. Unterwegs schaue ich es liebevoll an, summe leise: O Freiburg, o Freiburg, du wundervolles usw. Die villa hospitalis lichert auch hinein, so, ja . . . Du hast je ganz verloren den theologischen Sinn." Schrecklich, nicht wahr! Und ich denke der schönen Tat an jenem Abend, denn es ging ein Mäbleln rund, und es wurde eine Sammlung veranstaltet für den Pinzgauverein der Stadt Freiburg. Am andern Morgen aber standen die lieben Schweizer treu am Bahnhof. Winke, winke, es war wunderschön . . . Ein Wort wollte ich noch festhalten, das hat der junge Bimbo gesagt. Als er 1914 hinausjog, da meinte jemand: „Bimbo, denkst du auch daran, daß du fallen kannst?" Er antwortete: „Dann habe ich wenigstens etwas Großes erlebt!" Im August 1914 ist Bimbo hinausmarschiert, und im November 1914 ist er gefallen . . . Sein Grab ist nicht mehr zu finden, denn die ganze Gegend dort ist verpflügt von den englischen Schützengräben. Ihr jungen Uniformierten von heute, wandert einmal hinaus zu diesem Felde und dann weiter auf die Friedhöfe von Verdun, es wird auch da manches aufgehen, was ihr nicht wißt, was man gesehen haben muß. Kommt dann wieder und sagt „Nation".

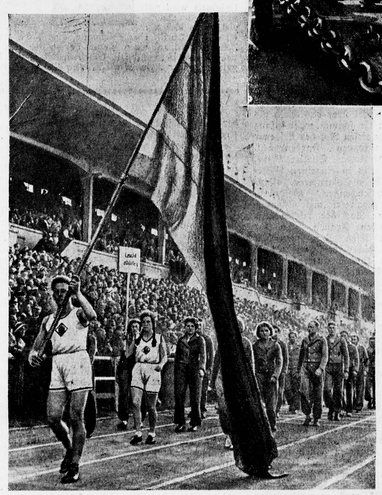
Hoffnung und Mut, nicht aber durch Messerfechterei und durch Katastrophenpolitik. Sind wir mit den guten Methoden deutscher Arbeit und Nüchternheit so weit gekommen, wir werden sicher eines Tages am Ziele sein. Nicht mehr, es sollen sich dann alle Schichten der wiedergewonnenen Freiheit freuen, und es soll das neue Deutschland das Land einer neuen Volksgemeinschaft sein.

Das ist um so wichtiger als nicht nur die Probleme des Weltens reifen, sondern auch die des Ostens. Die Sowjetwirklichkeit ist in sehr ernste Krisen geraten. Der Bolschewismus wird am Bauern scheitern. Wie Briefe aus dem Innern Rußlands erzählen, ist man wieder beim Spaten angelangt. Erst kamen die Traktoren, und man rühmte sich bereits, als wäre bald die mütterliche Erde Rußlands maschinisiert. Dann sprach man von Traktorenfriedhöfen, denn die Maschinen waren schlecht, und man konnte nicht mit ihnen umgehen. Was nun? Arbeiten wir wieder mit dem Pferd, wie in alten Zeiten! Aber die Pferde hatte man krepieren lassen, da doch alles mit Traktoren gemacht werden sollte. Es sind aber keine Pferde mehr da, weder Pferde noch Traktoren. Und so muß man wieder zum Spaten greifen . . . Die Natur läßt ihrer nicht spotten! Kundige Finanzleute sagen mir, es würde uns das Russengeschäft wahrscheinlich eine kleine Milliarde kosten. Sicherlich wird auch Rußland auf die Dauer wieder in die Reihe kommen, und so wird endlich wieder Ruhe auf Erden sein. Junge Menschen werden dies am Ende noch erleben, aber freilich müssen wir in Deutschland vernünftig werden und zur Zucht, Pflicht und Arbeit zurückkehren.

Ich aber ziehe weiter die Straße den Rhein entlang. Ueberall sieht man muntere Menschen. Die Züge sind voll von Ferienreisenden. Es ist etwas in den Leuten, das die Hoffnung singt. Wir gleichen ja all den Vöglein. Ihrem Fluge sieht man es an, ob gutes Wetter kommt oder schlechtes. Wie die am Rhein hier flüstern, muß gutes Wetter werden in Deutschland. Ich glaube fest daran.

Der Mann im Monde.





Flottenbesuch in Oslo

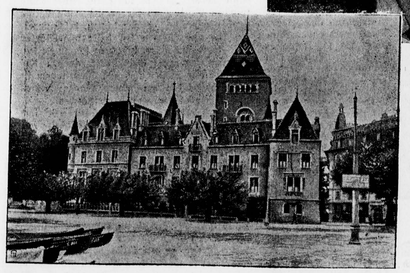
Die norwegische Hauptstadt, die in den letzten zwanzig Jahren nur einmal deutsche Marinegäste hatte, beherbergte jetzt wieder die beiden deutschen Linienschiffe „Schleswig-Holstein" und „Hessen". Den Besatzungen der beiden Schiffe wurde ein herzlicher Empfang zuteil. Den Höhepunkt des Besuches bildete dieses Bordfest auf der „Schleswig Holstein", das Deutsche und Norweger beim Tanz vereinte.

Der Abschied der deutschen Olympiakämpfer

Vor ihrer Abfahrt nach Amerika versammelten sich die deutschen Olympiakämpfer im Weserstadion zu Bremen zu einem großen Abschiedssportfest, von dem unser Bild den Einmarsch der Teilnehmer zeigt.

Der Moskauer Sensationsprozeß

In Moskau fand ein Sensationsprozeß gegen 25 Warenhausangestellte statt, denen Betrügereien und Spekulationen vorgeworfen wurden, durch die sie etwa 1 Million Rubel veruntreut hatten. Fünf der Hauptverantwortlichen wurden zum Tode verurteilt. Die übrigen Angeklagten erhielten Gefängnisstrafen von 5—10 Jahren bzw. mehrere Jahre Zwangsarbeit.



Der Vater der Lausanner Konferenz

Unser Bild zeigt die Begrüßung auf dem Bahnhof. In der ersten Reihe von links nach rechts: Baldwin, Neville Chamberlain, Mac Donald und seine Tochter Isabel.

Blick auf das Hotel Beaurivage in Lausanne, in dessen großem Saal die Schlußsitzung der Konferenz stattfand.

Elefant als Kolonial-Ehrenmal

Auch Bremen hat jetzt sein vor einiger Zeit errichtetes Kolonial-Denkmal eingeweiht. Das Denkmal stellt einen zehn Meter hohen, aus Klinkern ausgeführten afrikanischen Elefanten dar. — Links neben dem Denkmal der heldenmütige Verteidiger Ostafrikas, General Lettow-Vorbeck, bei seiner Ansprache.

Eine deutsche Volkstracht als Goldhort

Mit den Wohnstätten der Friesen ins Meer versunken

Von Dr. E. Zeh

In einer Polizeiverordnung der Gräfin Anna von Ostfriesland vom Jahre 1545 wird Klage darüber geführt, daß durch Einfuhr ausländischer Seide und durch Annahme der „budischen" (deutschen) Tracht in der ostfriesischen Bevölkerung „merklich Geld und Gut uth dem Lande geforet". Den Schneidern wird streng untersagt, Modekleider von ausländischem Schnitt und Stoff für die Landbevölkerung anzufertigen. „Was de Frowen averst up dem Lande an Goldt oder ander Geschmiede laten maken, dat schölen se fry gene Schattung (ohne Steuer) bragen und gebruefen." Man hat sich an diese Kleiderordnung so wenig gehalten, wie sich die Menschen jemals vorher oder nachher um Modeverbote gekümmert haben. Doch dieser ostfriesischen Kleideranordnung müssen wir den höheren Wert einer einzigartigen volkskundlichen Ueberlieferung zuerkennen. Klipp und klar wird in dieser Urkunde zum ersten Mal im deutschen Schrifttum gegenübergestellt eine deutsche Volkstracht, die ostfriesische, und jene allgemeine „budische", „deutsche"" Modetracht, wie wir sie aus den Zeichnungen Dürers und seiner jüngeren Zeitgenossen so gut kennen. Ja, wir können und diese ostfriesische Volkstracht bis in alle Einzelheiten noch in unsere Erinnerung zurückrufen. Ein Kulturbild von märchenhaftem Glanz wird vor unseren Augen lebendig.

In der noch erhaltenen „Gräflich Knyphausenschen Hauschronik zu Lützburg" vom Jahre 1561 hat der ostfriesische Häuptling Unico Manninga zu Lützburg und Bergum die ausführende ostfriesische Volkstracht, wie sie zu seiner Väter Zeit, um 1500, noch getragen wurde, in sachgetreuen farbigen Abbildungen „abkonterafeiten" lassen. Dem Herausgeber, einem deutsch fühlenden, edlen Friesen, war es in erster Linie um die Ueberlieferung der ostfriesischen Frauentracht zu tun, die es auch in der Tat verdiente, ob ihres außergewöhnlichen Anblicks verewigt zu werden. „Nec enim in Europa simile quicquam licet alibi in plebe, praesertim rustica, videre." „Ung so kann man denn in ganz Europa nicht Gleiches unter dem Volk, zumal bei Bauern, sehen", lesen wir in der Friesenchronik (1596) des Ubbo Emmius. In den geblieteten Trachtenstücken seiner Großmutter Hisa von Mosquard hatte Manninga noch kostbare Modelle zur Hand, an die sich der Maler seiner Hauschronik streng halten mußte. Manningas einzigartige Handschrift, das älteste, wissenschaftlich brauchbare deutsche Volkstrachtenbuch, wurde i. J. 1893 von einem Nachkommen des Autors, dem Grafen Edzard zu Innhausen und Knyphausen, unter dem Titel „Ostfriesische Volks- und Mittertrachten um 1500" in getreuer Faksimileausgabe der deutschen Volkskunde zugänglich gemacht, eine kunst- und kulturgeschichtlich noch lange nicht ausgeschöpfte Fundgrube.

Angesichts der farbenprächtigen ostfriesischen Trachtenbilder, deren Zuverlässigkeit dank den erklärenden Beischriften von Manningas Hand außer allem Zweifel steht, verstehen wir auch die Gründe, welche die ostfriesischen Landgrafen veranlaßten, diese Volkstracht dem Lande zu erhalten. Nicht so sehr aus Pietät gegen Sitte und Brauch, noch weniger im künstlich konservierenden Sinn unserer Trachtenvereine forderten die Landesherren das Festhalten an der einheimischen Volkstracht. Den Ausschlag gab der außergewöhnliche Edelmetallwert dieser ostfriesischen Nationalkleidung. Man kann ohne Uebertreibung von einem Goldhort sprechen, den einst friesische Frauen auf ihrem Leib trugen. Wie byzantinische Kaiserinnen im Ornat stehen sie auf den Bildern der Manninghandschrift vor uns! Nirgends findet man gleiche Pracht unter allen Volkstrachten der europäischen Völker. Kein Wort in der Friesenchronik des Worp Tjaerda, Priors des Klosters Thabor († 1588), ist übertrieben: „mulieres festis diebus ita auro argentoque fulgentes incedunt, ut similes in Christiano orbe eiusdem status et conditionis vix videris", „die Frauen gehen an Festtagen so in Gold und Silber schimmernd umher, daß man in der ganzen christlichen Welt nicht gleiche Kleidung von solchem Reichtum und Aufsehen finden wird." Strahlender Goldschmuck, wohin auch das Auge blickt!

Ein aus schmalen Längsstreifen plissiertig zusammengenähter Tuchrock aus Leidener Scharlach ist über und über mit Goldschmuck benäht und besäumt. Zahllose runde oder dreieckige, mehr als eine Hand breite Schmuckplättchen aus vergoldetem Silber fallen bis zu 10 Längsstreifen angeordnete von der Schulter und vom Gürtel über das Kleid bis herab zu den Füßen: ihr schimmernder Glanz vermählt sich mit dem tiefen Rot des Leidener Tuches zur berauschenden Farbenpracht. Scherssoen, afrz. escharsson = Spalier, Leiste, nannte man diesen teils in einzelnen Plättchen aufgenähten, teils in Schornieren zusammenhängenden streifenartigen Goldblechschmuck. Geradezu gepanzert mit Schmuckplättchen erschien der Rock der reichen und vornehmen ostfriesischen Frauen. In der Manninghandschrift lesen wir: „men heft rocke gebodt de so dichte besingen dat se sulues (selbst) stan kunden auerende (aufrecht)". Auch die Aermel bis vor zu den Händen sind mit Goldblechen benäht. Glöckchen klingen zum Ueberfluß noch daran, große goldene Schellen zieren die Schultern. Ein schwerer Gürtel aus purem Gold, ein diademartiger Stirnschmuck, Pael genannt, schimmernd in malerischem Reichtum von Gold und bunten Steinen, kommen hinzu. Doch das Prachtstück dieser goldstrotzenden Friesentracht ist die riesengroße Brustspange, Span genannt, eine edelsteinbesetzte, nach innen hohle Goldschale, ein wahrhaft fürstlicher Schmuck, ein wahres Prunkgemmen, wie es die Göttin Freyja schmückte. „Ein kroes t'lefe nat", „ein Liter liebes Naß" (Bier oder Branntwein) soll der Hofstaat des Spans gefaßt haben. Wie Planeten stellen sich um diese Goldsonne auf der Brust friesischer Frauen noch kleinere, nicht minder kostbare Spangen. Hämeketten mit 50 goldenen Ringeln, kurzweg „Byfftigen" genannt, fallen von den Schultern herab; vom Gürtel reihen an Goldbrüchten zwischen den Plättchenreihen des Scherssoens vergoldete Silberglöckchen. Das ganze Brustgeschmeide hatte den Namen Eyschart, afrz. escharterie = Verzierung. Ein reicher goldener Haarschmuck, „Stuckelband", Oberring, „gestrengede" (aus Goldstreifen ineinandergeschlungene) Fingerringe, mit goldenen Platten beschlagene Holzschuhe, mit Perlen und Edelsteinen besetzte Strümpfe vervollständigen dieses in der Manninghandschrift überlieferte ostfriesische Trachtenbild des ausgehenden Mittelalters.

Stolz waren die Friesen auf solche von allen Fremden angestaunte Tracht ihrer Frauen. Welch ein Anblick auf Kirß Auge, wenn die friesischen „Amazonen" in ihren goldschimmernden „Rüstungen" im festlichen Zug einherschritten, welch ein Klang fürs Ohr, wenn die Goldbleche aneinanderklirrten, Schellen und Glöckchen fröhlich klangen! Bis ins biblische Altertum reiche diese Tracht zurück, rühmt die friesische Historie. In der Tat kann die Kunstforschung die Ursprünge der Goldblechstickerei im vorchristlichen Orient finden. Mit Schmerz und Besorgnis sehen die friesischen Chronisten ihre Nationaltracht im 16 Jahrhundert dahinschwinden. Wußten es sich doch beim Herzerfreuenden Anblick ihrer goldschimmernden Frauen frei von Sorge und Not um die nächste Zukunft! „Waneer dan de gemeene Fresen Krich und Vehde (Fehde) an qwan, so hadden sie enen goeden Totroet an oer Gsmiede, dar kunden se vor thunt Geld von maken und sid nt der Noet redden." Aber jetzt, so fährt der Autor dieser Stelle, der Chronist Beninga, in einem Brief v. J. 1545 fort, wolle niemand mehr auf einen nur mit Seidenwerk besetzten Rock Geld leihen; denn man gebe kein Geld auf Lappen, die „de Worm" zerfrße, wenn sie nicht rechtzeitig eingelöst werden. Man wußte damals schon wie heute, was der durch die Volkstracht gesicherte Goldstandard für die Wohlfahrt des Landes, die Sicherung des Lebens zu bedeuten hatte, und man bangte um den Verlust dieses Goldhorts, der dann auch mit dem Einbruch der Zeitnode der Renaissance dahinschwand.

Ist diese ostfriesische Goldtracht eine Volkstracht im Sinn unserer Volkskunde? Fragen. In ganz Deutschland findet sich nichts Gleiches. Gestanzte Goldbleche sind zwar im ganzen Mittelalter als Aufschätzerate der Kleidung beliebt, aber nirgends findet man eine solche die Volkstracht kennzeichnende Häufung des Goldschmucks wie bei der friesischen Frauentracht, die in direkter Linie eine orientalische, das Abendland schon in merowingischer Zeit erstaunend machende Prunkentfaltung in volkstümlicher Umbildung festhält. Die ostfriesische Volkstracht war keineswegs eine Standestracht der adligen Geschlechter. Es gab nur Grade, aber keine Artunterschiede. wie man sich kleidete. Den plisseeartig gefaltete Rock trugen in gleichen Schnitt und Stoff auch nicht das schlimmste, das war ja sein Schicksal von Anfang an, als er von seinem Herrn und Besitzer unter die Flitze genommen wurde, um sie zu schonen, sich selbst oder die größten Strapazen aufsetzen zu lassen. Mädchenliche Eisenstücke trieb man in ihn hinein: hinten, als ob er wie Pferd oder Esel Hufen hätte, und in die Brust schlug man ihm, in einem Anfall von indifferentem Ernst, gleich einen Panzer von Nägeln — „auf ein Haar genagelt", wie es zum Hohn dabei hieß. Das alles war nicht so schlimme wie das Beiwurstsein. hilflos und verlassen am Wege zu liegen. Wen der Sonne ausgedörrt, dem Regen durchweicht, waren die Tage zu zählen, bis er seiner endgültigen Auflösung entgegenging. Kinder verirren sich ja wohl dann und wann zu ihm, wenn sie nach Blumen suchten und mit einem lauten Ruf, der ihren überraschenden Fund bezeugen sollte, aus seiner Ruße schreckten. Aber schon im nächsten Augenblick stießen sie ihn roh von sich oder spielten Fußball mit ihm, wobei er sich immer viele Male überschlug und die Besinnung verlor. Kam er dann wieder zu sich, lag er in einer völlig fremden Gegend, an die er sich erst mühsam gewöhnen mußte. Hunde kamen, beschnupperten ihn und führten sich ganz ungebührlich auf. Aber auch Vögel besuchten ihn zu Zeiten, leisteten ihm gute Gesellschaft, sangen ihm was vor und suchten ihn zu trösten, indem sie ihr Schnäbelchen an seiner Wange wetzten und bald wiederzukommen versprachen.

Einmal ließ sich ein Rotschwänzchen bei ihm nieder, das zirpte und koste und tuschelte gar zärtlich mit dem Liebebedürftigen Stiefel. Ich sah es, als mein Weg mich dieser Tage wieder vorbeiführte, wie es gerade von ihm wegflog, von dem nun ganz zerfallenen Stiefel. Und während ich ein Weilchen stehen blieb, kam das Rotschwänzchen laut zwitscherend zurückgeflogen, um — seine Jungen zu füttern, für die es im Innern des guten alten Stiefels ein warmes Nest bereitet hatte.

Ich fürchte, so viel Glück hat selbst diesem armen Kunstgegenstand ostfriesischer Trachtengeschichte hatte ihren Abschluß gefunden. Denn weltenweite Perspektiven lassen sich ziehen von den ostfriesischen Trachtenbildern der Manninghandschrift über die Stationen deutscher mittelalterlicher Frauenkleider, normannisch-galatomanischer, byzantinischer Kunstwerkstätten bis zu den Kurgans, den in südrussischer Steppeneinsamkeit liegenden Grabhügeln skythisch-sarmatischer Häuptlinge, deren Kammern geradezu überstät sind mit goldenen Aufschätzeraten. Nichts ist zurückgeblieben von dem Goldhort ostfriesischer Volkstracht, aber zu ungezählten Tausenden, in den mannigfaltigsten Formen liegen die goldenen Zierplättchen aus den gehobenen Goldschichten südrussischer Kurgans in der Eremitage von Petersburg, der „Scherssoen" skythisch-sarmatischer Volkstracht der vorchristlichen Jahrhunderte.

Am Wegrand

Ein herzenloser Stiefel lag friedlich am Weg, genauer: am Abhang einer Wiese. Bei einem Spaziergang vor die Stadt hinaus entdeckte ich ihn. Melancholisch blickte er mich aus seinen treuen Borkalbaugen an, wo vielleicht ein anderer nur ein tristes Loch in der Sohle wahrgenommen hätte. Er traurerte sichtlich seinem Zwillingsbruder nach, der — vermutlich hätte er noch nicht einmal sagen können, ob zur rechten oder zur linken — fort war. Ich kann's noch immer nicht glauben von dem Stiefel, daß er nach einer Weile auf und harrte vor sich hin. „Warum der Bub heut nicht kommt. — Unsinn! — Warum sollten sie den Martin einsperren? — Ist doch ein rechtschaffener Bub!"

Ratlos lugte er mit forschenden Augen gegen den Kirchplatz, als fürchte er ein Unheil unterwegs. Da kam der alte Pfarrer, der immer nach dem sonntäglichen Gegen Krankenbesuche zu machen pflegte; er trat durch den kleinen Vorgarten ans Fenster heran und legte dem Florian Boal die Hand auf die Schulter.

„Nehmen sie es nicht zu schwer, Herr Wachtmeister. Jeder Mensch kann einen Fehler machen, und jeder kann ihn auch wieder sühnen, wenn er den Willen dazu hat."

Der Alte war wie vor den Kopf geschlagen. „Ja, was ist denn los mit dem Martin, Hochwürden?"

Voll tiefen Mitgefühls sah der Priester den Gendarm an. „Es wäre gut, wenn Sie zum Zollinspektor gehen würden. Ihr Wort kann dem Jungen nur nützlich sein . . ."

Als der Pfarrer länast gegangen war, ging der Alte noch immer grübelnd in der Stube auf und ab. Dann ging er langsam den braunen Schöffelrock an und stapfte langsam den Weg hinunter auf die Straße. Das blendende Staubband doh sich bis zu seinem Auge und verlant, als glitte es unter seinen Füßen weg. Menschen kamen von dem Zollamt auf dem Platze. Ein Grenzjäger stand inmitten einer Gruppe Gaffender und rief laut: „Das versuchte Geld, das liefert die meisten dem Teufel in die Klauen. Schad' um den Vogel, er tut mir leid."

„Ich kann's noch immer nicht glauben von dem Martin, zweifelte ein alter, weißhariger Bauer. Wer weiß, ob man ihm net unrecht tut!"

Der alte Wachtmeister preßte, als er dies im Vorübergehen hörte, die Hand ans Herz. Er schwankte und stolperte weiter gegen das Zollamt und gewahrte es nicht, wie die Leute bei seinem Anblick sich teils mitleidig zuflüsterten und zuwinkten, teils neugierig hinter ihm herzogen.

Auf der obersten steinernen Stufe des Zollamtes stand der dienstbabende Wachtmeister Hirrer. „Lieber Kamerad, geh heim, das ist nichts für dich — du bist ein braver, rechtschaffener Mann, wir kennen dich, alter Freund — mein Gott, der Martin —" Der gutherzige Wachtmeister wollte den zitternden Alten zurückdrängen — da wich jeder Blutstropfen aus dem Antlitz des alten Mannes, er warf den Kopf in den Nacken, sein Mund öffnete sich zu einem erstickten Aufschrei, und die Augen starrten in trostlosen Entsetzen auf das Tor — auf der Schwelle erschien, von zwei Landjägern flankiert, mit bleichen, verzerrten Zügen der Martin.

Ein jäher Krampf durchzuckte die Glieder des jungen Burschen, er stürzte vor und hob die Hände inbrünstig gegen den reaungslosen Vater. Die Tränen schossen über sein Gesicht, die blassen Lippen zitterten, und mit niedergeschlagenen Augen stand er vor dem Vater.

Langsam erwachte der Alte aus seiner Erstarrung, abwesend neigte er sich zur Seite, und sagte tonlos: „Ich bin — nit dein Vater!" Zähnend aber preßte er die Fäuste gegen die Stirne und drängte mit wilder Heftigkeit gegen den Schluchzenden. „Bub, sag, warum du vom rechten Wege abkommen bist, ich verfest das nit. Hast nit an mein Alter gedacht? Mir fust du das an!? — Ah, führts ihn weg, von dieser Stund an sag ich mich los von meinem Fleisch und Blut."

In Verzweiflung stand der junge Mann vor dem zürnenden Vater, schlug die Hände vors Gesicht, da nahmen ihn die Landjäger beim Arm und führten ihn eiligst fort durch die ausweichende Menge, die sich rasch hinter den Dreien schloß.

Seit diesem Tage war der alte Wachtmeister menschenscheu geworden, und nimmer sah man ihn, der früher an jedem Abend vor dem Hause sein Pfeifchen schmauchte, von der Bank hinausmit dem Finger gegen den Mond. „Herzhmutter, gelt, das ist dem Martin sein Vater?"

„Sei still, dummer Bub!" zürnte die Frau und suchte den Kleinen weiterzuziehen; der aber rief mit seiner hellen Knabenstimme: „Gelt, den Martin sperren sie ein!?" Schnell lief er dann, erschrocken über seinen Vorwitz, auf die linke Seite der Großmutter und griff nach ihrer Rockede.

Der alte Wachtmeister nahm verwundert die Pfeife aus dem Mund und grollte: „Solche Fratzen haben schon Freude am Verleumden. Pfui Teufel!" Die Pfeife schmeckte ihm nicht mehr; er hielt den eisgrauen Kopf gesenkt und lauschte dem Klange in seinem Ohr. Beunruhigt stand er nach einer Weile auf und harrte vor sich hin. „Warum der Bub heut nicht kommt. — Unsinn! — Warum sollten sie den Martin einsperren? — Ist doch ein rechtschaffener Bub!"

Ratlos lugte er mit forschenden Augen gegen den Kirchplatz, als fürchte er ein Unheil unterwegs. Da kam der alte Pfarrer, der immer nach dem sonntäglichen Gegen Krankenbesuche zu machen pflegte; er trat durch den kleinen Vorgarten ans Fenster heran und legte dem Florian Boal die Hand auf die Schulter.

„Nehmen sie es nicht zu schwer, Herr Wachtmeister. Jeder Mensch kann einen Fehler machen, und jeder kann ihn auch wieder sühnen, wenn er den Willen dazu hat."

Der Alte war wie vor den Kopf geschlagen. „Ja, was ist denn los mit dem Martin, Hochwürden?"

Voll tiefen Mitgefühls sah der Priester den Gendarm an. „Es wäre gut, wenn Sie zum Zollinspektor gehen würden. Ihr Wort kann dem Jungen nur nützlich sein . . ."

Als der Pfarrer länast gegangen war, ging der Alte noch immer grübelnd in der Stube auf und ab. Dann ging er langsam den braunen Schöffelrock an und stapfte langsam den Weg hinunter auf die Straße. Das blendende Staubband doh sich bis zu seinem Auge und verlant, als glitte es unter seinen Füßen weg. Menschen kamen von dem Zollamt auf dem Platze. Ein Grenzjäger stand inmitten einer Gruppe Gaffender und rief laut: „Das versuchte Geld, das liefert die meisten dem Teufel in die Klauen. Schad' um den Vogel, er tut mir leid."

„Ich kann's noch immer nicht glauben von dem Martin, zweifelte ein alter, weißhariger Bauer. Wer weiß, ob man ihm net unrecht tut!"

Sühne / Eine Erzählung von F. S.

Am Dorfende, dort, wo die Bildsäule des hl. Johannes von Nepomuk zwischen vier stattlichen Linden steht, war das Anwesen des alten Wachtmeisters Florian Vogt. Wer das kleine schmucke Haus sah, das auf die Straße herabblickte, hätte es eher für das Heim einer jungen glücklichen Frau gehalten, als für die Wohnstätte eines alten ausgedienten Landjägers, der hier mit seinem Sohne Martin hauste.

Martin Vogt hatte ein paar Klassen Realschule besucht und war ein braver, bei seinen Lehrern beliebter Schüler gewesen; dann trat er beim Zollamt in Dienst und hatte es gegenwärtig bis zum Steuerboten gebracht, der die rückständigen Steuern einforderm und an das Amt ablieferm mußte.

Seit den jungen Mann dieses Amt die ganze Woche in die entlegendsten Dörfer führte, konnte er nur mehr an Sonntagen seinen Vater aufsuchen. Deshalb sah der Alte heute am offenen Fenster und sah von Zeit zu Zeit ungeduldig auf die Kuckucksuhr, die an der Rückwand der Stube hing.

Wenn er von ferne einen hochgewachsenen Burschen eilig daherkommen sah, da nahm der Alte die Pfeife aus dem Mund und wollte dem Erwarteten entgegengehen, aber immer wieder trieb er sich dann die Augen, denn jener, den er für seinen Sohn gehalten, war längst hinter den Nachbarhäusern verschwunden. „Ich weiß nit, daß ich den Martin nimmer kenn', meint Augen wollen nicht mehr, die Sakrementer freilem."

Unterdessen füllte sich die Dorfgasse unten mit Kirchgängern, die von dem nachmittäglichen Segen heimwanderten. Als die Näherkommenden dem Alten am Fenster erblickten, sahen sie mit to künstlicher Beweglichkeit auf die andere Seite, dem alten Manne das sonderbare Getue auffiel. Die Frauen, die ihren Männern folgten, erwiderten seinen Zuruf und grüßten zum Fenster hinauf, aber es lag etwas Scheues und Ausweichendes in ihrem Wesen. Verwundert schüttelte der alte Mann den Kopf.

Da kam eine Weile später als Nachzüglerin die alte Beterin des Wegs, an der Hand ihren vierjährigen Enkel schleppend; der Kleine sträubte sich zappelnd, weiter zu gehen und wies mit dem Finger gegen das Haus. „Großmutter, gelt, das ist dem Martin sein Vater?"

„Sei still, dummer Bub!" zürnte die Frau und suchte den Kleinen weiterzuziehen; der aber rief mit seiner hellen Knabenstimme: „Gelt, den Martin sperren sie ein!?" Schnell lief er dann, erschrocken über seinen Vorwitz, auf die linke Seite der Großmutter und griff nach ihrer Rockede.

Der alte Wachtmeister nahm verwundert die Pfeife aus dem Mund und grollte: „Solche Fratzen haben schon Freude am Verleumden. Pfui Teufel!" Die Pfeife schmeckte ihm nicht mehr; er hielt den eisgrauen Kopf gesenkt und lauschte dem Klange in seinem Ohr. Beunruhigt stand er nach einer Weile auf und harrte vor sich hin. „Warum der Bub heut nicht kommt. — Unsinn! — Warum sollten sie den Martin einsperren? — Ist doch ein rechtschaffener Bub!"

Ratlos lugte er mit forschenden Augen gegen den Kirchplatz, als fürchte er ein Unheil unterwegs. Da kam der alte Pfarrer, der immer nach dem sonntäglichen Gegen Krankenbesuche zu machen pflegte; er trat durch den kleinen Vorgarten ans Fenster heran und legte dem Florian Boal die Hand auf die Schulter.

„Nehmen sie es nicht zu schwer, Herr Wachtmeister. Jeder Mensch kann einen Fehler machen, und jeder kann ihn auch wieder sühnen, wenn er den Willen dazu hat."

Der Alte war wie vor den Kopf geschlagen. „Ja, was ist denn los mit dem Martin, Hochwürden?"

Voll tiefen Mitgefühls sah der Priester den Gendarm an. „Es wäre gut, wenn Sie zum Zollinspektor gehen würden. Ihr Wort kann dem Jungen nur nützlich sein . . ."

Als der Pfarrer länast gegangen war, ging der Alte noch immer grübelnd in der Stube auf und ab. Dann ging er langsam den braunen Schöffelrock an und stapfte langsam den Weg hinunter auf die Straße. Das blendende Staubband doh sich bis zu seinem Auge und verlant, als glitte es unter seinen Füßen weg. Menschen kamen von dem Zollamt auf dem Platze. Ein Grenzjäger stand inmitten einer Gruppe Gaffender und rief laut: „Das versuchte Geld, das liefert die meisten dem Teufel in die Klauen. Schad' um den Vogel, er tut mir leid."

„Ich kann's noch immer nicht glauben von dem Martin, zweifelte ein alter, weißhariger Bauer. Wer weiß, ob man ihm net unrecht tut!"

Der alte Wachtmeister preßte, als er dies im Vorübergehen hörte, die Hand ans Herz. Er schwankte und stolperte weiter gegen das Zollamt und gewahrte es nicht, wie die Leute bei seinem Anblick sich teils mitleidig zuflüsterten und zuwinkten, teils neugierig hinter ihm herzogen.

Auf der obersten steinernen Stufe des Zollamtes stand der dienstbabende Wachtmeister Hirrer. „Lieber Kamerad, geh heim, das ist nichts für dich — du bist ein braver, rechtschaffener Mann, wir kennen dich, alter Freund — mein Gott, der Martin —" Der gutherzige Wachtmeister wollte den zitternden Alten zurückdrängen — da wich jeder Blutstropfen aus dem Antlitz des alten Mannes, er warf den Kopf in den Nacken, sein Mund öffnete sich zu einem erstickten Aufschrei, und die Augen starrten in trostlosen Entsetzen auf das Tor — auf der Schwelle erschien, von zwei Landjägern flankiert, mit bleichen, verzerrten Zügen der Martin.

Ein jäher Krampf durchzuckte die Glieder des jungen Burschen, er stürzte vor und hob die Hände inbrünstig gegen den reaungslosen Vater. Die Tränen schossen über sein Gesicht, die blassen Lippen zitterten, und mit niedergeschlagenen Augen stand er vor dem Vater.

Langsam erwachte der Alte aus seiner Erstarrung, abwesend neigte er sich zur Seite, und sagte tonlos: „Ich bin — nit dein Vater!" Zähnend aber preßte er die Fäuste gegen die Stirne und drängte mit wilder Heftigkeit gegen den Schluchzenden. „Bub, sag, warum du vom rechten Wege abkommen bist, ich verfest das nit. Hast nit an mein Alter gedacht? Mir fust du das an!? — Ah, führts ihn weg, von dieser Stund an sag ich mich los von meinem Fleisch und Blut."

In Verzweiflung stand der junge Mann vor dem zürnenden Vater, schlug die Hände vors Gesicht, da nahmen ihn die Landjäger beim Arm und führten ihn eiligst fort durch die ausweichende Menge, die sich rasch hinter den Dreien schloß.

Seit diesem Tage war der alte Wachtmeister menschenscheu geworden, und nimmer sah man ihn, der früher an jedem Abend vor dem Hause sein Pfeifchen schmauchte, von der Bank hinausmit dem Finger gegen den Mond. „Herzhmutter, gelt, das ist dem Martin sein Vater?"

„Sei still, dummer Bub!" zürnte die Frau und suchte den Kleinen weiterzuziehen; der aber rief mit seiner hellen Knabenstimme: „Gelt, den Martin sperren sie ein!?" Schnell lief er dann, erschrocken über seinen Vorwitz, auf die linke Seite der Großmutter und griff nach ihrer Rockede.

Der alte Wachtmeister nahm verwundert die Pfeife aus dem Mund und grollte: „Solche Fratzen haben schon Freude am Verleumden. Pfui Teufel!" Die Pfeife schmeckte ihm nicht mehr; er hielt den eisgrauen Kopf gesenkt und lauschte dem Klange in seinem Ohr. Beunruhigt stand er nach einer Weile auf und harrte vor sich hin. „Warum der Bub heut nicht kommt. — Unsinn! — Warum sollten sie den Martin einsperren? — Ist doch ein rechtschaffener Bub!"

Ratlos lugte er mit forschenden Augen gegen den Kirchplatz, als fürchte er ein Unheil unterwegs. Da kam der alte Pfarrer, der immer nach dem sonntäglichen Gegen Krankenbesuche zu machen pflegte; er trat durch den kleinen Vorgarten ans Fenster heran und legte dem Florian Boal die Hand auf die Schulter.

„Nehmen sie es nicht zu schwer, Herr Wachtmeister. Jeder Mensch kann einen Fehler machen, und jeder kann ihn auch wieder sühnen, wenn er den Willen dazu hat."

Der Alte war wie vor den Kopf geschlagen. „Ja, was ist denn los mit dem Martin, Hochwürden?"

Voll tiefen Mitgefühls sah der Priester den Gendarm an. „Es wäre gut, wenn Sie zum Zollinspektor gehen würden. Ihr Wort kann dem Jungen nur nützlich sein . . ."

Als der Pfarrer länast gegangen war, ging der Alte noch immer grübelnd in der Stube auf und ab. Dann ging er langsam den braunen Schöffelrock an und stapfte langsam den Weg hinunter auf die Straße. Das blendende Staubband doh sich bis zu seinem Auge und verlant, als glitte es unter seinen Füßen weg. Menschen kamen von dem Zollamt auf dem Platze. Ein Grenzjäger stand inmitten einer Gruppe Gaffender und rief laut: „Das versuchte Geld, das liefert die meisten dem Teufel in die Klauen. Schad' um den Vogel, er tut mir leid."

„Ich kann's noch immer nicht glauben von dem Martin, zweifelte ein alter, weißhariger Bauer. Wer weiß, ob man ihm net unrecht tut!"

Der alte Wachtmeister preßte, als er dies im Vorübergehen hörte, die Hand ans Herz. Er schwankte und stolperte weiter gegen das Zollamt und gewahrte es nicht, wie die Leute bei seinem Anblick sich teils mitleidig zuflüsterten und zuwinkten, teils neugierig hinter ihm herzogen.

Auf der obersten steinernen Stufe des Zollamtes stand der dienstbabende Wachtmeister Hirrer. „Lieber Kamerad, geh heim, das ist nichts für dich — du bist ein braver, rechtschaffener Mann, wir kennen dich, alter Freund — mein Gott, der Martin —" Der gutherzige Wachtmeister wollte den zitternden Alten zurückdrängen — da wich jeder Blutstropfen aus dem Antlitz des alten Mannes, er warf den Kopf in den Nacken, sein Mund öffnete sich zu einem erstickten Aufschrei, und die Augen starrten in trostlosen Entsetzen auf das Tor — auf der Schwelle erschien, von zwei Landjägern flankiert, mit bleichen, verzerrten Zügen der Martin.

Ein jäher Krampf durchzuckte die Glieder des jungen Burschen, er stürzte vor und hob die Hände inbrünstig gegen den reaungslosen Vater. Die Tränen schossen über sein Gesicht, die blassen Lippen zitterten, und mit niedergeschlagenen Augen stand er vor dem Vater.

Langsam erwachte der Alte aus seiner Erstarrung, abwesend neigte er sich zur Seite, und sagte tonlos: „Ich bin — nit dein Vater!" Zähnend aber preßte er die Fäuste gegen die Stirne und drängte mit wilder Heftigkeit gegen den Schluchzenden. „Bub, sag, warum du vom rechten Wege abkommen bist, ich verfest das nit. Hast nit an mein Alter gedacht? Mir fust du das an!? — Ah, führts ihn weg, von dieser Stund an sag ich mich los von meinem Fleisch und Blut."

In Verzweiflung stand der junge Mann vor dem zürnenden Vater, schlug die Hände vors Gesicht, da nahmen ihn die Landjäger beim Arm und führten ihn eiligst fort durch die ausweichende Menge, die sich rasch hinter den Dreien schloß.

Seit diesem Tage war der alte Wachtmeister menschenscheu geworden, und nimmer sah man ihn, der früher an jedem Abend vor dem Hause sein Pfeifchen schmauchte, von der Bank hinausmit dem Finger gegen den Mond. „Herzhmutter, gelt, das ist dem Martin sein Vater?"

„Sei still, dummer Bub!" zürnte die Frau und suchte den Kleinen weiterzuziehen; der aber rief mit seiner hellen Knabenstimme: „Gelt, den Martin sperren sie ein!?" Schnell lief er dann, erschrocken über seinen Vorwitz, auf die linke Seite der Großmutter und griff nach ihrer Rockede.

Der alte Wachtmeister nahm verwundert die Pfeife aus dem Mund und grollte: „Solche Fratzen haben schon Freude am Verleumden. Pfui Teufel!" Die Pfeife schmeckte ihm nicht mehr; er hielt den eisgrauen Kopf gesenkt und lauschte dem Klange in seinem Ohr. Beunruhigt stand er nach einer Weile auf und harrte vor sich hin. „Warum der Bub heut nicht kommt. — Unsinn! — Warum sollten sie den Martin einsperren? — Ist doch ein rechtschaffener Bub!"

Ratlos lugte er mit forschenden Augen gegen den Kirchplatz, als fürchte er ein Unheil unterwegs. Da kam der alte Pfarrer, der immer nach dem sonntäglichen Gegen Krankenbesuche zu machen pflegte; er trat durch den kleinen Vorgarten ans Fenster heran und legte dem Florian Boal die Hand auf die Schulter.

„Nehmen sie es nicht zu schwer, Herr Wachtmeister. Jeder Mensch kann einen Fehler machen, und jeder kann ihn auch wieder sühnen, wenn er den Willen dazu hat."

Der Alte war wie vor den Kopf geschlagen. „Ja, was ist denn los mit dem Martin, Hochwürden?"

Voll tiefen Mitgefühls sah der Priester den Gendarm an. „Es wäre gut, wenn Sie zum Zollinspektor gehen würden. Ihr Wort kann dem Jungen nur nützlich sein . . ."

Als der Pfarrer länast gegangen war, ging der Alte noch immer grübelnd in der Stube auf und ab. Dann ging er langsam den braunen Schöffelrock an und stapfte langsam den Weg hinunter auf die Straße. Das blendende Staubband doh sich bis zu seinem Auge und verlant, als glitte es unter seinen Füßen weg. Menschen kamen von dem Zollamt auf dem Platze. Ein Grenzjäger stand inmitten einer Gruppe Gaffender und rief laut: „Das versuchte Geld, das liefert die meisten dem Teufel in die Klauen. Schad' um den Vogel, er tut mir leid."

„Ich kann's noch immer nicht glauben von dem Martin, zweifelte ein alter, weißhariger Bauer. Wer weiß, ob man ihm net unrecht tut!"

Melodie der Arbeit

Der alte Wachtmeister preßte, als er dies im Vorübergehen hörte, die Hand ans Herz. Er schwankte und stolperte weiter gegen das Zollamt und gewahrte es nicht, wie die Leute bei seinem Anblick sich teils mitleidig zuflüsterten und zuwinkten, teils neugierig hinter ihm herzogen.

Auf der obersten steinernen Stufe des Zollamtes stand der dienstbabende Wachtmeister Hirrer. „Lieber Kamerad, geh heim, das ist nichts für dich — du bist ein braver, rechtschaffener Mann, wir kennen dich, alter Freund — mein Gott, der Martin —" Der gutherzige Wachtmeister wollte den zitternden Alten zurückdrängen — da wich jeder Blutstropfen aus dem Antlitz des alten Mannes, er warf den Kopf in den Nacken, sein Mund öffnete sich zu einem erstickten Aufschrei, und die Augen starrten in trostlosen Entsetzen auf das Tor — auf der Schwelle erschien, von zwei Landjägern flankiert, mit bleichen, verzerrten Zügen der Martin.

Ein jäher Krampf durchzuckte die Glieder des jungen Burschen, er stürzte vor und hob die Hände inbrünstig gegen den reaungslosen Vater. Die Tränen schossen über sein Gesicht, die blassen Lippen zitterten, und mit niedergeschlagenen Augen stand er vor dem Vater.

Langsam erwachte der Alte aus seiner Erstarrung, abwesend neigte er sich zur Seite, und sagte tonlos: „Ich bin — nit dein Vater!" Zähnend aber preßte er die Fäuste gegen die Stirne und drängte mit wilder Heftigkeit gegen den Schluchzenden. „Bub, sag, warum du vom rechten Wege abkommen bist, ich verfest das nit. Hast nit an mein Alter gedacht? Mir fust du das an!? — Ah, führts ihn weg, von dieser Stund an sag ich mich los von meinem Fleisch und Blut."

In Verzweiflung stand der junge Mann vor dem zürnenden Vater, schlug die Hände vors Gesicht, da nahmen ihn die Landjäger beim Arm und führten ihn eiligst fort durch die ausweichende Menge, die sich rasch hinter den Dreien schloß.

Seit diesem Tage war der alte Wachtmeister menschenscheu geworden, und nimmer sah man ihn, der früher an jedem Abend vor dem Hause sein Pfeifchen schmauchte, von der Bank hinausmit dem Finger gegen den Mond. „Herzhmutter, gelt, das ist dem Martin sein Vater?"

„Sei still, dummer Bub!" zürnte die Frau und suchte den Kleinen weiterzuziehen; der aber rief mit seiner hellen Knabenstimme: „Gelt, den Martin sperren sie ein!?" Schnell lief er dann, erschrocken über seinen Vorwitz, auf die linke Seite der Großmutter und griff nach ihrer Rockede.

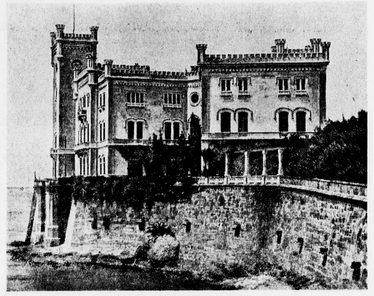
Der alte Wachtmeister nahm verwundert die Pfeife aus dem Mund und grollte: „Solche Fratzen haben schon Freude am Verleumden. Pfui Teufel!" Die Pfeife schmeckte ihm nicht mehr; er hielt den eisgrauen Kopf gesenkt und lauschte dem Klange in seinem Oh

Von Miramar nach Queretaro

Die mexikanische Kaisertragödie / Ein Rückblick zum 6. Juli

Am 6. Juli jährte sich der Geburtstag des Kaisers Maximilian von Mexiko zum 100. Male. Wieder wird vor unseren Augen die Gestalt jenes Mannes lebendig, den ein politisches Intrigenspiel von der blauen Adriaküste in die mexikanische Kakteenwüste verschlug, wo ihn nach kurzem Kaisertraum ein tragisches Geschick ereilte.

65 Jahre sind seit der Tragödie von Queretaro vergangen, ein Zeitraum, lang genug, um ein geschichtliches Ereignis von allem Beiwerk des Tages, von allen Verdunkelungen zu befreien. Heute sehen wir klar die Hintergründe des mexikanischen Abenteuers Napoleons III., das einen Sproß des Hauses Habsburg das junge Leben kosten sollte. Ein trübes Kapitel jener Art zu regieren und Politik zu machen tut sich vor uns auf, die hoffentlich für immer der Vergangenheit angehört.



Schloß Miramar bei Triest.

Bis zum Jahre 1821 war Mexiko eine spanische Kolonie. Dann gab ihm der Vertrag von Aquala die Freiheit, eine Freiheit, mit der es nichts anzufangen wußte. Das Land wurde ein Schauplatz von Revolutionen und Staatsstreichen — der Chronist zählt im Laufe der ersten sechzig Jahre mehr als 250 — die seitdem für Mexiko sprichwörtlich geworden sind. In dem Halbindianer Benito Juarez erstand dem aufrührerischen Volke der Führer, der an der Spitze einer kleinen liberalen Armee nach zweijährigen verlustreichen Kämpfen die herrschende Partei entthronte. Ihr gesamtes Besitztum wurde enteignet, ihre Führer wanderten in die Verbannung. In dieser Not rief sie das Ausland um Hilfe an.

Bei keinem fand sie williegeres Gehör als bei Napoleon III., der, von der Macht des großen Korsen träumend, hier eine Möglichkeit sah, seinen Einfluß auf die Neue Welt auszudehnen. Einen Vorwand für die Intervention zu finden, war nicht schwer. Prompt traf aus Mexiko der Bericht des französischen Gesandten de Saligny ein, daß die französische Trikolore und er selbst von der Menge gröblichst beleidigt worden seien. Obwohl die mexikanische Regierung diesen Vorfall genau untersuchen ließ und Mann auf mexikanischem Boden stand, die sich anschickte, Mexiko, ein Land von der vierfachen Größe Frankreichs und mit einer Bevölkerung von neun Millionen, zu erobern. Aber die Mexikaner leisteten erbitterten Widerstand und schlugen die Franzosen bei Puebla empfindlich. Nun entsandte Napoleon ein weiteres Expeditionsheer von 25 000 Mann unter dem General Forey. Diesem militärischen Aufgebot waren die Mexikaner nicht gewachsen. 1863 zogen die französischen Streitkräfte in die Hauptstadt des Landes ein.

Um sich in den Augen Europas den Anschein zu geben, daß er keine eigennützigen Ziele verfolge, sondern nur das Recht gegen das Unrecht in Schutz nehmen wolle, ließ Napoleon nunmehr das mexikanische Volk über seine künftige Verfassung entscheiden, was er so unter „Volk" verstand. General Forey berief 35 Mexikaner zu einer Junta zusammen, die einen Exekutivausschuß von drei Mann wählte. Diese beiden Instanzen wählten dann 215 Notabeln zu einer „Nationalversammlung" aus. Unnötig zu sagen, daß sich sowohl die Junta und der Exekutivausschuß als auch die Notabelnversammlung ausschließlich aus franzosenfreundlichen Männern zusammensetzte. Die Regie klappte vorzüglich. Es wurde beschlossen, Mexiko als erbliche Monarchie zu erklären und die Kaiserkrone von Mexiko dem Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich anzutragen.

Damit tritt der Mann auf den Plan, der später die Hauptrolle in der mexikanischen Tragödie spielen sollte.

Erzherzog Maximilian hatte sich bisher nicht viel um politische Dinge gekümmert. Größer waren seine wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen. Den bedeutendsten Teil seines Lebens verbrachte er auf Reisen, die ihn nach allen Teilen der Welt geführt hatten. Die Zwischenzeit verlebte er auf seinem herrlichen, an der Adria gelegenen Schloß Miramar b. Triest.

Daß Napoleons Wahl gerade auf Maximilian gefallen war, ist in erster Linie auf das Bestreben zurückzuführen, den österreichischen Hof, der durch die Vorgänge in Italien ihm entfremdet worden war, wieder günstiger zu stimmen. Tatsache ist jedoch, daß Maximilian der denkbar ungeeignetste Herrscher für ein Land wie Mexiko war. Es muß anerkannt werden, daß Maximilian die Entschließung der Notabelnversammlung nicht als Aeußerung des Volkswillens ansah, und eine Volksabstimmung verlangte, bevor er sich über die Annahme der Kaiserkrone entschied. Man wußte jedoch auch hier Rat. Mexiko wurde in Distrikte eingeteilt, aus denen man sich die Unterschriften einiger dem Kaisertum gewogener Männer beschaffte und diese zugleich mit der Einwohnerzahl des betreffenden Distrikts veröffentlichte, doch so, daß der Eindruck erweckt werden mußte, als hätten sich soviel Personen für die Monarchie ausgesprochen. Maximilian durchschaute dieses Täuschungsmanöver nicht. Seine letzten Bedenken überwand seine Gemahlin Marie Charlotte, die Tochter des Königs von Belgien, die, erst vierundzwanzig Jahre alt, sich von dem Glanz der Kaiserkrone blenden ließ.

Kaiser Maximilian in mexikanischer Tracht, nach dem Gemälde von Ebeling.

Was nun folgte, war ein Freudentaumel: der Empfang der mexikanischen Abordnung, die Maximilian in aller Form die Krone anbot; die Ueberfahrt nach Mexiko an Bord der Fregatte „Novara"; der rauschende Empfang in Mexiko. Aber die Kehrseite zeigte sich bald. Maximilian fehlte es nicht nur an richtigem Urteil und klarem Blick, er umgab sich auch mit Ratgebern, die womöglich noch verblendeter waren als er selber und vor allen Dingen viel Geld kosteten. Benito Juarez hatte sich mit einer Zivilliste von 240 000 Mark begnügt, Maximilian bezog jetzt allein für seine Person sieben Millionen Mark, ungerechnet die Ausgaben für den übermäßig großen Hofstaat. Bald waren die Kassen leer. Napoleon machte Vorschläge, wie die Einkünfte des Landes durch Kolonisierungsmaßnahmen, Vergebung von Bergwerkskonzessionen usw. zu heben seien. Statt dessen begnügte sich Maximilian damit, Dekrete zu erlassen, von denen eins unnützer war als das andere, und die sich mit Ordensdekorationen und der Festlegung der Rangverhältnisse am Hofe erschöpften. Zuerst lachte das Volk darüber, dann aber empörte es sich. Das weitere kam, wie es kommen mußte.

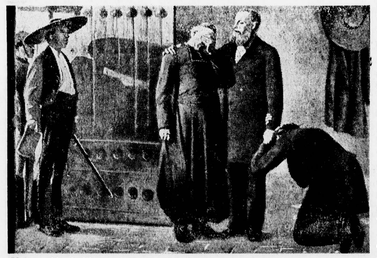
Kaiserin Charlotte.

Napoleon hatte sich verpflichtet, seine Truppen noch drei Jahre zur Unterstützung Maximilians im Lande zu belassen. Als Gegenleistung sollte jedoch an die französische Intendantur eine Zahlung von zwei Millionen Mark monatlich erfolgen. Aber dieses Geld fehlte völlig. Napoleon mußte einsehen, daß sein mexikanisches Abenteuer gescheitert war. Die Vereinigten Staaten hatten inzwischen den Bürgerkrieg beendet und gaben Napoleon zu verstehen, daß die weitere Anwesenheit französischer Truppen auf dem amerikanischen Kontinent nicht erwünscht sei. Zudem war der deutsch-österreichische Krieg geschlagen und Napoleon wußte, daß nun die Auseinandersetzung mit Preußen bevorstehe. Als die Lage immer verfahrener wurde, entschloß sich Kaiserin Charlotte nach Europa zu reisen, um Napoleon und den Papst persönlich um Hilfe zu bitten. Aber Napoleon erklärte ihr, daß er in der jetzigen Situation keinen Mann und keinen Frank mehr für Mexiko erübrigen könne. Und als die Kaiserin nach Rom kam, wurde sie mitten in der Unterredung mit dem Papst plötzlich vom Irrsinn befallen.

In Mexiko selbst trieben die Dinge mit reißender Schnelle dem Ende zu. Napoleon berief seine Truppen ab. Maximilian wurde nahegelegt, abzudanken und das Land zu verlassen. Aber er blieb, sogar froh darüber, nunmehr von der Bevormundung der Franzosen befreit zu sein. Inzwischen hatten die Republikaner, durch den Abzug der Franzosen ermutigt, ihre Streitkräfte gesammelt. Maximilian zog bei Queretaro zehntausend Mann zusammen, um sich dem Feinde zu stellen. Aber schon nach einem kurzen Gefecht fiel die Stadt durch Verrat in die Hände der Aufständischen, und die ganze kaiserliche Armee ergab sich. Ein Kriegsgericht trat zusammen, das über Maximilian und seine beiden Generale Miramon und Mejia das Todesurteil sprach. Am 19. Juni 1867 wurden alle drei unweit der Stelle, an der die Gefangennahme erfolgt war, erschossen.

Die Leiche Kaiser Maximilians wurde später nach Europa übergeführt und in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. Während aller dieser Vorgänge lebte Marie Charlotte im Schlosse Bouchoute bei Brüssel in tiefster geistiger Umnachtung. Vor einigen Jahren erst ist sie hier hochbetagt gestorben. Von dem Zusammenbruch des mexikanischen Kaiserreichs und dem Tode ihres Gatten hat sie nie etwas erfahren ....

Maximilians Gefangennahme am 15. April 1867, nach einem Gemälde von Marchetti.



Kaiser Maximilian wird im Gefängnis zu Queretaro das Todesurteil verkündet

zu der Feststellung gelangte, daß an den Angaben des französischen Gesandten kein wahres Wort sei (!), genügte dieser Bericht Napoleon doch, um sich mit den Kabinetten von London und Madrid in Verbindung zu setzen, worauf eine gemeinsame militärische Intervention beschlossen wurde. 1862 landeten 9600 Mann verbündeter Truppen im Hafen von Vera Cruz. Inzwischen hatte Napoleon an Mexiko ein Ultimatum gerichtet, das jedoch so übertriebene Forderungen enthielt, daß England und Spanien erklärten, nicht mitmachen zu können. Der Dreibund löste sich auf, und nun hatte Napoleon freie Hand. Weitere Truppenlandungen erfolgten, bis eine französische Streitmacht von 6000

Nachdruck verboten

ROMAN VON HANS LEHR

5. Fortsetzung

Sie blickten sich an.

„Schläft für die nächsten acht Stunden!" Gubin lächelte. „Aether!"

Im Nebenzimmer hörte niemand das leise Knacken der Hand- und Fußfesseln.

„Ich bleibe also vorläufig hier!" flüsterte Gubin.

Doglow nickte in gespanntem Lauschen. Wenige Augenblicke später erschien er wieder unbehelligt im Führerraum. Sein Blick belehrte Wolfslejewitsch Mirenski, daß er vorläufig zufrieden war.

Aus der Ferne leuchteten die Bergriesen der Alpen grau und weiß herüber, der Schliersee und der Tegernsee tauchten auf und verschwanden wieder, das gewaltige Häusermeer Münchens zeigte eine Weile noch den Weg. Zwischen dem Starnberger See, dem Staffelsee und dem Ammersee wollte der Navigationsoffizier den Flugkranz betreten, doch Doglow stellte sich ihm liebenswürdig lächelnd in den Weg.

„Bitte, Herr Kapitän, geben Sie mir auch etwas zu tun!"

Nachend überreichte der Offizier ihm die Standortmeldung.

Doglow löste sich nach einem verständigendem Blick in die Augen Wasselejewitsch Merenskis aus der Unterhaltung und betrat die Kabine, in der Dr. Cleff am Steuer saß.

Doglow grüßte militärisch unter vergnügtem Lächeln und trat in den Flugkraum.

Wladimir Gubin las die Depesche, knüllte sie dann achtlos zusammen und warf sie in die Ecke.

„Rhomberg hat schon gerufen!" flüsterte er. Doglow nickte achselzuckend.

Der Bodensee kam in Sicht.

„Achthundert Meter!" las Doglow vom Höhenmesser ab. „Genügt nicht, Doktor Cleff! Gehen Sie auf dreitausend Meter!"

Dr. Cleff wandte sich kurz zur Seite und warf Doglow einen wütenden Blick zu.

„Spielen Sie noch immer Komödie, Doglow?"

Doglow quittierte mit einem Achselzucken.

„Gleich fällt der Vorhang zum ersten Akt, Cleff! — Also dreitausend Meter, wenn ich bitten darf! — Ueber Frankreich möchte ich, daß wir so wenig wie möglich gesehen werden, am liebsten gar nicht! — In dieser Höhe wird man uns nicht mehr erkennen können und für ein friedliebiges Flugzeug halten, wenn man uns überhaupt bemerken sollte!"

„Eine Gemeinheit ist das, was wir da machen!" murrte Dr. Cleff.

„Ihre moralischen Anwandlungen kommen reichlich spät, Cleff! Und außerdem sind sie überflüssig! Einen anderen Weg als diesen gab es nicht!"

Im Führerstand saß Mirejki mit erhobenem Browning vor Lanna Rhomberg und dem Navigationsoffizier. Verständnislos und erschreckt sahen sie Doglow entgegen.

„Was bedeutet das?!" fragten sie wie aus einem Munde.

Doglow verbeugte sich in höflicher Korrektheit.

„Meine Kameraden und ich bedauern von Herzen, daß wir Ihnen diese, ich gebe zu, unangenehme Lage nicht ersparen konnten!" Er öffnete die Tür zur Funkkabine, aus der heraus sogleich Wladimir Gubin erschien. „Um es kurz zu machen! — Das Flugschiff „Ikarus XI" ist von einem Manne entführt — sagen wir besser requiriert, oder noch besser gechartert worden, der es drei bis vier Wochen lang für seine Zwecke notwendig braucht. Die Mannschaften hätten wir mit unseren Fliegern schließlich selbst stellen können, aber da die Ihrigen nun einmal da waren und außerdem geübt sind, sind wir über ihre Mitwirkung natürlich nicht böse! Und auf Ihre Dienste können wir bei der Steuerung des Flugschiffes ganz und gar nicht verzichten! Wladimir! — Bitte „informiere" auch Herrn Doktor Cleff, daß es sich um eine sehr ernste Sache handelt, bei der jeder Widerstand mit schärfster Strenge unterdrückt wird!"

Empört sprangen Lanna und der Navigationsoffizier auf.

„Bitte sitzen bleiben! — Ich möchte nicht in die Lage kommen, meinen befohlen Nachdruck verleihen zu müssen!" Streng und entschlossen hallten Doglows Worte durch den Raum.

Wladimir Gubin nahm, ohne ein Wort zu sagen, im Steuerraum die Karte vom Tisch, in die Wieland Rhomberg selbst die Route der letzten Probefahrt eingezeichnet hatte. An ihre Stelle legte er eine Karte, die er aus seiner Tasche gezogen und ausgebreitet hatte. Ebenso wortlos, wie er gekommen war, kehrte er in den Führerraum zurück.

Dr. Cleff stellte das Steuer auf südwestliche Fahrt fest und blickte zum Fenster hinaus. Ueber, neben und unter dem Flugschiff flogen Wolken; nichts war zu erkennen als das eintönige Grau und Weiß ihrer Schwaden und Wände.

Aschgrau spiegelte sein Gesicht sich in den Metallflächen des Steuers wieder. Müde brannten seine Augen durch die Zwickgläser hindurch.

Ein Stöhnen stieg in ihm auf: Die Karriere ist ruiniert, verpfuscht! — Was bin ich noch anders als ein erledigter Mann?! — Am besten wäre es, wenn ich das Höhensteuer herumwerfen und das Schiff mit mir selbst und allem, was drum und dran ist, in die Erde hineinbohrte! — Es wäre eine Sache von wenigen Minuten — wenigen Augenblicken!!

Aber nein! — Zu diesem letzten Ausweg ist es noch immer Zeit! — Da hinten im Führerraum sitzt Lanna Rhomberg, die Frau, um derentwillen ich mich dazu hatte hinreißen lassen, dem andern das Bein zu stellen, über das ich nun selbst gestolpert bin — und wie gestolpert bin! — So, daß an ein Aufstehen nicht mehr zu denken ist!

Und abermals nein! — Noch sind alle Möglichkeiten nicht erschöpft! — Ruiniert ist meine Karriere, verpfuscht die Existenz! — Doch Lanna weiß noch nichts davon, wem sie diese Fahrt zu verdanken hat! — Noch einmal also die Zähne zusammengebissen — alles auf diese eine Karte gesetzt — und geworben — geworben, — aber anders — ganz anders als bisher! — Mit Ernst, mit Würde, so wie sie es scheinbar so gern sieht! — Und wenn auch dieser letzte Versuch nicht zum Ziele führen sollte, dann — dann bleibt noch die Gewalt! — Ich habe nur noch zu gewinnen — nichts mehr zu verlieren! — In drei bis vier Wochen wird die Gelegenheit sich ergeben — oder von mir herbeigeführt werden — so oder so! — Es lassen sich Umstände denken, unter denen sie meine Frau werden muß! — — Muß!! — —

23.

„Ich ahne es!" — Kommissar Kronstedt stützte schwer den Kopf in die Hände. „Mag meine Behörde mich von einer Schuld freisprechen, ich selbst kann es nicht! — Die Fingerabdrücke, die Auslandsreise Cleffs haben mich keinen Augenblick frei gelassen — aber ich ließ mich durch keine Energie, durch seine rücksichtslose Grobheit blufften! — Ich konnte nicht glauben, daß ein Schuldiger sich zu solch physischem und psychischem Auftreten durchringen und hinaufsteigern könnte!" —

Wieland Rhombergs Antlitz war fahl geworden vor Erregung und Sorge.

„Noch ist seine Schuld nicht erwiesen, mögen viele Momente auch für sie sprechen!" — In seiner geraden, ordnebmen und fein Arg kennenden Gelehrtennatur weherte er sich noch immer gegen die Möglichkeit eines persönlichen Verrats aus nächster Nähe heraus. Doch die Tatsachen stürmten weiter auf ihn ein und brachten die letzten Stützen seines Glaubens ins Wanken.

Das Flugschiff antwortete auf keinen Anruf. Ein Unfall konnte nicht vorliegen! „Ikarus XI" war vor dem Aufstieg auch sorgfältigste überholt worden — und länglt hätten in einem solchen Falle die Meldungen vorliegen müssen! —

Ueber Konstanz war das Flugschiff noch gesehen worden — dann war es spurlos verschwunden! — In den Städten und Ortschaften der in der Presse veröffentlichten Route warteten die Einwohner auf den Dächern und Plätzen auf das Erscheinen des Riesenvogels. Ein Bombardement von Telegrammen und telephonischen Anrufen von Zeitungen und Privaten hatte eingesetzt mit Anfragen, weshalb „Ikarus XI" nicht komme, ob ein Unfall passiert sei, was vorliege! —

Verzweifelt rannte der Pressechef von seinem Dienstzimmer zum Privatkabinett Wieland Rhombergs und wieder zurück. Die Tatsache war nicht mehr zu verschweigen! „Ikarus XI" war verschwunden, entführt, geraubt, mitsamt der Mannschaft, mit Lanna! ! —

Wieland Rhomberg raffte sich auf.

„Herr Kommissar! — Wir müssen sofort einen Funkruf „An alle!" ergehen lassen! — Weiteres Verschweigenvollen, weiteres Warten auf Aufklärung, die nicht kommt, könnten von katastrophalen Folgen begleitet sein!" —

Kommissar Kronstedt erhob sich.

„Vielleicht können wir wenigstens den Weg feststellen, den sie eingeschlagen haben! — Solange sie in der Luft sind, können wir ja nichts machen!! — Wir können sie unmöglich mit der Besatzung und Fräulein Rhomberg an Bord von Jagdfliegern angreifen lassen, und eine Verfolgung ist vollkommen zwecklos, denn kein Flugzeug ist dem „Ikarus XI" an Schnelligkeit und Ausdauer gewachsen!"

Wieland Rhombergs Gesicht zuckte vor Qual.

Lutz Hartner blickte ratlos hinter dem Kommissar her; auch er war blaß geworden. Um seinen Mund hatten sich scharfe Falten gebildet. Er sah auf das graue Haupt des Konstrukteurs hinab und auf seine Schultern, die schmerzvoll zuckten.

Wieder, wie er es schon unzählige Male getan hatte, trat er in den Funkraum. Der Mann vom Dienst sah ihm entgegen und zuckte resigniert die Achseln; auch sein Gesicht war blaß und von Sorgen durchfurcht.

Lutz Hartner trat wieder ins Privatkabinett. Noch immer lagen Wieland Rhombergs Kopf und Oberkörper auf der Tischplatte; sein Lebenswerk war in Gefahr.

Hartner beugte sich unter dem überwältigenden Eindruck der Bilder, die jetzt vor seinem geistigen Auge auftiefg und ihn hinwegführte, nach Norden, in ein mit wundervollen Anlagen geschmücktes Tal, vor eine von hohen Mauern umgebene Villa im verwilderten Park, in deren Bibliothek mit Möbeln, Teppichen und Tapeten von düsterer Schwere vielleicht ein anderer Mann oft und oft schon so gelegen hatte wie dieser hier: sein Vater! —

Lutz Hartner schrak zusammen: irgend etwas war von Wieland Rhomberg vom Tisch gestreift worden und zu Boden gefallen.

Wie von unsichtbarer Hand geführt, trat er an Wieland Rhomberg heran und ohne sich über sein Tun selbst schon klar zu sein, legte er die Hand auf seine Schulter.

„Nicht verzweifeln, Vater! — Nicht verzweifeln! — Solange wir leben, gibt es noch Aussichten zur Rettung, gibt es noch Möglichkeiten, die Sache zum Guten zu wenden!"

Wieland Rhomberg schrak hoch, blickte abwesend in Lutz Hartners willensgespanntes Antlitz und nickte mechanisch. Dann huschte plötzlich der Schimmer wiedererwachender Hoffnung, der Abglanz der Freude über die erst jetzt verstandenen Worte über sein Gesicht.

Er umarmte Lutz Hartner.

„Ich danke dir, mein Sohn! — Ich danke dir! — Wir wollen das unsrige tun! — Wir werden unsere Pflicht erfüllen!" —

24.

Im Golf von Biskaya, auf der Höhe von Biarritz, kreuzte außerhalb der Sicht vom französischen und spanischen Ufer her ein Dampfer von einigen tausend Tonnen. Wohl ungefähr fünfzig Männer auf Deck suchten mit Ferngläsern den Horizont ab.

Fürst Trufanoff zog die Uhr.

„Es wird Zeit!" — sagte er zu den Männern der nächsten Umgebung auf der Kommandobrücke. Gleichzeitig ergriff er ein Sprachrohr; ein scharfer russischer Befehl erklang.

Sofort formierten die Männer sich zu vier Gruppen, die ebenso viele Boote klar machten. Die Maschine gab Gegendampf, so daß das Schiff sich nicht mehr von der Stelle bewegte. In wenigen Minuten schwammen die Boote auf dem ruhig wogenden Meere. Von der Kommandobrücke aus wies der Fürst ihnen um das Schiff herum Plätze an, so daß die Boote ein Viereck bildeten.

Eine Weile verfloß noch, dann erschien von der französischen Küste her das Flugschiff „Ikarus XI".

Es hielt auf den Dampfer zu, ging in Spiralen auf hundert Meter Höhe herab und umkreiste das Schiff und die Boote.

Am Führerstand öffnete sich ein Fenster; ein Mann erschien, der mit der Mütze lebhaft winkte.

„Doglow!" — stellte der Fürst mit Befriedigung fest und nahm das Glas vom Auge.

Wie auf Kommando setzten vom Deck des Dampfers und von den Booten aus Rufe ein.

„Doglow! — Doglow! — Gubin! — Mirenski! — Hurra! — Hurra! — Hurra!!"

Mützen wurden geschwenkt und Ruder dem Flugzeuggiganten entgegengereckt.

Leicht und sicher, wie auf dem Chiemsee, wasserte „Ikarus XI". Die dröhnenden und donnernden Motorengeräusche verstummten. In langsamer Fahrt kam er den Booten entgegen.

Ueber dem breiten Schwimmer auf der rechten Seite des Riesenvogels öffnete sich die Türe; Gubin und Mirenski erschienen und jubelten den Freunden entgegen.

Doglow grüßte aus dem Fenster des Führerstandes heraus.

Aller Blicke richteten sich auf ihn, und alle sahen, wie ihn plötzlich von hinten her zwei Arme umschlangen und zu Boden zu zerren suchten.

Sofort setzten wilde Rufe ein. Die Boote beschleunigten ihre Fahrt zu äußerstem Tempo; Gubin und Merenski sprangen wieder in den Schiffskörper zurück und ließen die Türe offenstehen.

Leutnant Meinhardt hatte sich, als er sah, daß Gubin und Mirenski sich anschickten die Freunde zu empfangen und Doglows Aufmerksamkeit ebenfalls abgelenkt war, auf diesen geworfen. Lanna Rhomberg erkannte sofort sein Vorhaben, lief in den Steuerraum und riet Dr. Cleff erregt zu:

„Sofort auffsteigen! — Anwerfen, sofort auffsteigen!" —

Dr. Cleff antwortete mit fassungslosem Blick.

Lanna stampfte den Boden.

„So werfen Sie doch an, Doktor Cleff! — Meinhardt wird mit Doglow fertig werden! — Wir entwichen diesen Attentätern im letzten Augenblick.

Da Dr. Cleff noch immer zögerte, stieß sie ihn zur Seite, um selbst das Flugschiff zu dirigieren, doch der günstige Moment war bereits verpaßt.

Mirenski und Gubin waren schon im Führerraum erschienen; Gubin kam Doglow zu Hilfe und warf sich auf den Navigationsoffizier; Mirenski kam mit hochgehobenem Browning in den Steuerraum gesprungen.

„Halt! — Zurück, oder ich schieße!" — Lanna ließ die Hände sinken; Dr. Cleff hob die seinigen.

Zornig fuhr Lanna den Ingenieur an:

„Herr! — Weshalb warfen Sie nicht an?!"

— Ich begreife Ihr Verhalten nicht!!" —

Dr. Cleff zuckte die Achseln.

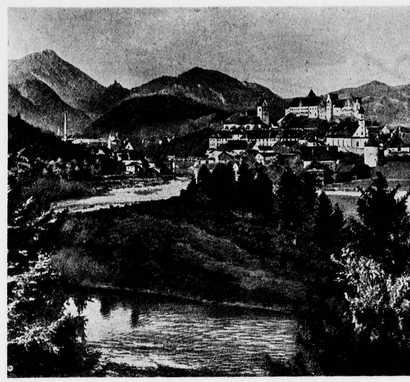
„Sie sehen doch, daß es zwecklos war!" — antwortete er verdrossen.

Lob des Bergwaldes

Wer sang das erste Lied von deiner Schöne?
Wird je das letzte Lied von dir gesungen?
Solang im Felsgrau bronzene Nadeltöne
Aufgolden und solange Vogelzungen
In deinen Wipfeln Melodien finden,
Die sie wie Perlenketten um dich schlingen,
Solang die Wolken wandern mit den Winden:
Solange werden Dichter dich besingen.

Solange Runen in den Felsen zeugen
Von dem, was in Jahrtausenden geschehen —
Aus einem Quellgrund Anemonen äugen,
Die sich am Himmelsblau nicht müde sehen,
Solang das Frührot seine zarten Schleier
An dich verschenkt, — solang ein Herz noch glutet
Bei einer späten Amsel Abendfeier:
Solang ist nicht dein letztes Lied gesungen.

Franz Mahlke



Füssen im Allgäu

„Kommen Sie in den Führerraum!" — ertönte Mirenski streng.

Dort waren Doglow und Gubin des Navigationsoffiziers Herr geworden. Mit zerrissenen Kleidern und mehreren Kratzwunden im Gesicht standen sie vor ihm; er befand sich in der gleichen Verfassung wie sie und hatte sich erschöpft in einen Sessel geworfen.

Fürst Trufanoff trat ein.

Mit raschem Blick maß er die Runde; er ging auf Lanna zu und verbeugte sich.

„Ich bedaure, mein gnädiges Fräulein, Ihnen meinen Namen nicht nennen zu dürfen! — Er ist aber auch unwesentlich und tritt hinter der Sache, die ich vertrete, vollkommen zurück. Das weiteren bedaure ich die Unannehmlichkeiten, die ich Ihnen und Ihren Begleitern verursachen mußte und weiterhin noch verursachen muß, doch sind die Verhältnisse manchmal, oft sogar stärker als wir Menschen und unser Wille! —

Ich bitte Sie, sich in Ihr Schicksal zu fügen! Ich werde mich bemühen, Ihnen Ihre Lage so leicht wie möglich zu machen, doch derartige Sabotageakte wie eben sind zwecklos, vollkommen zwecklos! Ich werde dafür sorgen, daß sie vermieden bleiben! — Jeder Mann der Besatzung wird in Zukunft von zweien meiner Leute ständig bewacht werden. Auch Ihnen, gnädiges Fräulein, kann ich bei Ihrer augenfälligen Taktkraft keine völlig freie Bewegung einräumen, doch stehen Sie persönlich selbstverständlich unter meinem Schutz!" —

Lanna antwortete zunächst nicht.

Der Fürst betrachtete ihr ernstes und schönes Antlitz, das im Rahmen der dunklen Haare rot geworden war vor Zorn; sein Blick glitt weiter über ihre schlanke, sportlich trainierte Gestalt.

„Ich protestiere gegen diese Vorgänge! Sie sind Aeußerungen einer Gewalt, die ich nicht anerkenne und nach wie vor bekämpfen werde!" — erwiderte sie endlich heftig.

Fürst Trufanoff zuckte die Achseln.

„Und Sie, Sie schweigen, Doktor Cleff?!" — Lannas Augen blitzten in diejenigen des Angeredeten, der im Unbehagen zur Seite blickte und dann gereizt auffuhr:

„Was nützen hier Worte, Fräulein Rhomberg?! — Es ist ja sinnlos, Widerstand leisten zu wollen!" —

„Doglow!" — wandte der Fürst sich nach einem Blick der Anerkennung zu Lanna hin an den Adjutanten. „Versammle die Mannschaft im Passagierraum! Laß eine genügende Anzahl unserer Kameraden zu ihrer Bewachung an Bord, die noch verbleibenden Leute sollen das Gepäck und den Betriebsstoff herüberschaffen! —

Wir werden sofort starten!" —

25.

Maximiliane von Cib hatte sich von Atzinger noch dem Kurhaus fahren lassen, um der düsteren Atmosphäre des Hauses Hartner für kurze Zeit zu entfliehen und sich das Vormittagskonzert anzuhören.

Hermann Fahrensoll leistete Werner Hartner Gesellschaft, mit der Absicht, seine baldige Abreise einzuleiten.

Der Diener trat ein und meldete einen Herrn, der Werner Hartner persönlich und dringend zu sprechen wünsche.

„Wie heißt er, und in welcher Angelegenheit kommt er?! — Ich habe Ihnen doch schon unzählige Male gesagt, daß ich ohne daß diese Vorbedingungen erfüllt sind, niemand empfange!" —

Der Diener:

„Verzeihung, Verzeihung, Herr Hartner! — Der Herr — der Herr schaut so in die Familie hinein — ich meine, meine — er sieht Ihnen so ähnlich, daß — daß ich dachte — dachte —!"

Werner Hartner erblaßte und atmete tief auf. Hermann Fahrensoll wurde ebenfalls von Erwartung und Erregung erfaßt.

„Fragen Sie den Herrn, wie er heißt und was er wünscht!" befahl Hartner in erzwungener Ruhe.

Echte Hartner! — dachte Fahrensoll.

„Herr Doktor Lutz Hartner, leitender Ingenieur der Rhombergflugzeugwerke!" — meldete der Diener verdrückt, fast angstvoll, als erwarte er einen Wutausbruch.

Hermann Fahrensoll erhob sich in verstärkter Erregung und wollte das Zimmer verlassen.

Wieder war Werner Hartners Gesicht blaß geworden, und wieder atmete er tief auf.

„Bitten Sie den Herrn herein!" — antwortete er verschlossen.

„Bleib da, Hermann!" — wandte er sich gleichzeitig an Fahrensoll. „Wenn er sich nicht als Sohn anmelden läßt, müssen wir auf familiäre Behandlung dieses Besuches ja wohl verzichten!" — Seine Stimme klang bitter.

Lutz Hartner trat ein, schmal, blaß, überarbeitet und in innerer Erregung. Er verbeugte sich ernst. Sein Blick traf denjenigen des Vaters, der sich schwerfällig erhob und ihm langsam entgegenkam:

„Guten Tag, Vater!" —

„Guten Tag, Lutz!" —

Lutz blickte erwartungsvoll auf die Rechte des Vaters, die sich jedoch nicht zur Begrüßung hob.

Das ist nicht mitanzusehen! — dachte Fahrensoll. Entschlossen trat er auf Lutz zu.

„Tag, Vetter Lutz! — Donnerwetter, alter Junge, graduiert, Ingenieur, sogar leitender Ingenieur bei den weltberühmten Rhombergwerken! — Alle Achtung, mein Junge, vor dieser Leistung bei deinem Alter! — Da kann ich mich einfangen lassen!" — Er streckte ihm die Hand entgegen und schüttelte sie brüderlich herzlich. „Noch habt ihr gebabt mit dieser Gaunerei mit eurem „Ikarus XI"! — Die Götter mögen wissen, wie diese Geschichte zusammenhängt!" —

Lutz nickte in zurückgewonnener Sicherheit.

Werner Hartner setzte sich wieder hinter den Schreibtisch.

„Nimm Platz, Lutz!" — zwang er sich zu sprechen.

Hermann Fahrensoll bot Zigarren an, um das bedrohlich herandrängende Schweigen aufzuhalten.

Das Gesicht des Vaters war wieder ruhig geworden.

Unglaublich! — dachte Fahrensoll. Da sitzen sie sich nun gegenüber, nicht als wären sie zehn Jahre lang getrennt, sondern als wären sie ständig beisammen gewesen und Lutz wäre nur einmal schnell auf sein Zimmer gegangen und jetzt wiedergekommen. Ich bin überzeugt, wenn einer den Anlauf nähme, das Eis vom eigenen Herzen und von dem des anderen zu sprengen, in zwei Augenblicken wäre die schönste Eintracht hergestellt. Aber keiner will.

„Glückwunsch zur Karriere! — Kommst in geschäftlicher Angelegenheit?!" — fragte der Vater mit einem Blick durch den Rauch der Zigarren.

„Ich komme auch als Sohn, Vater!" — riß Lutz sich unter dem leisen, unausgesprochenen Entgegenkommen zusammen. „Es wäre mir lieb, wenn wir uns in Zukunft nicht mehr so fremd gegenüberständen wie bisher!" —

„Mir auch, Lutz!" — Werner Hartners Stimme klang beherrscht, von absolutem Willen dirigiert. „Du willst aber Flugzeugingenieur bleiben?!" —

„Allerdings Vater!" —

„Und was soll aus den Hartner-Werken werden?!" —

Lutz schwieg; die Antwort, die er sich unzählige Male zurecht gelegt hatte, erschien ihm plötzlich banal und unangebracht.

„Ich würde vorschlagen, eine Aktiengesellschaft zu gründen, die Mehrheit aber in der Hand zu behalten, bis wieder ein Hartner kommen wird, der sich der Werke voll und ganz annimmt!" — sagte er endlich doch, da „Ikarus XI" vertraut machen, für den Fall, daß Fräulein Doktor Rhomberg und Doktor Cleff aus irgendeinem Grunde an der Leitung verhindert sein sollten! — Die ehemaligen Seeoffiziere in den Führerstand, um gegebenenfalls Navigationsoffizier Weinhardt ersetzen zu können!"

Seine Anordnungen erfolgten in sicherem Zielbewußtsein.

Nach Ueberwindung der ersten Empörung hatte Lanna sich eine Weile mit seiner Person beschäftigt. Daß er kein Abenteurer war, erkannte sie sofort. Auch konnte sie sich wiederholt davon überzeugen, daß seine Bildung und Gewandtheit sich mit angeborem empfindendem strengem Gerechtigkeitssinn paarten.

„Wollen Sie mich nicht wenigstens in großen Zügen über den Sinn dieser Vorgänge unterrichten?" — wandte sie sich an ihn. „Ihre Leute nennen Sie „Durchlaucht", folglich sind Sie Fürst. Da es im bolschewistischen Rußland keine Fürsten mehr gibt, sind Sie also Emigrant?! — Soviel Sprachkenntnisse besitze ich, um hier und da den Worten Ihrer Untergebenen folgen zu können!"

Fürst Trufanoff verbeugte sich ritterlich.

„Meine Gnädigste! Sie nötigen mir immer mehr Bewunderung ab! — Folgern Sie weiter! — Ich darf Rußland nicht betreten, da ich mich sonst der Gefahr aussetzen würde, gehenkt oder ähnlich liebevoll behandelt zu werden. Ich muß aber notwendig nach Rußland, sogar nach Sibirien hinein, um wertvolles Gut, das ich vor Jahren dort zurücklassen mußte, herauszuschaffen! — Da „Ikarus XI" mir niemals freiwillig zur Verfügung gestellt worden wäre, so mußte ich ihn mir eben auf wenige Wochen „leihen"! Das ist doch durchaus verständlich und begreiflich; wie ich ebenfalls hoffe, daß Sie verstehen werden, mein gnädiges Fräulein, daß ich mit dem Flugschiff ohne Führer nichts hätte anfangen können!" —

„Haben Sie aber auch bedacht, Durchlaucht, mit welcher Unbedenklichkeit — sogar das Wort Rücksichtslosigkeit wäre angebracht — Sie in das Leben von Dutzenden von Menschen eingegriffen haben?! — Stellen Sie sich die Lage meines Vaters, die Lage der Angehörigen der Mannschaften vor! — Denken Sie auch an die Erregung in der Oeffentlichkeit!" — Lannas Haltung und Ton wurden von Wort zu Wort ernster. „Haben Sie auch daran gedacht, Durchlaucht, daß diese Entführung des „Ikarus XI" die Rhombergwerke an den Rand des Zusammenbruches bringen, vielleicht ruinieren würde?! — Mein Vater hat sein und mein Vermögen in den Bau dieses Flugschiffes gesteckt, noch unzählige und jahrelangen unfruchtbaren, aber sehr kostspieligen Versuchen! — Hunderte von Arbeitern und Angestellten werden brotlos auf der Straße stehen, wenn die Werke infolge der Verhaftung des Kaufpreises des „Ikarus XI" stillgelegt werden müssen!"

Fürst Trufanoff blickte ernst durch die Fenster des Führerraums auf den wogenden Ozean hinab. Er kämpfte mit Erschütterung und Erregung.

„Haben Sie das alles bedacht, Durchlaucht?" —

Der Fürst erwiderte ihren Blick, doch Lanna erkannte, daß es ihm schwer wurde, standzuhalten.

„Ich durfte nicht daran denken, Fräulein Rhomberg! — Andere Notwendigkeiten verboten es mir!" —

„Sie spielen da banque, Fürst! — Fühlen Sie nicht, daß Ihr Unternehmen den Fluch des Mißlingenmüssens in sich trägt?!" —

Für Augenblicke verdüsterte sich das Antlitz des Fürsten zur Ablehnung.

Entschieden aufbegehrend schüttelte er nach einer Weile den Kopf.

„Sie sehen zu schwarz, Fräulein Rhomberg! Es ist begreiflich, daß Sie es tun, nach den so plötzlich über Sie hereingebrochenen außergewöhnlichen Ereignissen! —

Mein Unternehmen wird gelingen, Fräulein Rhomberg, weil ich will, daß es gelingt; weil es gelingen muß!" —

Lanna schüttelte ernst den Kopf.

„Wir werden sehen, Durchlaucht! — Ich möchte fast hoffen und wünschen, daß es gelingt; daß es möglichst rasch gelingen möge, um dieses sonderbare Erlebnis in naher Zeit als überwunden betrachten zu können! — Ich fürchte fast, der Wunsch, Ihre Gedanken und Pläne verwirklicht zu sehen, hat Sie sich zu weit von der Realität der Welt und ihrem Geschehen entfernen lassen, Durchlaucht!"

Fürst Trufanoff zuckte schweigend die Achseln.

„Wollen Sie nicht wenigstens an die Werft funken lassen, daß man sich um unser persönliches Wohlergehen und die seinerzeitige Rückerstattung des „Ikarus XI" nicht zu sorgen brauche, Durchlaucht?" —

Der Fürst antwortete mit ängerndem, fast befangenem Blick; dann schüttelte er jedoch im Bedauern den Kopf.

„Ich darf es nicht, Fräulein Doktor Rhomberg! — Ich darf es wirklich nicht! — Man könnte unseren Standort anpeilen und uns Kriegsschiffe und Jagdflugzeuge auf den Hals hetzen. Ich muß alles vermeiden, was das Gelingen meines Planes beeinträchtigen könnte!" —

(Fortsetzung folgt)

Aus fernen Zonen

Ego Larsen:

Ein Vogel = 40000 Mark

Zwei Jahre jagd nach der Urwaldralle — Gert Heinrichs Celebes-Expedition in amerikanischem Auftrag — Zahlreiche neue Tierarten entdeckt — 400 Tiere für deutsche Museen

„In fünf oder sechs Monaten sind wir wieder zurück — so dachten wir, als uns das New Yorker Museum für Naturkunde den Auftrag gab, auf Celebes nach der Urwaldralle zu jagen", erzählt uns Gert Heinrich, der junge deutsche Forschungsreisende, der soeben aus den Tropen nach Berlin heimgekommen ist. „Aber es kam ganz anders. Zwei volle Jahre waren wir unterwegs, ununterbrochen auf der Jagd nach diesem merkwürdigen Vogel . . .

Was ist eigentlich eine Urwaldralle, Herr Heinrich?"

„Hier ist sie!" Der Forschungsreisende zeigt einen unscheinbaren Vogel, etwas größer als eine Amsel, mit grauen Federn und langem Schnabel.

„Und wegen dieses Tieres waren sie zwei Jahre auf Celebes?"

„Ja — wenn wir natürlich auch mehr mit nach Hause gebracht haben als nur die Urwaldralle. „Wir" — das heißt, meine Frau und meine Schwägerin gingen mit auf die Expedition; beide Frauen sind routinierte und gewissenhafte Tierpräparatoren, und das ist eine sehr wesentliche Grundbedingung für den Erfolg solch einer Tropenexpedition. Was diese Frauen geleistet haben, kann man sich nur schwer vorstellen: zwei Jahre in Tropenhitze und Dauerregen, in Sumpf und Dschungel, bedroht und bedrängt von gefährlichsten Krankheiten — aber von frühmorgens bis spät nachts an der Arbeit, die Finger zerfressen von giftigen Asseln, das zum Präparieren benützt wird . . . Achttausend Tiere wurden in zwei Jahren präpariert und mitgebracht, darunter zahlreiche unbekannte Arten!"

„Wer hat diese Beute erbeutet?"

„Die Amerikaner finanzierten unser Unternehmen, das insgesamt 40 000 Mark gekostet hat, und erlaubten außerdem, daß die Hälfte des mitgebrachten Materials den Berliner Museen überlassen wurde; ich muß also doppelte Beute machen, um New York wie Berlin zufriedenzustellen. Die Hauptsache war aber die Jagd nach der Urwaldralle. Dieser Vogel, der allmählich seine Flugfähigkeit verliert, weil er meisterhaft im Sumpfgelände zu verstecken."

„Hat man ihn noch niemals gefangen?"

„Doch — im letzten Jahrhundert wurde ein einziges Mal von einem eingeborenen Jäger auf Celebes einem Forschungsreisenden solch ein Tier gebracht. Seitdem ist es der sehnsüchtige Wunsch der Naturwissenschaftler, ein zweites Exemplar dieser äußerst seltenen Art zu besitzen; das war der Grund, warum man mich im Sommer 1929 mit dem Auftrag betraute, nach Celebes auf die Jagd nach der Urwaldralle zu gehen.

Im Süden der Insel betraten wir den Urwald mit unserer Trägerkolonne und schlugen Zelte auf. Wer sich den Urwald als farbenprächtige Sinfonie vorstellt, geht fehl. Dunkelheit und Regen, der nie enden will, das sind die Eindrücke, die wir dort empfingen. Keine bunte Blüte verschönt das Pflanzengestrüpp am Boden, durch das man sich mit dem Messer seinen Weg bahnen muß. Um Ihnen einen Begriff zu geben: mit unserem 4,5-Objektiv mußten wir fünf bis sechs Sekunden belichten, um überhaupt ein Bild auf die Fotoplatte zu bekommen! Wochenlang ging ich hier auf die Jagd nach der Ralle. Aber es schien, als sei dieser Vogel tatsächlich nicht im Urwald zu finden. Endlich hörte ich einmal einen Laut, den ich für den Ruf der Ralle hielt. Wieder jagte ich wochenlang dem Laut nach. Und als ich das Tier fand, das ihn ausstieß — da war es ein Eichhörnchen.

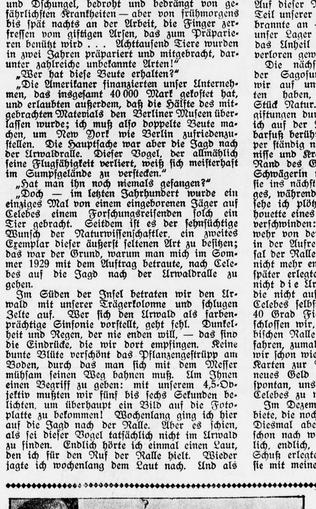
Nun wanderten wir weiter und verlegten unser Lager hinauf in die Berge. Auch hier oben war keine Spur der Ralle zu finden. Wir zogen weiter, auf die Nordspitze von Celebes. Hier sollte damals die Urwaldralle gefangen worden sein. Wir machten auch das betreffende Dorf ausfindig, in dem der Eingeborene gewohnt hatte, der dem Europäer den Vogel gebracht hatte. Wir fanden einen Siebzigjährigen, zahnlosen Greis, der sich als Rallenjäger ausgab. Als wir ihn befragten, redete er Unsinn, und wir gaben es auf. Plötzlich meldete sich ein zwanzig Jahre jüngerer Eingeborener, der nun seinerseits behauptete, der „richtige" Rallenjäger zu sein. Wir zogen mit ihm auf die Jagd. Vergeblich! Der Vogel war nicht zu finden . . .

Nun gab ich es auf, und wir fuhren weiter nach Osten, auf die Molukken. Die Insel, die wir betraten, besaß eine besonders interessante Seltenheit: den Grabstein eines Gouverneurs, der als Erster die Aufgabe hatte, für die holländische Regierung Steuern einzutreiben. Die Eingeborenen griffen zu einem Radikalmittel, das sich zum Glück nicht allgemein in der Welt durchgesetzt hat: sie brachten den Gouverneur um und schnitten ihn in kleine Stückchen. Auf dieser Molukkeninsel begann der schlimmste Teil unserer Expedition. Ein ganzer Berggipfel brannte an — wenige Wochen bevor wir dort unser Lager aufschlugen. Wäre zu dieser Zeit das Unheil geschehen, wir wären rettungslos verloren gewesen.

Die nächste Station unserer Reise war: der Sagosumpf. Von allen Gebieten, die wir auf unserer Expedition überhaupt betreten haben, war dies das grauenvollste Stück Natur. Sumpffieber, Malaria, Blutvergiftungen durch die scharfen Stachelpflanzen, die ich auf der Jagd nach den schreckhaften Tieren dauernd berühren mußte, während mein Oberkörper ständig nackt war — diese schrecklichen Erlebnisse und Krankheiten brachten uns alle an den Rand des Grabes. Schließlich erkrankte meine Schwägerin noch an Typhus, und wir mußten sie ins nächste Hotel schaffen lassen. Eines Tages, während ich durch den Sagosumpf schleiche, sehe ich plötzlich schattenhaft vor mir die Silhouette eines Vogels auftauchen und im Gebüsch verschwinden: — eine Ralle! Ich raffe das Gewehr von der Schulter, schieße — und verfehle in der Aufregung mein Ziel. Aber das Schicksal der Ralle war besiegelt. Nun konnte sie uns nicht mehr entgehen. Und wirklich — acht Tage später erlagen wir den Vogel! Doch es war nicht die Urwaldralle, die ich haben wollte und die nicht auf den Molukkeninseln, sondern auf Celebes selbst lebt. Während meine Frau bei 40 Grad Fieber den Vogel präparierte, beschlossen wir, nun doch die Jagd nach der celebischen Ralle aufzunehmen und schnellstmöglich heimzufahren, zumal unser Geldfonds erschöpft war. Als wir schon wieder auf Celebes eintrafen, schon die Karten zur Rückfahrt gelöst hatten — da kam plötzlich Geld aus Amerika, und wir beschlossen spontan, uns noch einmal in den Urwald von Celebes zu wagen . . .

Im Dezember 1931 betraten wir wieder Gebiete, die noch keines Menschen Fuß berührt hatte. Diesmal aber war uns das Schicksal günstig: schon nach wenigen Wochen entdeckten wir endlich, endlich, den gesuchten Vogel. Der erste Schuß erlegte sie, und im Triumph brachte ich sie mit meinem beiden eingeborenen Jägern ins Lager. Dieser Tag wird mir unvergeßlich bleiben. Um so mehr, als ich am Abend ein Erlebnis hatte, das um ein Haar schlimm geendet hätte. Ich hörte plötzlich einen der Eingeborenen vor Schreck aufschreien. Er hatte eine riesige schwarze Schlange entdeckt und winkte mich herbei. Ich hatte keine Angst, denn ich war überzeugt davon, daß es hier keine Brillenschlangen gab. Als plötzlich trat ich näher, und plötzlich sah ich, daß es tatsächlich eine der gefährlichsten Brillenschlangen; im letzten Augenblick gelingt es mir, die Büchse anzulegen und das Tier niederzuknallen. Auf eine Entfernung von zwei Metern — auf eine Zeitspanne von zwei Sekunden griff der Tod nach mir . . .

Tags darauf kehrten wir in die Zivilisation zurück. Unsere Aufgabe war gelöst. Wir brachten die Urwaldralle, der drei Menschen neun Jahre ihres Lebens geopfert hatten, mit zurück."

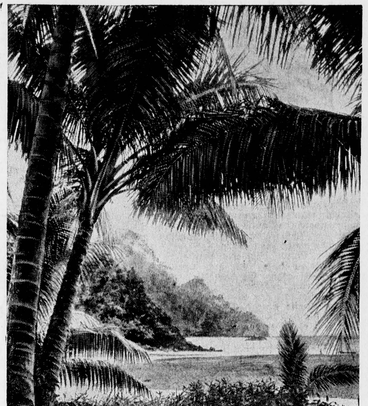


Die fällige Revolution in Brasilien

In Brasilien ist eine Militärrevolte ausgebrochen, der sich sämtliche Garnisonen der Provinz Sao Paulo angeschlossen haben. Die Staaten um Rio de Janeiro sollen ebenfalls mit den Umstürzlern sympathisieren. Präsident Vargas läßt große Truppenabteilungen zur Bekämpfung des Aufstandes zusammenziehen. Die Lage wird als sehr ernst angesehen. Unsere Karte gewährt eine Uebersicht über das Aufstandsgebiet. Links oben der Präsident von Brasilien, Vargas

Hier wurde der Piratenschatz gefunden.

Blick auf die zu Costarica gehörende Kokosinsel, von der jetzt aufsehenerregende Meldungen über die Auffindung eines phantastischen Piratenschatzes einlaufen. Der Schatz stammt aus der peruanischen Hauptstadt Lima, deren Kirchen- und Stadtbehörden während der südamerikanischen Wirren im Jahre 1821 um ihre Goldhorte fürchteten. Der Schotte Thomnson ließ jedoch den Wächtern des Schatzes die Hälse abschneiden und brachte das Gold auf der Kokosinsel in Sicherheit. Als der Verrat bekannt wurde, ließ die preußische Regierung Thompson verhaften. Es gelang ihm aber zu entfliehen, und das Geheimnis des Schatzes überträgt sich auf spätere Generationen. In der Zwischenzeit haben sich unzählige Leute an seiner Hebung versucht, darunter auch Major Campbell, ohne ihn jedoch zu finden. Nunmehr soll es einer Expedition unter dem Elektroingenieur Clayton gelungen sein, den Schatz zu heben.



Unheimliches Erlebnis dreier Gelehrter in Natal

Neger beschuldigen Weiße des Massengiftmordes

Aus Natal wird gemeldet, daß die Malaria in letzter Zeit ganz erschreckend um sich gegriffen und hunderte von Opfern vor allem auch unter dem schwarzen Teil der Bevölkerung gefordert habe. Die Neger sind verzweifelt und suchen einen Schuldigen für das Unglück, von dem sie betroffen wurden. Dunkle Gerüchte gehen unter ihnen um . . .

Im Zusammenhang mit dieser Seuche berichten jetzt drei Gelehrte, Merville Sparks, Chidvell und Roy Warriner aus Durban von einem Erlebnis, das für sie beinahe den Tod bedeutet hätte und das an die Schauergeschichten erinnert, die man aus den Tagen eines Vasco da Gama kennt.

Die drei brachen morgens auf, um im Nbwedwenreferat Pflanzen zu sammeln und botanische Skizzen anzufertigen. Später lagerten sie in einem großen Tal und machten ein Feuer, um Teewasser zu kochen. Träge stieg aus dem Holzstoß eine Rauchsäule in die stille Luft, und das Krachen der brennenden Zweige war das einzige Geräusch in der unheimlichen Oede. Nach der Rast begann der kleine Trupp den Abhang eines buchbedeckten Berges zu erklimmen. Sparks und Chidvell suchten Orchideen, Warriner folgte ihnen, das Skizzenbuch in der Hand.

Tief im Busch hörten sie plötzlich einen langgedehnten Schrei. Sie waren überrascht, aber Sparks erklärte, daß wohl in der Nachbarschaft ein Gelage stattfinde und daß die Schwarzen, wie es ihre Gewohnheit sei, die Kunde davon von Hügel zu Hügel verbreiteten.

Plötzlich aber — sie näherten sich schon dem Ende des Buschwerks — hagelt Sparks, daß der Schrei mit ihnen, den Weißen zu tun hatte. In diesem Augenblick trafen bereits zwei oder drei kleine Steine Warringers Beine, aber er dachte, es sei Kies, den die zwei Gefährten, die vor ihm kletterten, ins Rollen gebracht hätten, und kümmerte sich nicht weiter darum. Er schlug sich noch mit einem Dornbusch herum, als ihm Sparks zurief, sofort das Gebüsch zu verlassen. Sie wandten sich vollends durch das Dickicht und sahen nun zu ihrem Schrecken, daß eine Menge Schwarzer oben auf dem Hügel stand und sich anschickte, die Weißen mit Steinen zu bombardieren. Hätten sie sich nicht unter einem niederhängenden Felsstück einigermaßen decken können, so wäre es höchstwahrscheinlich ohne ernstpaftere Verletzungen nicht abgegangen.

Sparks rief Warringer und Chidvell, der Situation möglichst kaltblütig zu begegnen. Noch fielen ringsum die Steine, als sie so ruhig wie möglich weitergingen. Jetzt traten ihnen zwei Eingeborene, die das ganze Steinigungsmanöver kommandiert hatten, in den Weg. Sie schrien und gestikulierten und ließen Sparks gar nicht zu Worte kommen.

Schließlich aber erfuhren sie, daß die Neger sie in dem teuflischen Verdacht hatten, die Malaria, die unter ihnen wütete, künstlich erzeugt und verbreitet zu haben. Sie hatten gehört, daß die Weißen zum Schutz ihrer Ernten die Pflanzen mit einer gewissen Flüssigkeit bespritzten. Sie hatten zwar niemand spritzen sehen, aber sie waren felsenfest überzeugt, daß man sie böswillig vergiften wolle und daß sie jetzt die Schuldigen vor sich hätten. Sie hatten aus dem Tal, in dem die Weißen ihr Lager hatten, den Rauch aufsteigen sehen und vermuteten, daß dort die Vergiftung sei, in der das Giftpulver sabrisiert werde.

Selbstverständlich bemühte sich Sparks ihnen zu erklären, daß ihre Expedition ganz harmlos sei. Ohne Erfolg. Die Erregung der Schwarzen steigerte sich immer mehr, und immer wilder verkündeten sie ihre Absicht, die drei Männer zu töten.

Die Zahl der Neger, die die Weißen umringten, wuchs beständig. Als Warringer ein Stück Durazrinde aufheben wollte, wurde er zurückgestoßen, immer enger schloß sich der Ring um die Drei.

Die Lage war jetzt wirklich ungemütlich. Die Schwarzen verlangten feierlich Verzeihung für ihre Toten. Es schien keinen Ausweg aus dieser gefährlichen Lage zu geben.

Da geschah etwas Unerwartetes. Ein alter Eingeborener, der eben drei den Hunden erreicht hatte, fragte nach der Ursache all der Aufregung. Der alte Mann schüttelte den Kopf.

Wenn die weißen Männer das Wasser der Schrei mit ihnen, den Weißen zu tun hatte. In diesem Augenblick trafen bereits zwei oder drei kleine Steine Warringers Beine, aber er dachte, es sei Kies, den die zwei Gefährten, die vor ihm kletterten, ins Rollen gebracht hätten, und kümmerte sich nicht weiter darum. Er schlug sich noch mit einem Dornbusch herum, als ihm Sparks zurief, sofort das Gebüsch zu verlassen. Sie wandten sich vollends durch das Dickicht und sahen nun zu ihrem Schrecken, daß eine Menge Schwarzer oben auf dem Hügel stand und sich anschickte, die Weißen mit Steinen zu bombardieren. Hätten sie sich nicht unter einem niederhängenden Felsstück einigermaßen decken können, so wäre es höchstwahrscheinlich ohne ernstpaftere Verletzungen nicht abgegangen.

Sparks rief Warringer und Chidvell, der Situation möglichst kaltblütig zu begegnen. Noch fielen ringsum die Steine, als sie so ruhig wie möglich weitergingen. Jetzt traten ihnen zwei Eingeborene, die das ganze Steinigungsmanöver kommandiert hatten, in den Weg. Sie schrien

— ich sehe, es ist tatsächlich eine der gefährlichsten Brillenschlangen; im letzten Augenblick gelingt es mir, die Büchse anzulegen und das Tier niederzuknallen. Auf eine Entfernung von zwei Metern — auf eine Zeitspanne von zwei Sekunden griff der Tod nach mir . . .

Tags darauf kehrten wir in die Zivilisation zurück. Unsere Aufgabe war gelöst. Wir brachten die Urwaldralle, der drei Menschen neun Jahre ihres Lebens geopfert hatten, mit zurück."

(Lag)

Eine Seite Kurzweil

Der Berliner

„Mein Jott, haben die Berje eine fabelhafte Höhe!"

„Na, mein Jott, man doch bloß uff die Jipfel!"

Moderne Strümpfe

(Nachdruck verboten)

Frau Leonie war eine sehr moderne Frau, obwohl man seit einem Jahr in einem sommerwohnungsähnlichen Gebäude sein Domizil aufgeschlagen hatte. Nun, man kann auch hier sehr angenehm wohnen.

„Mein Mann liebt die Natur so sehr," pflegte sie zu sagen. Der gute Paul ließ sich gern etwas geben. Er wanderte in Hemdsärmeln herum, angelte, pflanzte, philosophierte fachmännisch und war überhaupt selig.

Frau Leonie aber wollte unter allen Umständen die weltstädtische Note gewahrt wissen und liebt es daher von Zeit zu Zeit, sich sehr elegant und modern anzuziehen.

„Er muß wissen", sagte sie zu sich," daß ich immer noch eine sehr schöne Frau bin. Jawohl, das muß er wissen." Und als Frau Leonie eines Tages in die Stadt gefahren war, brachte sie sich ein Paar ganz moderne durchbrochene Strümpfe mit.

Paul hatte morgen Geburtstag und Frau Leonie wollte ihn überraschen, denn die Strümpfe kleideten ihre hübschen Beine außerordentlich gut. Am anderen Tage waren sie verschwunden.

Kein Suchen half.

Niemals war hier in der Einöde etwas gestohlen worden.

Daher verwunderte sich Frau Leonie ganz gewaltig. Am Abend trat Paul ein, fröhlich wie selten. In jeder Hand hielt er einen pittoreskaffen Strumpf, in dem Fische zappelten.

„Fabelhaft," sagte er, „die Netze, die du aus der Stadt mitgebracht hast."

Später pflegte Frau Leonie zu sagen, daß es sich für ihren Mann nicht lohne, modern zu sein.

Er hätte kein Verständnis dafür. —de.

Schule

„Fritz, was ist eine Rederei?"

„Wenn Vater spät nach Hause kommt."

„Musterhafte Lebensversicherung"

(Nachdruck verboten)

Zweiundzwanzig Jahre lang waren von dem Versicherungsnehmer Otto Bonneril die Prämienbeträge regelmäßig eingegangen. Zweiundzwanzig Jahre lang hatte man einen mustergültig reibungslosen Geschäftsverkehr unterhalten. Es war eine Freude.

Plötzlich, urplötzlich, hörten die Zahlungen auf. Es kam nichts mehr. Fertig.

Ein sanfter Mahnbrief blieb ohne Erfolg.

Ein zweiter ebenso.

Nun folgte der pflichtgemäße Einschreibebrief, der alle Folgen weiterer Zahlungsentschlossenheit erschreklich aufdeckte.

Dann vergingen abermals zwei Wochen. Und dann endlich kam ein Brief von Frau Bonneril, der die Klärung der ganzen Angelegenheit brachte:

„Sehr geehrte Herren!

Leider ist es mir nicht möglich, Ihrem Wunsche zu entsprechen und weiter zu zahlen. Ich bin zwar noch nie etwas schuldig geblieben, aber jetzt werde ich doch anfangen müssen zu sparen. Mein Mann ist nämlich vor zwei Monaten gestorben.

Ergebenst

Hedwig Bonneril."

Botanisches

„Heute ist ein Glückstag! Schon die zweite Pflanze entdeckt, die in dieser Zone niemals vorkommt!"

Der gute Gatte

Sie: „Das ist aber wirklich stark — du nimmst mich mit ins Café, und nun liest du eine Zeitung nach der anderen."

Er: „Verzeih, liebes Kind! — Herr Ober! Meiner Frau auch eine Zeitung!"

Empfehlenswertes Konzert

Dame (zum Pförtner): „Hat es schon angefangen? — Seien Sie so nett und lassen Sie mich noch in den Saal!"

Pförtner: „Geht nicht. Wenn ich die Tür jetzt wieder aufmache, läuft uns das halbe Publikum weg."

Der Student

Vater: „Also sah ofter von dir hören, Eberhard — und schreibe auch mal eine Karte!"

Sohn (aus dem Zuge): „Jawohl, Papa, und schreibe du dann und wann mal ein paar Worte auf die Postanweisungsabschnitte . . ."

In der Mädchenschule

Lehrerin: „Ein unwillkürlicher Muskel ist ein Muskel, der ohne oder sogar gegen unseren Willen sich bewegt, wie zum Beispiel das Herz. Wer weiß noch ein anderes Beispiel?"

Schülerin: „Die Zunge!"

Kunstkenner

„Nu, guage da, in Rom war'n Sie?"

„Jawohl!"

„Was ham Se 'n da alles gesäh'n?"

„Oh, — den Vatikan, die Museen, die Sixtinische Kapelle . . ."

„Sachen Se mal, schbiel'n d'n die nu wärgalich so wunderbar?"

„D. L. M.!"

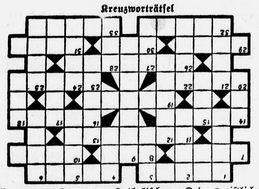
Im Erdgeschoß eines Warenhauses ist Ausverkauf. Die Auslagetische sind dicht umlagert. Plötzlich flüstert ein Verkäufer dem anderen im Vorbeigehen ganz unauffällig zu: „D. L. M." Ebenso unauffällig sagt es der so Angesprochene einer Kollegin, und nun geht es bei dem Verkaufspersonal von Mund zu Mund: „D. L. M." Diese Abkürzung, die wohl nur in Norddeutschland und auch da nur dem Eingeweihten vertraut ist, ist die typische Warnung, die das Personal anwendet, wenn ein Warenhausdieb an der Arbeit ist, und bedeutet (nicht schön, aber deutlich): „Das Luder mausst!"

Wir zeigen Ihnen hier im Bilde den Vorgang, der den scharfsinnigen Verkäufer zu dieser Warnung veranlaßt hat.

Was geht hier vor? Wer ist der Dieb? Welchen Teil wendet er an?

Denken Sie nach

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Katholischer Ordensgeistlicher. 4. Alte Stichwaffe. 7. Strenger altrömischer Zensor. 8. Griechische Göttin. 10. Soviel wie Sucht, starkes Verlangen. 11. Stadt in Frankreich. 14. Orientalische Verkaufshalle. 16. Thronsturzfürst. 19. Indische Anrede für einen Europäer. 20. Bezeichnung für ein unartiges Kind. 23. Ausdruck. 26. Teil der Radioanlage. 29. Französische Festung. 30. Hühnervogel. 31. Seeland in Asien. 32. Bruder eines Nennens. 33. Deutscher Bundesstaat. — **Senkrecht:** 1. Brasilianischer Staat am Amazonas. 2. Altrömisches Kleidungsstück. 3. Soviel wie selten. 4. Japanische Münze. 5. Stadt in Böhmen. 6. Italienischer Maler. 9. Blutsverwandte. 12. Chemischer Grundstoff. 13. Teile des Rades. 14. Trinkfinke. 15. Fluß in Polen. 17. Monat. 18. Verneinung. 21. Einer der kleinen Propheten. 22. Feiertag. 24. Soviel wie Kummer. 25. Tierisches Fett. 27. Geschenk. 28. Nebenfluß der Donau.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

bald — be — beer — brief — cha — der — die — e — e — e — e — har — in — ka — ke — le — len — lor — mo — ne — ni — nie — pi — ral — re — ril — rin — ris — rus — se — sel — sel an — te — te — tor — val — wald — wert — win — zieh

sind 17 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben, von oben nach unten gelesen, und deren dritte Buchstaben in umgekehrter Reihenfolge gelesen, einen Sinnspruch und seinen Verfasser ergeben (o alst als ein Buchstabe).

1. postalischer Begriff, 2. geologische Bezeichnung, 3. Wasservogel, 4. englischer Staatsmann der Gegenwart, 5. Göttin der Jagdtracht, 6. künstlerischer Einfluß, 7. Tierzeichnung, 8. Verwandte, 9. Musik-Instrument, 10. Gebäck, 11. Erfinder †, 12. griechische Landschaft, 13. deutscher Lyriker †, 14. Gewürzblatt, 15. Hirschart, 16. europäische Hauptstadt, 17. deutscher Höhenzug.

Stab-Aufgabe.

A, B, C spielen Stat. A hat 18 gereizt, das Spiel bekommen. Er spielt Kreuz-Solo.

A hat

Pik-Bube, Kreuz-As, Kreuz-König, Kreuz-Dame, Kreuz-Neun, Kreuz-Acht, Kreuz-Sieben, Pik-As, Pik-Zehn, Herz-As

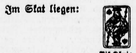
B hat

Herz-Zehn, Herz-Dame, Herz-Neun, Herz-Acht, Pik-Dame, Pik-Acht, Pik-Sieben, Karo-As, Karo-Zehn, Karo-König

C hat

Kreuz-Bube, Herz-Bube, Karo-Bube, Kreuz-Zehn, Herz-König, Herz-Sieben, Karo-Dame, Karo-Neun, Karo-Acht, Karo-Sieben

Im Stat liegen:



Pik-König, Pik-Neun

1. Was spielt A an?
2. Wie ist der Verlauf des Spiels, wenn A gewinnt?
3. Bei welcher Spieleinleitung wird A das Spiel verlieren?

Buchstabenrätsel.

a
e
Ilm
e
e

Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechte Reihe eine chinesische Münze und die waagerechte Reihe den Wild ergibt. Wird nun das Fragezeichen durch einen gewissen Buchstaben ersetzt, so bezeichnen sie ein Schreibgerät für A-B-C-Schützen und Fabelwesen.

Auflösungen aus Nummer 15

Lösung:

Die Welt von oben

Lösung des Silben-Kreuzworträtsels: **Waagerecht:** 3. Marco. 5. Markise. 7. Liane. 9. Kali. 11. Gala. 12. Wamstaschmibel. 13. Bari. 14. Lebar. 16. Korinthe. 18. Manila. 20. Marine. — **Senkrecht:** 1. Niere. 2. Kroki. 3. Monika. 4. Ali. 5. Marne. 6. Sevilla. 8. Afrikanerin. 10. Lipari. 11. Gazelle. 13. Bahama. 15. Harpune. 16. Rolo. 17. Thema. 19. Meer. 21. Naa

Auflösung des Flußrätsels: Saale, Amazonas, Main, Beresina, Ebro, Seine, Indus = „Sambesi".

Lösung des Kreuzrätsels:

O	der	
El	le	Oder, Elle, Anker, Fesen,
An	ker	Leder, Elge, Feder, Kerze,
Le	sen	Leander, Andersen, Oleander.

Lösung der Schachaufgabe:

Weiß: 1. Lf6—h4

Schwarz: Bg5 oder B:f5 oder Be3 oder B:f3 oder Ke5

2. Lg3# bezw. Sg6# bezw. Dg3# bezw. Dd4# bezw. Bf4#.

Ein Gruß aus Finnland.

Lösung der Füllaufgabe: Waßmann, Garfield, Batterie, Saalfeld.

Auflösung des Silbenrätsels: 1. Korea, 2. Idomeneo, 3. Elegie, 4. Laubenheim, 5. Eisenach, 6. Rogate, 7. Wetterwarte, 8. Orgel, 9. Calderon, 10. Hebel, 11. Edison = „Kieler Woche".

HEIM UND HOF

Das deutsche Fleischwollschaf

Im Jahre 1748 wurden die ersten Merinoschafe aus Spanien eingeführt. Weitere Importe folgten später und so entwickelte sich, insbesondere in Mitteldeutschland und Schlesien, eine überaus hochstehende Zucht des edlen Wollschafes. Bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ging der Aufschwung der deutschen Schafzucht. Dann setzte eine allmähliche Abnahme der Schafbestände in Deutschland ein, die mit der Zeit stärker wurde.

Bekanntlich hat die außerordentliche Zunahme der Wollschafzucht in außereuropäischen Ländern einen stetigen Preisdruck auf die Wolle ausgeübt, so daß daraus zum Teil die Abnahme der Schafsbestände in Deutschland zu erklären ist. Aber auch das Schaffleisch erfreute sich in Deutschland seiner sehr großen Nachfrage, so daß die Preisgestaltung gegenüber Rind- und Schweinefleisch nicht besonders günstig war. In den letzten Jahren ist das anders geworden, und zeitweise wurde insbesondere das Fleisch junger Mastlämmer sehr hoch bewertet, auch im Vergleich zu Rind- und Schweinefleisch.

Ausgesprochene Wollschafe mit der Wollfeinheit AA und höher gibt es in Deutschland nur noch sehr wenig. Das deutsche Fleischwollschaf wurde im Laufe der Jahrzehnte umgezüchtet in ein Schaf mit kombinierter Fleisch-Woll-

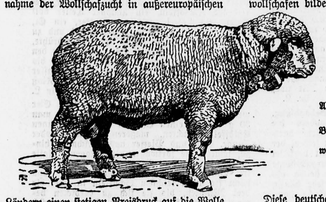


Abbildung 1

Bock der deutschen Fleischwollschaf-Rasse

Diese deutschen Fleischwollschafe sind nach Golf etwa seit dem Jahre 1910 aus hochwertigen deutschen Merinokammwollschafen unter vorsichtiger Verwendung von Leicester- und Dishley-Merinoböcken erzüchtet worden. Nach Golf weist darauf hin, daß zwischen den Fleischwollschafen und den Merinofleischschafen keine scharfe Grenze besteht. Die wesentlichsten Eigenschaften des deutschen Fleischwollschafes sind nach Golf: Ausgezeichnetes Fruchtbarkeitsvermögen und Gesundheit, hohe Leistungen in Fruchtbarkeit, im Säugen, in der Ausnutzung der Weide und voluminösen Futters, große Frühreife der Zuchttiere und hervorragende Eignung der Lämmer zur frühen Mast. Die Rasse zeigt breite, tiefe Figuren (Abbildung 1 und 2), die breit und fest

Abbildung 2

Mutterschaf der deutschen Fleischwollschaf-Rasse

In allen Gruppen legt man Wert auf gute Fleisch- wie Wolleistung mit dem Unterschiede, daß man in der Gruppe 3 etwas feinere Wolle verlangt als bei den ausgesprochenen Fleischwollschafen mit dem Wollzuchtziel B. Der Unterschied in der Feinheit der Wolle ist aber nur sehr gering, da man in der Gruppe 3 der Fleischmerinos mit seiner Wolle bei den männlichen Tieren im Wollzuchtziel bis zum Feinheitsgrade B gelangt, der das Hauptwollsortiment bei den ausgesprochenen Fleischwollschafen bildet.

Leistung, also in ein Fleischwollschaf. Festgestellt werden muß aber, daß der spezielle Name „Fleischwollschaf" nur für wenig deutsche Schafe angewendet wird. Für die Mehrzahl der deutschen Schafe mit kombinierter Fleischwolleistung ist die Bezeichnung „Fleischmerinos" gebräuchlich.

Nach der Schafrassenerhebung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft vom Jahre 1927 machen die Merinorassen 53,7 % des deutschen Schafbestandes aus. Die deutschen Schafe mit ausgesprochen kombinierter Fleischwolleistung werden von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zwecks Ausstellung auf den Wanderausstellungen wie folgt eingeteilt:

Gruppe 3. Merinokammwollschafe (Fleischmerino) mit dem Wollzuchtziel A bis A für weibliche Tiere und mit dem Wollzuchtziel A/B für männliche Tiere.

Gruppe 4. Merinokammwollschafe (Fleischmerino), Wollzuchtziel A/B für weibliche Tiere, Wollzuchtziel bis B für männliche Tiere. Klasse B Fleischwollschafe.

In Argentinien konnten auf der Internationalen Ausstellung 1928 in Buenos Aires deutsche Fleischmerinos viele Auszeichnungen erringen. Das Schaf mit Fleisch- und Wolleistung geht vom zeitigsten Frühjahr bis zum Eintritt von Schnee und Frost in Herden auf die Weide und verwertet das ausgesprochene Schafsutter.

Die erste Zulassung der Junglämmer kann im Alter von 10 bis 12 Monaten erfolgen. Die Lammzeit war bisher vorwiegend im Winter. Viele Schäfereien stellen sich auf Grund der wirtschaftlichen Verhältnisse auf Frühjahrslammung und auf Lammung vor der Getreideernte oder der Hackfruchternte um. Diese Umstellung ist ohne weiteres möglich, und ein gewisser Prozentsatz der deutschen Schafe mit kombinierter Fleischwolleistung lammt zweimal im Jahr. Es gibt sogar bereits Herden, die alle acht Monate Lammzeit haben, also zu wechselnden Zeiten, und auch hier sind die Ablammergebnisse völlig zufriedenstellend.

Die Ernte der Braugerste

Von Diplomlandwirt Dr. Hubmann

Unter allen Getreidearten ist die Braugerste bei der Ernte am empfindlichsten. Namentlich bei ungünstigem Wetter ist ihr eine besondere Sorgfalt zu schenken.

Vor allem sind es vier Punkte, die man bei der Ernte der Braugerste im Auge behalten muß: 1. kein zu früher Schnitt, 2. ein richtiges Versahren bei der Ernte und eine sachgemäße Aufbewahrung in der Scheune, 3. kein scharfes Dreschen, 4. eine richtige Aufbewahrung der Gerstenkörner. Nur zu oft ist der Wert der Braugerste sehr vermindert, weil man während und nach der Ernte zu wenig aufgepaßt hat. Es ist eine alte Erfahrung, daß in regenreichen Jahren erst in der Scheune noch viel verdirbt. Das kommt daher, daß die Gerste zu feucht eingefahren worden ist. Auf diese Weise kann zu Hause mehr verlorengehen wie auf dem Felde.

Wie soll die Ernte stattfinden? Bei der Braugerste muß man die Vollreife abwarten. Die Qualität der Körner wird um so besser, je mehr sie ausgereift sind. Durch einen zu frühen Schnitt leidet nicht nur die Güte der Körner, sondern auch der Ertrag. Je reifer das Gerstenkorn ist, desto feiner ist die Spelze und desto besser die Keimfähigkeit. Besonders bei lang andauerndem schlechten Wetter soll man die Gerste gut ausreifen lassen. Hat man die Gerste länger stehen lassen, so daß Ausfall zu befürchten ist, dann schneidet man am besten nachmittags und nach der Taubildung. Wenn mit einem Bindemäher geschnitten wird, dann sollen möglichst kleine Garben gebunden werden, damit sie leichter auf dem Felde noch austrocknen können. Wenn die Gerste vollständig trocken ist, dann soll sie nach dem Schnitt, wenn möglich, sofort eingefahren werden. Wenn dies aber nicht möglich ist, dann darf sie nicht im Schwad liegen bleiben. Es ist dies eine sehr unsichere Erntemethode, die nur bei andauerndem trockenem Wetter angewandt werden kann. Bei Regen aber leidet die im Schwad am nassen Boden liegende Gerste außerordentlich. Besonders, wenn die Stoppeln kurz sind, dann fängt sie in kürzester Zeit zu auswachsen. Um dies zu verwehren, soll man die Gerste in Puppen aufstellen. Zum Aufpuppen werden Roggenstrohbänder, Kokosfaserschnüre oder mit Bänderflechtmaschinen hergestellte Strohseilstücke genommen und damit kleine Garben gebunden. Von den Garben werden immer fünf zusammengestellt und darüber wird eine sechste mit den Ähren nach unten gestürzt. So bleibt die Gerste auch bei regnerischem Wetter von guter Beschaffenheit. Sollten die obenaufliegenden Garben, die sogenannten Sturzgarben, durch Regen gelitten haben, so sind sie gesondert einzufahren. Das Aufpuppen bei der Braugerste ist zwar nicht ganz so leicht wie bei anderen Getreidearten. Dennoch ist es aber notwendig, weil die Braugerste durch schlechtes Wetter ganz besonders gefährdet ist.

Von besonderer Wichtigkeit sind auch noch die Vorsichtsmaßnahmen beim Dreschen. Trocken eingebrachte Gerste darf man nicht eher ausdreschen, bevor sie ausgeschwitzt hat. In diesen Fälle soll das Dreschen erst wie bis sechs Wochen nach der Ernte stattfinden. Aber wenn die Gerste feucht hereingekommen ist, dann muß sie sofort ausgedroschen werden. Druschverlegungen müssen sowie möglich vermieden werden, weil verletzte Körner für Brauzwecke unbrauchbar sind. Daher darf man den Dreschzylinder und den Entkranner nicht zu eng stellen.

Nach dem Drusch muß die Gerste öfters umgestochen werden. Am besten am frühen Morgen und bei trockenem Wetter. Das Umstechen ist für gute Gerste notwendig, noch viel notwendiger aber für feucht eingebrachte und sogleich ausgedroschene Gerste. Diese muß dann aufgebreitet und besonders oft umgestochen werden. Noch besser wird die Gerste aber gelüftet, wenn man sie über die Windfege läßt.

Die Haltung der Junghenne bis zur Legereife

Von Diplomlandwirt Dr. A. Albrecht

Im Anschluß an die Raischläge bei der Küchenaufzucht, die im April erschienen sind, möchte ich nun über die Haltung der Junghennen berichten. Wer meinen damaligen Weisungen folgend, seine Küchen in den beiden ersten Lebensmonaten gut ernährt und gut gepflegt hat, der wird sich nun, nachdem sie ein Alter von ungefähr zehn Wochen erreicht haben, an dem kräftigen Aussehen seiner Junghennen erfreuen dürfen. Der Zweck der weiteren Haltung muß sein, diese Junghennen zu tüchtigen Winterern heranzuziehen, die schon in den Monaten November/Dezember normalgroße Eier bringen. Eine Henne, die diese Leistung vollbringen soll, muß vor allen Dingen gesund und kräftig sein, und sie muß vor Legebeginn ein ihrer Rasse entsprechendes Gewicht erreicht haben, d. h. sie darf nicht als zu junges Tier mit Legen einsetzen. Außerdem soll ihre Haltung bis zur Legereife möglichst billig sein.

Um dies bei seinen Junghennen zu erreichen, läßt man jetzt eine andere Art der Haltung Platz greifen. Alle sicher erkennbaren Hähne werden, sofern dies nicht schon früher erfolgt ist, am zweckmäßigsten von den Hennen getrennt, da die Hähne nun anfangen die Hennen zu stören. Bei leichten Rassen mit früher Kammbildung sind die Hähne in diesem Alter bereits geschlechtsreif. Sie wandern entweder sofort in die Bratpfanne oder werden noch zehn bis vierzehn Tage eingesperrt und mit einem mit Sauermilch angefeuchteten Futter aus Getreideschroten, Weizenkleie und etwas Fischmehl gemästet.

Den Hennen gewährt man jetzt da, wo es irgend möglich ist, freien Auslauf, da sich dort Gesundheit und Lebenskraft am ersten entwickeln. Bei einzeln liegenden Gehöften und nicht zu geschlossenen Ortschaften wird dies leicht möglich sein. Andere Betriebe können sich dadurch helfen, daß sie alte Wagen als Unterkunftsräume für Junghennen umbauen und sie darin auf Stoppelfeldern, Hackfruchtschläge oder Rindviehweiden bringen. Der Sommerstall

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigelegt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn

Frage: Verkütterung aufgebrühter Malzkeime. Ich verfüttere aufgebrühte Malzkeime zusammen mit Kartoffeln an meine Milchkühe. Welche Kraftfuttermittel verabreiche ich am besten dazu, um höchste Milchertrage zu erzielen? Wie verfüttere ich Biertreber am besten für denselben Zweck? P. R. in D.

Antwort: Getrocknete Malzkeime enthalten 11,4 v. H. verdauliches Eiweiß und 51,8 v. H. verdauliche Kohlehydrate. Sie gehören zu den gehaltreichen Futtermitteln. Zur Ergänzung ihrer Milchleistung müssen aber Kraftfuttermittel gleichzeitig verabreicht werden, welche noch höher im Eiweißgehalt sind. Als solche empfehlen wir Ihnen Erdnußkuchen und Sojaschrot zu Weizenkleie wie 5:1:1:2. Frische Biertreber können mit den gleichen Futtermitteln verabreicht werden, nur ist das Verhältnis wie folgt zu nehmen: Biertreber zu Erdnußkuchen zu Sojaschrot zu Weizenkleie wie 5:1:1:2. Dr. Bn.

Frage: Vierjährige Katze leidet seit längerer Zeit an Schnupfen. Sie scheint keine Luft zu bekommen und rächelt beim Saufen und Fressen fürchtbar. Was kann man dagegen tun? L. L. in L.

Antwort: Ob der Katarrh Ihrer Katze sich nur auf die Nasenhöhle beschränkt oder ob er schon auf den Rachkopf und die Bronchien übergegangen ist, läßt sich von hier aus nicht sagen. Lassen Sie die Katze Kreosilmdämpfe einatmen, dreimal täglich zehn Minuten lang. Sie setzen die Katze auf einen Rohrstuhl, unter dessen Sitz ein Eimer mit kochendem Wasser steht. Auf ein Liter Wasser geben Sie einen Eßlöffel voll Kreolin. Ueber Stuhl und Katze hängen Sie eine leichte Decke, damit die Dämpfe nicht seitlich entweichen. Die Katze werden Sie aber festhalten müssen, da sie sich diese Prozedur nicht gern gefallen lassen wird. Schließlich empfehlen wir Ihnen das im Verlag von R. Neumann-Neudamm erschienene Buch Dr. Wieland, Die Hauskatze", Preis 0,70 RM., aus dem sie alles über die Pflege der Hauskatze entnehmen können. Bet.

Frage: Bekämpfung von Kiefernholzwespen in Dielenbalken. In einem Neubau, der 1931 fertig wurde, zeigen sich neuerdings in dem Fußbodenbelag mehrere Löcher, aus denen einzelne Käfer herauswandern. Ich habe einige Exemplare zur Unterfuchung eingeschickt und bitte um Angabe, um was für einen Schädling es sich handelt. Besteht Gefahr, daß der Bodenbelag leidet? B. in L.

Antwort: Die aus Ihren Dielenbalken schlüpfenden Insekten sind keine Käfer, sondern Wespen, und zwar handelt es sich um die gewöhnliche Kiefernholzwespe (Sirex juvencus). Die Balken sind wahrscheinlich auf dem Holzlager von der Wespe mit Eiern belegt worden. Die daraus schlüpfenden Larven brauchen zwei Jahre und mehr, um sich im Holz fressend zur fertigen Wespe zu entwickeln. Die fertigen Insekten bohren sich dann einen Gang nach außen, um sich zu paaren und fortzupflanzen. Wenn aus Ihrer Dielung schon im vergangenen Jahr mehrere Wespen geschlüpft sind, wird es sich bei den diesjährigen Tieren um Nachzügler handeln. Sie werden in den nächsten Jahren von den Tieren nichts mehr merken. Wenn nicht aus mehreren Tragbalken zahlreiche Wespen schlüpfen, deren Bohrlöcher die Tragfähigkeit der Balken gefährden, brauchen die Wespen Ihnen keine Sorge zu machen. Dr. J.

braucht nur primitiv zu sein. Dort werden die Tiere nicht nur abgehärtet und an die verschiedenste Witterung gewöhnt, sie lernen auch das Futtersuchen. Wo die Weidemöglichkeit einigermaßen gut ist, genügt lediglich eine Beifütterung von Körnern (Gerste und Hafer), die gegen Abend hingestreut werden. Ein frühes Herauslassen der Hennen ist allerdings notwendig, da in der heißen Jahreszeit die tierische Nahrung nur früh morgens gefunden wird. Durch den Verzehr von viel Grün werden die Verdauungsorgane geweitet. Es wird dadurch die Grundlage geschaffen für eine reichliche Aufnahme von Leistungsfutter während des späteren Lebens der Henne. Bei dieser Art der Haltung findet auch die ernährliche Aussese statt, d. h. alle Tiere, die dieses Abhärten nicht vertragen, gehen ein. Es sind diejenigen, die dazu im Leben keine Leistungsstare geworden wären. Eine andere Art der Aussese, die allerdings weniger erwünscht ist, ist selber bei Benutzung eines freien Auslaufs auch häufig: die Auslese durch Raubvild, das nicht selten die besten Tiere wegholt. Sehr einsame Plätze und Waldecken, die für Raubvild bekannt sind, sind deshalb zu meiden.

Wo diese günstige Weidemöglichkeit fehlt und die Hennen weiterhin in engem Hofraum oder überdem Auslauf gehalten werden müssen, da muß die Art der Fütterung die Einrichtung in der angegebenen Richtung fördern. Das Grün soll auch hier einen Hauptbestandteil der Nahrung ausmachen; es wird dabei noch den Vorzug der Billigkeit. Eine weitere Streckung der Nahrung geschieht zweckmäßig durch Kartoffeln (20 bis 25 g täglich je Henne), die unter das Mischfutter gemengt werden. Auch die Weizenkleie, die in geringerer Menge im Küchenfutter war, darf der Billigkeit halber bis 35 % der Trockenmischung ausmachen. Die tierischen Eiweißfuttermittel brauchen 10 bis 12 % nicht zu übersteigen. Durch diese Haltungsarten wird ein allzu frühes Legen etwas hinausgeschoben. Es wird den Hennen dadurch Zeit gelassen, sich genügend tief und schwer zu entwickeln. Legen sie zu früh, so setzen sie häufig schon nach einem Monat ohne besondere Ursache aus, da sie vorher nicht die zum Durchhalten notwendigen Reservestoffe sammeln konnten.

Ungeführ einen Monat vor Legebeginn — man erkennt das daran, daß sich bei den kräftigsten Hennen die Kämme umzulegen beginnen und der Legebauch sich entwickelt — beziehen die Jungbennen den Stall, den sie auch über Winter behalten sollen. Jedes öftere oder verspätete Umsetzen ist zu vermeiden, da es das Legen hemmt. Es kann deshalb erfolgreich angewendet werden, wenn man das Legen der Jungbennen hinauszögern will. Vom Umsetzen an erhalten die Tiere dann auch mit allmählichem Uebergang das ihnen zugedachte Legefutter. Dazu gibt man saure Magermilch (wenn man sie billig hat!) so viel sie aufnehmen, da dies das beste Mittel ist, die Jungbennen eier rasch zu normaler Größe zu bringen. Sollten die Jungbennen die Milch anfangs ungern nehmen, so läßt man sie vorübergehend ohne Wasser, oder man gewöhnt sie durch Anfeuchten des Trockenfutters mit Sauermilch an den Geschmack.

Alle diese Maßnahmen der Haltung und Fütterung gelten nur für Jungbennen, die aus Früh- oder mittelfrühen Bruten stammen. Bei Spätbruten, die womöglich erst Juni/Juli geschlüpft sind, kann man höchstens durch sehr starke Fütterung nachhelfen: Reine Kartoffeln; 25 bis 30 % tierische Eiweißfuttermittel, 10 % Sojaschrot, 10 bis 15 % Weizenkleie und 45 bis 55 % gute Getreideschrote als Mischfutter. Dazu zu viel saure Magermilch, als die Tiere nur aufnehmen wollen. Abends Körner. Wenn diese Spätbruten bei bester Pflege günstige Witterung im Sommer und Herbst bis in den November hinein haben, dann legen sie schließlich auch noch Wintereier. Ob jedoch unter kleineren landwirtschaftlichen Verhältnissen mit einem Zusammenwirken dieser günstigen Faktoren zu rechnen ist? Ich glaube es nicht. Deshalb bedeutet auch nur das Schlachtmesser die wirtschaftliche Lösung für alle im Herbst schlecht entwickelten Jungbennen.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Kalten und Blumenzimmer

Das Ausbrechen der Früchte bei übereichem Behang. Stolz und Freude schwellt das Herz des Gartenfreundes, wenn er im Frühjahr bei der Besichtigung seiner Obstanlagen die mit Knospen und Blüten strotzenden Obstbäume betrachtet. Im Geiste berechnet er sich schon den möglichen Gewinn, den er aus den Erträgen einer so wiederversprechenden Kultur unter Umständen herausziehen könnte. Doch es wäre nicht gut, wenn jede Blüte zur reifenden Frucht würde. Dies könnte nur auf Kosten des Baumes und der Früchte geschehen. Früchte die zu zaghreich am Baume hängen, bleiben immer klein, aber ein Zentner größer, ausgewachsener Früchte ist mehr wert als zwei Zentner kleine Früchte. Wir nehmen daher einen Teil der Früchte weg und der dadurch gewonnene Nahrungsüberschuß wird den übrigbleibenden zugute kommen, und diese werden nun so größer und schöner werden. Durch das Ausschneiden werden auch die Zweige mehr geschont und es können sich die Fruchtknospen für das nächste Jahr besser ausbilden. Durch richtiges Beschneiden verhüten wir ebenfalls schon einen übermäßigen, den Baum erschöpfenden Ansatz. Die Blüte der Obstbäume ist aber oft so reichlich, daß auch nicht der zehnte Teil der Blüten zur Ausbildung gelangen darf. Doch die Natur hilft sich auch hier schon zum Teil von selbst durch selbsttätiges Ausblühen. Sind die meisten der Blütenblätter gefallen, so lassen sich schon an den Fruchtbüschen einige Früchte erkennen, die besser entwickelt sind als die übrigen. Die zurückbleibenden, schiefer entwickelten Früchte fallen bald ab. Man darf daher nie zu früh mit dem Auslichten beginnen. Erst wenn die Früchte etwa die Größe von Haselnüssen erhalten haben, beginnen wir mit dem Ausmerzen derjenigen Früchte, die in der Entwicklung etwas zurückgeblieben oder verkrüppelt sind. Dieses Auslichten der Früchte darf je nach dem Umfange des Baumes in Zeitabschnitten von 14 zu 14 Tagen erfolgen, nicht etwa auf einmal. Die einzelnen Früchte ziehen eine Menge Nahrung an sich und ein plötzliches Auslichten einer größeren Menge Früchte könnte eine Stockung zur Folge haben. Beim allmählichen Auslichten nehmen die übrigbleibenden Früchte die Nahrung mit auf und entwickeln sich zusehends besser. Im allgemeinen rechnet man auf das laufende Meter Spalierraum 15 kleine, 10 mittlere oder 5 große Früchte. Ist der Fruchtansatz nicht übermäßig stark, so werden nur die deschädigten und verkrüppelten Früchte entfernt. Ha.

Sammelt das Fallobst auf! Durch die Gleichgültigkeit vieler Obstzüchter, das Fallobst unbekümmert unter den Bäumen liegenlassen, anstatt es sogleich aufzusammeln und wirtschaftlich durch Verkochen oder Verfüttern zu verwerten, entstehen nicht nur eigene Verluste, sondern mehr noch wird dadurch dem gesamten Obstbau ein gewaltiger Schaden zugefügt. Denn es ist eine durch jahrelange Versuche bewiesene Tatsache, daß 90 v. H. des Fallobstes mit der Made unseres gefürchtetsten Kernobstschädlings, nämlich des Apfelwicklers (Carpocapsa pomonella), behaftet sind und diese die alleinige Schuld an dem vorzeitigen Obstfall trägt. Am meisten werden von ihr Aepfel und Birnen, zuweilen aber auch Zwetschen und Pflaumen heimgesucht, wenn hier nicht die unter gleichen Verhältnissen lebende Made des Pflaumenwicklers (Carpocapsa funebrana) die Ursache ist. Zur Abwendung oder doch zur Verminderung dieses Schadens ist das sofortige und restlose Einsammeln des Fallobstes das einfachste, billigste und wirksamste Mittel. Denn sowohl bei der Verladung als auch bei Verfütterung kann die Made abgefangen und getötet werden, bevor sie, ihrer Lebensgewohnheit folgend, selbst aus der gefressenen Frucht herauskriecht, um Verstecke hinter auf dem Boden liegenden Holzstückchen, Erdhäufchen, abgelagter Baumrinde und in Baumritzen zu suchen und sich hier in feste Gewebe (Kokons) für die Ueberwinterung einzuspinnen. Im Mai verpuppt sich dann die im Kokon überwinterte Raupe, und im Juni erscheint dann eines Abends der bekannte kleine grau-braune Wickler schmetterling, dessen Weibchen bald darauf 50 bis 60 Eier an den einzelnen Baumfrüchten ablegt. Aus diesen schlüpfen in etwa vierzehn Tagen kleine Raupen oder Obstmaden aus, die nichts eiligeres zu tun haben, als sich sofort in die junge Obstfrucht einzubohren und von innen zu zerfressen. Es kommt vor, daß eine Raupe von einer Frucht zur andern wandert und die Raupen sich auch nochmals im Sommer verpuppen und in Schmetterlinge verwandeln, die ebenfalls wieder Eier ablegen, wodurch eine zweite Generation von Maden und Fruchtzerstörern hervorgebracht wird. E. G.

Auch Schweine auf die Weide! Die Weide muß unbedingt mehr zur Ernährung der Schweine mit herangezogen werden. Gerade im Frühling und im Sommer ist das Futter für die Schweine knapp und verhältnismäßig teuer, während die Weide in vollem Schwunge ist. Das Futterholzen kostet keineswegs angespaßt haben. Es ist deshalb im Interesse jedes Landwirts, das billige Weidefutter für die Ernährung seiner Schweine mit heranzuziehen. Vor allen Dingen niedertragende Sauen und heranwachsende Zuchtläufer können einen erheblichen Teil ihres Futterbedarfs auf der Weide decken. Häufig ist der Bestand an diesen Tieren bei einem Landwirt so klein, daß sich das Hüten der Schweine nicht lohnt. Es ist deshalb da, wo es sich einrichten läßt, dringend zu empfehlen, daß sich mehrere Landwirte zusammenschließen und gemeinsam ihre Schweine auf Weide treiben lassen. Die Schweine gehen morgens frühzeitig heraus; es genügen zunächst 1½, später 2 bis 2½ Stunden Weidegang. Gegen Abend geht die Herde die gleiche Zeit noch einmal heraus. A. in L.

Dr. L.

Ekzeme bei Hunden und ihre Behandlung. Sehr häufig haben Hunde, besonders die langhaarigen Rassen, unter einem sehr hartnäckigen und qualvollen Juckreiz zu leiden, den von Hautausschlag und Haarlosigkeit begleitet ist. Diese nicht parasitären Hautausschläge sind in der Regel schwieriger zu heilen als die Räude. Außerdem neigen sie sehr häufig zu Rückfällen. Die Entstehungsursache kann sehr verschieden sein. Man darf wohl annehmen, daß die Veranlagung bei der Artikonie einiger Hautausschläge noch im Dunkeln tappt. So viel ist sicher, daß falsche Ernährung, zu wenig Bewegung und Verdauungsstörungen die häufigsten Ursachen des Ekzems sind. Neuerdings hat man auch festgestellt, daß eine mangelhafte Sekretion der Schilddrüse Ekzeme verursachen kann, die jeglicher lokalen Behandlung trotzen und nur durch Einspritzung von 1 bis 2 ccm Thyreoidin geheilt werden können. Hundebesitzer, deren Hunde an dieser lästigen Hautkrankheit leiden, werden daher gut daran tun, nicht nur eine lokale Behandlung vorzunehmen, sondern vor allen Dingen erst mal die Ursachen der Krankheit zu ermitteln und abzustellen. Vor allen Dingen sind zu stark gewürzte Speisen und zu reichliche Fleischfütterung zu vermeiden. Auch polierter Reis ist schädlich. Man kann natürlich nicht für alle Hunde denselben Speisezettel vorschreiben. Hunde müssen ebenso wie Menschen individuell behandelt werden. Während der eine nach dem Genusse von Erdbeeren oder Krebsen einen unangenehmen Nesselausschlag bekommt, kann der andere diese Delikatessen sehr gut vertragen. Hunde, die schwer arbeiten müssen (Gespannhunde in der Jagdzeit, Zieghunde usw.), müssen natürlich kräftig ernährt werden und können ohne Schaden eine gute Portion Fleisch vertragen. Sehr viele Hunde arbeiten sich aber körperlich nicht genügend aus, und bei solchen muß eine gewisse Diät innegehalten werden. Man darf auch nicht vergessen, daß Hunde, die jahrelang eine intensive Fleischfütterung anstandslos vertragen haben, mit zunehmendem Alter davon Ekzem bekommen. Man muß dann natürlich die Fleischfütterung ganz einstellen oder wenigstens stark einschränken und mehr gemischte Kost (Milch, Gemüse, Haferflocken) füttern. Vor allen Dingen muß Abwechslung in der Ernährung obertier Grundsatz sein. Sollte Diätänderung und lokale Behandlung mit Schwefel- oder Teerpräparaten allein nicht zur Besserung oder Heilung des Leidens führen, dann verfluche man nicht, tierärztlichen Rat einzuholen, da durch Einspritzungen, die den Stoffwechsel umstellen oder zur Blutverbesserung dienen, eine gründlichere und schnellere Heilung herbeigeführt wird. Da die Entstehungsursache mancher Ekzeme noch nicht restlos geklärt ist, wird auch der Tierarzt nicht immer von heute auf morgen helfen können, man verliere dann nicht gleich den Mut, sondern versuche durch aufmerksame Beobachtung des Hundes nach Ausschluß von gewissen Nahrungsmitteln die vermutliche Entstehungsursache zu ergründen und dem behandelnden Tierarzte brauchbare Fingerzeige zu geben, damit er schnellen und sicheren entscheiden kann, ob und wie die Behandlung gewechselt werden muß. Frau L. R. in Ca.

Die Sterblichkeit bei vielgenden Hennen ist im allgemeinen eine größere als bei weniger legenden. Das spricht aber durchaus nicht gegen die Leistungszucht; denn so groß sind die Unterschiede nicht. Der Landwirt kann feststellen, ob die Sterblichkeit am größten im Frühjahre. Bei Jungbennen ist sie größer als bei älteren Tieren. Kl.

Grießklöße als Zugabe zum Braten. Ein tiefer Teller voll tags zuvor gekochter, geriebener Kartoffeln, ein knapper Teller voll Grieß, ein Löffel zerlassenes Fett, ein Ei, Salz, alles wird tüchtig durcheinander und zu einem Kloß geformt. Eine kaufere, gebrühte, dann mit Mehl bestreute Serviette nimmt den Kloß auf, wird zugebunden und dann bis zu eineinhalb Stunden in kochendes Salzwasser gehängt. Dann reicht man den fertigen Kloß zu Sauerbraten oder Schmorbraten. A. in L.

Eierkuchen mit Gurkenfüllung. Drei Eier werden zu Schaum geschlagen, dann gibt man 30 g Butter, einen Eßlöffel voll Mehl, einen Eßlöffel gehackten, mageren Schinken, der Junge, Salz und Pfeffer roh Geschmack hinzu, schüttet die fortwährend geschlagene Masse in eine sehr saubere Pfanne, in der man reichlich Butter zum Schmoren kommen ließ und bäckt sie unter leichtem Schütteln in zwei bis drei Minuten, bis sie sich zu verdicken beginnt. Dann legt man die Eierkuchen auch und gibt dem Eierkuchen mittels eines Löffels eine halbmondförmige Gestalt. Bevor man den Eierkuchen zusammenschlägt, füllt man die Hälfte mit einer Gurke, die in folgender Weise zubereitet wurde: Eine kleine Gurke durchschneidet man der Länge nach, nimmt mit einem Löffel das Innere, Weiche heraus und schneidet die festen, fleischigen Teile in kleine Würfel, die man in einer Pfanne mit kaltem Wasser, etwas Salz und Essig zum Kochen bringt und dann ziehen läßt, bis sie weich sind, was in ungefähr zehn Minuten erreicht ist. Nun gießt man die Gurke durch ein Sieb, so daß alles Wasser abläuft, reibt die Pfanne trocken aus, gibt 20 g Butter, ebensoviel in Würfel geschnittenen mageren Schinken oder Junge und die gekochte Gurke hinein, läßt es unter Schütteln heiß werden, bringt damit die eine Hälfte des Eierkuchens, schlägt dann die andere Hälfte darüber und serviert das Gericht sofort. Fr. Vd. in K.

Tomaten in Sulz mit Ei. Auf einer Platte ordnet man zierlich dicke Tomatenscheiben und Scheiben von hartgekochten Eiern. Dann macht man eine Gallerte: Mehrere Tomaten werden in Wasser mit einer Zwiebel weichgekocht und durch ein Haarsieb getrieben, dann gibt man Salz, Pfeffer, Zitronensaft und sechs Tafeln eingeweichte Gelatine hinzu. Die Soße muß einen pikanten Geschmack haben. Man gießt sie vorsichtig über die Tomaten und Eier und läßt sie erstarren. Vor dem Gebrauch garniert man die Platte mit Kapern und Salatblättchen oder Scheiben von sauren Gurken. Frau G. S.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inser. tionserfolge. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

In Paderb. mehr **Bauplätze** in Nähe der Stadt, Straßenb. - Anteil geeignet f. Wochenend-Häuser u. Garten günstig zu verkaufen. Ang. u. Nr. W. B. 1005 „Der 7. Tag" Paderborn.

Pianoharmonikas direkt ab Fabrik von RM 40.— an

30000 Dankschreiben **Günstige Ratenzahlungen** **Meinel & Herold** Harmonikafabrik **Klingenthal Nr. 180** Verlangen Sie Liste E gratis

Werbe-Angebot! **100 000 Stück Handtücher** Gerstenkornware, Gesundheitstücher, bestrapazierfest, reinweiß, m. fein. bunt, echtfarbiger Bordüre, kräft. Ausleuerware, in dauerhafte Qual., ob. lede Appretur, gesäumt und gebändert, Größe 42/100 cm **12 Stück nur Mk. 3.50** portofrei Nachnahme. Bedingungsl. Zurücknahme bei Nichtgefallen, Geld sofort zurück. Tägl. Nachbestellungen. Unzählige Anerkennungen. Illustr. Katalog üb. mehr als 200 bill. Artikel kostenl. u. portofrei **Gebr. Wirth, Münchberg-F 3051, Bay.** Mechanische Weberei u. Großversand

Kloster „St. Ursula" **Frankfurt a. M.,** Unterweg 10 Lyzeum und Oberlyzeum (mit Abiturabschluß) — Mittelschule (Marienschule) — Einjährige Höhere Handelsschule — verbunden mit Internat. Nähere Auskunft erteilt. **Die Oberin**

Arterienverkalkung Ihre Vorboten und Begleiterscheinungen wie: hoher Blutdruck, Atemnot, Schwindelanfälle, Herzbeschwerden, Schlaflosigkeit, Gicht, Rheuma bekämpfen Sie durch **„Radiosclerin"** Wz. Nr. 313844. *die seit Jahren bewährten radiumhaltigen Brunnen-Tabletten (mit Kontroll-Radiumgehalt). Nach Gutachten erster med. Autoritäten bewirkt reines Radiumsalz Entkalkung der Gefäße und damit eine bessere Blutzirkulation, sowie normale Funktion der lebenswichtigen Organe, besonders des Drüsensystems durch Wiederherstellung geistiger und körperlicher Frische.* **Achtung! Ermäßigte Preise!** *Orig.-Röhre mit 18 Tabl. Mk. 2.25 Orig.-Packg. mit 5 Röhren Mk. 9.90. Orig.-Packg. mit 10 Röhren Mk. 18.—* **Zu haben in allen Apotheken** *Literatur mit ärztlichen Gutachten, klinischen Berichten und Probe-Tabletten kostenlos durch: Radiosclerin-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 68/115*

Inserieren bringt Gewinn

KLISCHEES AUTOTYPIEN, STRICHÄTZUNGEN HOLZSCHNITTE, GALVANOS FERNSPR. 442 **KINDT & BIELEFELD** GEGRÜNDET 1901 KLISCHEE- u. STEMPEL-FABRIK

Kluge Frauen verwenden täglich **CREME MOUSON** das mattierende Hautpflegemittel. Gesicht und Hände bleiben: Holde Hausfrauenart — zart und geschmeidig. Kaufe, spröde Haut hält in wenigen Stunden.

Schwache Nerven sind die Grundursachen der meisten Krankheiten. Bei Blutarmut, Herzklopfen, Schwächezuständen aller Art, Zittern, Appetitlosigkeit, nervösen Magenbeschwerden soll man Doppelherz, das anerkannte Nervenkräftigungsmittel nehmen. Vorbeugende Erfolge. Probeflasche RM 1,95 große Flasche 3,70 u. 4,65 Doppelherz-Dragees RM 1,50

BORKUM Bestempf. Häuser: **Strand-Hotel** u. **Strandvilla** **Viktoria,** direkt am Strande, ruhige Lage, Seeblick, Juli und August 6 bis 8 RM

CIGARRE Hoffmann SUMATRA-BRASIL QUALITÄT 17cm Long Filler zu fabrikpreis für nur 6 Pf CIGARREN-FABRIK-BRAUN FORST (BADEN)

J. Mann, 30 J. alt, kath., Rheinländer, Geschäftsm., sucht d. **Bekanntschaft** eines geschäftstücht. Mädchens, das Lust und Liebe für Geschäft hat. Witwe nicht ausgeschl. Etwas Vermögen od. Aussteuer erw., aber nicht Bedingung. Gebot 6000 RM Vermögen. Nur ernstgem. Zuschriften u. Nr. W. B. 1051 „Der 7. Tag" Paderborn.

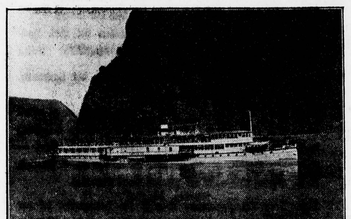
Dort wo der Rhein ...

Frohe Rheinfahrt

Kleine Hymne

Die Ufer des Rheines entlang hinauf und hinunter liegen nun wieder die kleinen und größeren weißen, schmucken Motorboote und Dampferchen — fein säuberlich geputzt, blank gescheuert und neugestrichen — in Erwartung der ersten Gäste und Rheinreisenden.

Die ganze fröhliche Poesie der bekannten kleineren und größeren Rheinfahrten steht nun bald wieder in schönster Blüte. Und das mit Recht. Denn so eine sonnige Rheinfahrt ist äußerst bequem und billig. Zunächst: ein in diesem Jahre



Die „Hindenburg" an der Loreley

recht mäßiger Fahrpreis berechtigt zu jedem Platz: Bänke, Klappstühle, Sitze mit Tischen, Sommersitze, Schattensitze, man braucht nur zu wählen. Dann eine gute und gleichfalls recht preiswerte Verpflegung an Bord. Dazu die so eindrucksvolle und erlebnisreiche Fahrt durch die herrliche Stromlandschaft! Viele Wünsche, die so ein herrlicher, sonniger Reisetag in uns wachrufen mag, finden Erfüllung.

Es ist eine besonders schöne Freude, sich z. B. auf so ein blitzendes Motorschiff zu setzen und dann, wenn auch bekannten, so doch wieder stets aufs neue überraschungsreichen Strom hinaufoder hinunterzufahren und seine ganze wechselvolle romantische Landschaft — dieses Zuviel — mit all dem Reichtum seiner Fassung einen Sonntag lang sich in Herz und Auge leuchten zu lassen. Ein Blick bisweilen auf fröhliche Menschen, deren Lachen über ganze Deck schallt, muß nur so sünden. Eine kleine, wackere Musikkapelle unterstützt eine kleine Gesellschaft, die vielleicht mehr mit der Seele als mit der Kehle singt. So ziehen sie dann vorüber die Berge und Burgen, die stillen, schmucken, gästefreien Ufersiedlungen und -dörfer, fast will jedes mahnend künden, eh es zu spät ist: „Verweile doch!" ich bin so schön.

Sie alle greifen ans deutsche Herz. Berge und Strom umarmen sie; so nimmt man all ihren Zauber aufs neue mit in den neuen Tag von

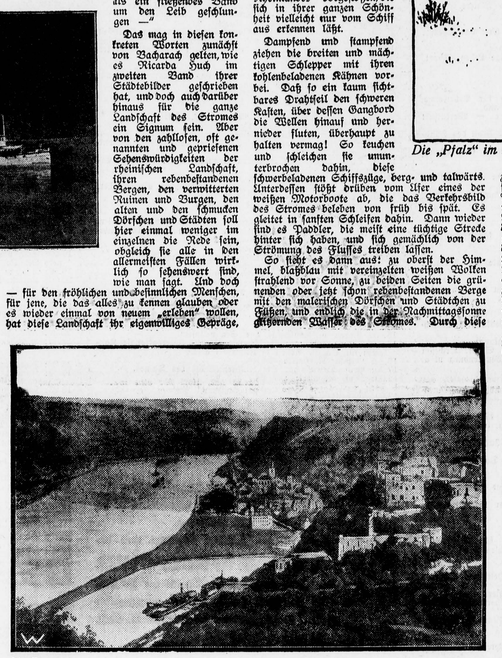
Neuwied, Pegelturm

Das ist der Rhein

Landschaft und Strom

„Neben und wieder Neben, aus denen Mauern und Türme ragen, blauschimmernde Schieferdächer, die verfallene Burg auf der Höhe und die Wellen der kahlen Hügel und des Rheins als ein flehendes Band um den Leib geschlungen —"

Das mag in diesen konkreten Worten zunächst von Bacharach gelten, wie es Ricarda Huch im zweiten Band ihrer Städtebilder geschrieben hat, und doch auch darüber hinaus für die ganze Landschaft des Stromes ein Signum sein. Aber von den schlossen, oft genannten und gepriesenen Sehenswürdigkeiten der rheinischen Landschaft, ihren rebenbestandenen Bergen, den verwitterten Ruinen und Burgen, den alten und den schmucken Dörfchen und Städten soll hier einmal weniger im einzelnen die Rede sein, obgleich sie alle in den allermeisten Fällen wirklich so sehenswert sind, wie man sagt. Und doch darf ein Gang durch diese Landschaft ihr eigenwilliges Gepräge, — für den fröhlichen und beschwingten Menschen, für jene, die das „alles" zu kennen glauben oder es wieder einmal von neuem „erleben" wollen, hat diese Landschaft ihr eigenwilliges Gepräge,



St. Goar

und da sie es eben hat, kann man niemals müde werden, in ihr zu leben, sie zu durchwandern oder auch zu durchfahren und sie dabei mit stets neuem Entzücken zu betrachten. Man kann unzählige Male den Strom hinaufschauen, sein, näher und weiter, ohne die gleiche Landschaft zweimal gesehen und erlebt zu haben. Freilich sind die Unterschiede oft nur gering; sie mögen gar manchmal im Gedenken einer Stunde besonderer Art, manchmal nur im Gesicht dieses einen Tages verankert sein. Die Unterschiede mögen auch oft nur im Grundton der Weite, nur im Glänzen der fernen Berge über den Windungen des Stromes liegen, — aber für das Herz muß es stets aufs neue Freud und Lust ohne Ende sein und das Auge muß diese feinen Nuancen abschätzen lernen. Das Gesamtbild der Landschaft zerfällt dann; die Zwischenstufen werden reichhaltiger, und so erwächst uns die Fülle all dessen, was das Auge erfreut. Und aus jenen wachsenden Fähigkeiten der Blicke, die Besonderheiten und Unterschiede sinnvoller und plastisch deutlicher festzustellen.

Der schönste Landstrich von Deutschland, an welchem unser großer Gärtner sichtbar von ameise gearbeitet hat, sind die Ufer des Rheins von Mainz bis Koblenz, die wir auf dem Strom selbst bereist haben. Das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum —" schrieb Heinrich von Kleist. Man besteigt also jetzt, da die Sonne wieder scheint; an irgendeinem freien Samstag oder am Sonntag in Koblenz einen der vielen Dampfer. Der Ehrenbreitstein liegt drüben im Glanz der Sonne. Durch die alte einzig übriggebliebene Schiffbrücke, die eigens für jedes Fahrzeug mit Gestoßen und Gerassel auseinandergekettet wird. Der Fremdling steht hier und staunt darüber, mit welchem Geschick und wie sicherem die findigen Brückenwärter das alles anzufangen bringen. Die Rheinanlagen zur Rechten mit ihrem prächtigen Baumbestand zählen

Die „Pfalz" im Rhein

zehn Grenadiere kaiserlicher Pappeln die Uferstraße. Filsen gegenüber Boppard mit seiner Promenade und seinen schönen Hotels, Camp und von dort aus ein schöner Strandweg nach Bornhofen. Darüber Sternberg und Liebenstein, die aus allen rheinischen Gauen bekannten Burgen der feindlichen Brüder. Weiter stromauf, die Sonne ist nun schon merklich auf die Kuppen der Berge herabgesunken — ein besonderes Idyll: die stille Insel bei Lorch. Dereinstige alte Weiden im Uferschilf. Kleine Erlen, Akazien, Eschen und wieder Weidengesträpp. Sie liegt so verwunschen im Strom, umbrandet tagtäglich von lautem Verkehr, und bleibt doch ein einsames Eiland.

Weiter hinauf, wo hinter Rüdesheim, bei Geisenheim, Hattenheim, Eltville und Schierstein lange pappelbestandene Ufer an Ufer des Stromes entlang führen, wo zu Füßen der hier sanfter steigenden Berge mit den allzu bekannten gesegneten „Lagen", die auf kaum einer irgendwie noch erwähnenswerten Weinkarte fehlen, aus herrlichen Gärten mit alten Bäumen und einem sommerlichen Paradies von Blumen weiße Villen ragen, deren Terassen im Juni, Juli und August Fluten von dunklen Rosen wie alte Gobelins auf die Weltenperspekte niederfallen, wo dann wieder drüben vor Gau-Algesheim, Algesheim, Heidesheim und Budenheim sich die vielen fruchtbaren Gärten und weiten Felder erstrecken, hat die Landschaft des Stromes, eben der Rheinau, wohl ihre eigenwilligsten und auch ihre gottsegnetsten Breiten. Der Strom ist hier, wenn man rheinaufwärts kommt, aus dem engen und doch fast geschlossenen mittleren Rheintal herausgetreten, und hat diese weiten Rheingauefilde in eine einzig frucht- und blumenprangende Landschaft verwandelt, in die vom Westen her vereinzelt die Ausläufer der Pfälzer Berge herniederfallen, während vom Osten in diesen offenen Bogen des Taunus hineinstößt und diesen Talkreis und Raum mit seinen zahllosen flachen und milden Tälern und seinen waldbestandenen hügeldurchsetzten Gebirge füllt. Dann grüßt uns das „goldene Mainz".

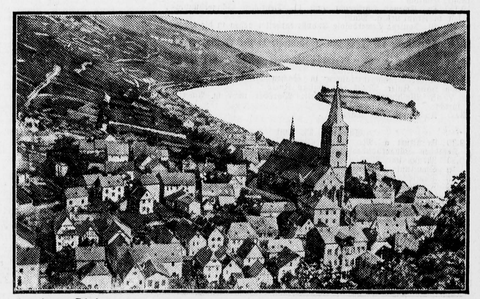
Soviel von den Eindrücken einer sonnigen Rheinfahrt. Spärliche Schatten von Einbrüchen, die sich nur eben andeuten lassen. Aber das ist der Rhein. Die Fahrt bedarf eines gütigen Wetters, dann leuchten Berge und Strom, geöffneter liegen die Dörfer und Städtchen; und Kirchen und Burgen stehen scharf über dem Glanz und Gewühl der Schiffbrücken. Die ganze Landschaft taucht Sonne und schimmert in einer licht entwirklichten Heiterkeit.

Das ist der Rhein. Wie der Dichter sagt: „Deutschland, wo es stärkt und tröstet."

Heinz Hart.

Dreiteilung gleitet der Dampfer eilig einher an den Ufern einer Landschaft, die alles Räumliche fast verloren hat. So auf dem Wasser, inmitten des Stromes hat man genügend Zeit, sich dem schönen Berufe, nur zu schauen, in idealer Weise hinzugeben. Die Bilder werden zur Nachten und zur Linken nur so herangetragen. Der Rhein durchfließt hier bestimmt eine Zauberwelt, die uns alle immer wieder in ihren Bann zieht.

Nun säumen alte Kastanienbäume und ein-



Lorch am Rhein

Rundfunkprogramme

vom 17. Juli bis 23. Juli 1932

Langenberg

Sonntag, 17. Juli

7.00: Choral: Harre meine Seele.
7.03: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
8.30: U. Hösel: Aus der Mappe eines Fotoamateurs.
9.00: Morgenfeier. Menschen im Kampf.
10.00: Frankfurt: Großer Preis von Deutschland a. d. Nürburgring.
10.35: Einweihungsfeier des Ruhr-Landheimes bei Bochum.
11.15: Gruß am Krankenbett.
11.30: Frankfurt: Großer Preis von Deutschland a. d. Nürburgring.
12.00: Die Welt auf der Schallplatte. A. Lübke: Musik aus Dänemark.
12.20: Dr. Söhngen: Natur und Geist im Katholizismus.
12.40: H. Ebert: Musik der Woche.
13.00: Mittagskonzert.
14.30: Frankfurt: Zweite Fernprobe zu den Gesamtchören des 1. Hauptkonzertes des 11. deutschen Sängerbundesfestes.
15.15: Frankfurt: Großer Preis von Deutschland a. d. Nürburgring. Schluß des Rennens.
15.45: Prof. Dr. Janlon: Der Haushalt des Bienenvolkes.
16.10: Schachfunk.
16.30: Bolksliedkonzert.
17.35: Dr. Hemmemann: Die sozialreformerischen Maßnahmen der neuen Notverordnung.
18.00: Untere Städte in Rheinland und Westfalen: Münstereifel.
18.30: Joh. Drosler: Die Biedermannbeiser in der Eifel.
18.55: A. Uzarski: Aus dem Reisetagebuch eines Malers.
19.15: Eine Stunde Kurzweil.
19.50: Erste Abendmeldungen, Sportvorbericht.
20.00: München: Funkvariationen in drei Teilen über das Thema: Mann und Weib — Weib und Mann.
21.35: Abendkonzert. Charakterstücke und Serenaden.
22.20: Letzte Meldungen, Bericht über das geistige Leben, Sport.
ca. 22.40: Nachtmusik.

Montag, 18. Juli

9.45: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk: Schnurren aus dem Münsterland.
16.20: Jugendfunk: Aus Fridtjof Nansens Leben. — Werkarbeit für unsere Jugend: Lustige Doppelschnitte.
18.15: Dr. Helene S. Müller: Die Mitarbeit der Frau des Handwerksmeisters.
18.40: Dr. Schade: Naturnähe als das Fundament der Gesundheit des Kleintindes.
19.15: Vom Tage.
19.30: G. Bener: Beluch bei Textilheimarbeitern im Bergischen Land.
20.00: Wien: Die Fledermaus. Operette von Emmerich Kalman.
ca. 22.45: Nachtmusik.

Dienstag, 19. Juli

9.45: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kindertturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk: Lieder der Eifel.
16.20: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. Dr. Weigert: Dresden.
16.45: H. Wille: Gedichte.
18.00: Dr. Sierp: Moderne Abwasser-Kläranlagen im Ruhrgebiet.
18.20: A. Prugel: Der fremde Befehl. Erzählung.
18.40: Frauenfunk.
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Dr. Schulz: Möglichkeiten der ländlichen Siedlung in Deutschland.
20.00: Rudolf Braune (†): Sommernachts (Erzählung).
20.30: Konzert im Schloßgarten Münster. Das Städt. Orchester spielt Werke von Lorking, Strauß, Millöcker, Blankenburg u. a.
22.30: A. Niemann: Vom Sport.

Mittwoch, 20. Juli

8.05: Prof. Dr. Emmy Wingerath: Der Kampf der Frauen um ihre Kaufbürgerlichen Rechte.
9.45: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk: Ausdrucksgleichheit von Dichtung, bildender Kunst und Musik.
16.25: Rea. u. Schulrat Klen: Das praktische Jahr.
18.20: J. Behn: Frauen in der Krise der Zeit.
18.40: Aus der Welt des Tieres. H. Roselieb: Das Rind.
19.15: Vor allem Gesundheit.
19.30: Dr. Klesle: Sozialcharitatboliche Literatur.
20.00: Berlin: Berlin bleibt doch Berlin. Großer bunter Tanzabend. Mitw.: G. Schwenn, W. Schaeffers.
ca. 22.20: Berlin: Abendunterhaltung des Berliner Konzertvereins.

Donnerstag, 21. Juli

9.45: Gymnastik für Frauen.
10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.15: Schulfunk: Leben und Treiben in den Oasen und Dörfern der Sahara.
11.10: Schulfunk: Kindertturnen mit Musik.
12.00: Frankfurt a. M.: Eröffnung des 11. Deutschen Sängerbundesfestes Bannerübergabe
18.10: F. W Brückner: Neue amerikanische Erzähler.
18.30: Aus der Arbeit der Werksschule in Oberhausen (Rhld.) Zusammenfassende Aussprache.
18.45: J. Delmont: Aus den Urankämpen des Films in Amerika.
18.40: Italienisch.
19.15: Vom Tage.
19.30: Dr. Schlenker: Sechzig Jahre Langnam-Verein.
20.00: Musikalisches Durcheinander.
21.10: Breslau: Hörspiel von Roda Rodas Leben. Der Versuch einer heiteren Autobiographie.
Anschl. Uebertragung von der Rheinterrasse Rodenkirchen: Kapelle Bobbie Hind.

Freitag, 22. Juli

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.15: Schulfunk: Frankreich.
16.00: Frankfurt a. M.: Volksdeutsche Weihestunde anläßlich des Deutschen Sängerbundesfestes
17.30: Jugendfunk: Ich lerne Völken kennen. — Piet und Jack, eine Erzählung aus den Diamantenfeldern in Südafrika.
18.10: Die Welt auf der Schallplatte. H. Tölle: Der Bretoner Schmiedetanz.
18.40: Englisch.
19.15: Dr. Emens: Hörbericht vom 11. Deutschen Sängerbundesfest in Frankfurt a. Main.
19.30: W Janlen: Ermerbslose Industriearbeiter gehen in die Landwirtschaft
20.00: Festertunde der Deutschen Jugendkraft in der Westfalenhalle, Dortmund
20.30: Frankfurt a. M.: Begrüßungskonzert anläßlich des Elften Deutschen Sängerbundesfestes.
21.00: Wiedergufnahmeoperlabren in Sachen Rembrandt. Hörspiel von Hans Rosler Musik von Gustav Kneip.
ca. 22.45: Waihington: K. G. Sell: Worüber man in Amerika lvricht.
23.00: Nachtmusik und Tanz.

Samstag, 23. Juli

9.30: Frankfurt a. M.: Volksdeutsche Weihestunde anläßlich des Deutschen Sängerbundesfestes.
10.30: Mensch und Welt Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kindertturnen mit Musik.
11.20: Deutschlandsender Schulfunk
15.30: Frankfurt a. M.: 2. Hauptkonzert anläßlich des Elften Deutschen Sängerbundesfestes
17.35: Englisch
18.00: A Unruh: Aus dem Reisetagebuch eines Malers.
18.20: Anna Heidermanns: Hausfrau und Handwerk
18.40: Dr Braun: Im Schatten des Schicksals zum 100. Todestag des Herzogs von Reichstadt)
19.15 Funkfilfe für alle
19.30 J Schreiber: Die Ethik des politischen Kampfes.
20.00 Hinaus in die Ferne! Lustiger Abend.
Anschl Stuttgart. Nachtkonzert
24.00 Meister des Jazz

Deutsche Welle

Deutsche Welle: Gleichbleibende Wetterags-Vortragsfolge. 5.45: Wetter für die Landwirtschaft. ● 6: Gymnastik. ● 6.15: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert. ● 10: Neueste Nachrichten. ● 12: Wetter für den Landwirt, — anschl.: Konzert und Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Rauener Zeit. ● 13.35: Nachrichten ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter, Börse. ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft.

Deutsche Welle: Sonntag, 17. Juli

6.00: Funkgymnastik.
6.20: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
Anschl. Wochenrückblick auf die Marktlage.
8.20: Dr. Stahle: Tagesfragen der Schweinehaltung.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorberlage.
11.00: Musiker-Studien. Dr. Feinberg: Pianisten.
11.30: Leipzig: Prof. Dr. Beuß: Interessante Sächsische Städte.
12.00: Hamburg: Mittagskonzert
14.00: Dr. Simon: Der Dichter an die Freundin (von Goethe bis zu Mitte).
14.30: Frankfurt: Zweite Fernprobe des D.S.W.F. zu den Gesamtchören des 1. Hauptkonzertes des 11. Deutschen Sängerbundesfestes.
15.15: Nürburgring: Großer Preis von Deutschland. Staffelhörbericht.
15.35: Dr. Göllner: Menschenkundliche Untersuchungen in deutschen Dörfern.
16.00: Unterhaltungs- und Tanz-Musik. Ausf.: Musikkorps der Kommandantur Berlin. — Kapelle Leo Bermann.
16.35: Rennbahn Grunewald: Großer Preis von Berlin.
16.50: Fortsetzung der Unterhaltungs- und Tanzmusik.
17.30: Aus der Berliner Sommerschau: Rhönrad-Turnier.
17.45: Fortsetzung der Unterhaltungs- und Tanzmusik.
18.20: Ernst Reinburg liest eine Novelle.
19.00: Dr. Wüsel: Feria Sevillana. Ein andalusisches Volksfest.
19.20: Karl Grob: Das Lied von Menschenhand, von E. Krutina.
19.30: Leipzig: Ausschnitt aus den Deutschen Bundesfegelmeisterschaften. (Schallplatten)
19.50: Sportnachrichten.
20.00: München: Funkvariationen über das Thema: Mann und Weib — und Weib und Mann.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik des Orchesters Hans Schindler.

Deutsche Welle: Montag, 18. Juli

9.30: J. Kallik: Mensch und Organisation.
15.00: Ehefestdatum: Silene: Bilderstichriften vor 100 Jahren.
15.40: H Starke: Fotografische Streifzüge durch die Tier- und Pflanzenwelt.
16.00: Dr. Schlüter: Die rechtlichen Grundlagen der religiösen Erziehung.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr. Dietrich: Die großen Philosophen als Erzieher.
18.00: Dr v. Kries: Das heimliche England.
18.30: Dr. Hahm: Handwerk und Volkskunst.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.20: Baudirektor Schoelhaas: Zweckmäßiger Bau von Viehställen.
19.35: Prof. Doegen: Schwierigkeiten der englischen Aussprache. Mit praktischen Lautdemonstrationen.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Hamburg: Operetten-Stunde. Ausf.: Norag-Orchester.
21.00: Tages- und Sportnachrichten.
21.10: Hamburg: Sachsenwald. Ein deutsches Bild.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Serenaden-Musik Aus: Neues Bach-Orchester.

Deutsche Welle: Dienstag, 19. Juli

15.00: H. Manoorudbin Ahmad: Die indischen Fürsten und ihre Schätze.
15.40: Marga v. Kuhlwein: Die Scilly-Inseln.
16.00: Elli Heuß-Knapp: Bericht über die 2. Internationale Konferenz für Soziale Arbeit in Frankfurt a. M.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr. Sachs: Die Kulturgeschichte des Tanzes.
18.00: Prof. Schubert: Der Laie und das Klavier.
18.30: Dr. Trautwetter: Der Verkehr der Zukunft.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.15: Min.-Dir. Ulscher: Bereinheitlichung der öffentlichen Haushalte.
19.35: Dr. Balchwitz: Völkerhaß als Massenwahn.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: München: Abendkonzert des Funkorchesters.
22.00: Dr. Mäuscher: Politische Zeitungsschau.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Hamburg: Gastkonzert des Norag-Orchesters.

Deutsche Welle: Mittwoch, 20. Juli

9.30: Dr. Margot Ries: Das WWW des Kunstverstandnisses.
15.00: Maidi Voll: Auf ein Sommernachtstraum nach Kisling.
15.45: Dr. Anne Sprengel: Beratung der Siedlerfrauen in der Dissiedlung.
16.00: Dr. Traub: Querschnitt durch Zeitschriften.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Landgerichtsdirektor Dr. Lehmann: Streikzüge durch das Bürgerliche Gesetzbuch.
18.00: R. Herwied u. Mitm.: Das Orchester u. seine Instrumente.
18.30: Dr. Lorenz: Radioaktivität, ihre Bedeutung für die Forschung.
18.55: Prof. Dr. Röpke: Kann uns eine Autarkie aus der Krise führen?
19.35: Leipzig: An der Saale hellem Strande. Heimatkundliche Hörfolge mit Musik.
20.35: Militärkonzert. Ausf.: Musikkorps des 3. Bats. 11. Sächs. Inf.-Regt.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Abendunterhaltung Ausf.: Berliner Konzertverein.

Deutsche Welle: Donnerstag, 21. Juli

15.00: H. U. Junker: Lehrgang für deutsche Volkstänze.
15.45: Erliche Memes: Altersfürsorge als Laienarbeit.
16.00: Dr Weis: Die Bewegungsfreiheit auf der Oberstufe der höheren Schule.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Hellpach: Deutschlands wirtschaftliche Interessen im atlantischen Raum.
18.00: Rolf Gladbera: Balladen, Songs und Chansons der Gegenwart. Am Flügel: Hartmut Wegener.
18.30: Prof. Dr. Reichenbach: Wahrscheinlichkeit und Kausalität.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.20: Prof. Dr. Kraus: Die Rolle des Humus im Haushalt des Waldes.
19.30: Unterhaltungsmusik der Kapelle Arkadi Flato.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Gerd Fricke u. Klaus Herrmann: Die Rückkehr zur Natur. Nach dem Roman von Paul Keller.
21.00: Frankfurt a. M.: Elftes Deutsches Sängerbundesfest. Der Jüngste Tag (3. Teil): Oratorium von Eugen Jochum.
21.40: Hofer-Reichenau: Afrikanische Vision.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Hans Fellows.

Deutsche Welle: Freitag, 22. Juli

15.00: Toni Sterna: Die weibliche Jugend im freiwilligen Arbeitsdienst.
15.40: Jugendfunde: Praktisches Naturforschen.
16.00: Frankfurt a. M.: Volksdeutsche Weihestunde, anläßlich des Elften Deutschen Sängerbundesfestes.
17.30: Dr. Frank: Rauchen oder Nichtrauchen?
18.00: Serenadenmusik des 18 Jahrhunderts.
18.30: Prof Eulenburg: Störungen im Welthandel als Ursache und Folge der Wirtschaftskrise.
19.00: Aktuelle Stunde
19.15: Wissenschaftlicher Vortrag für Tierärzte.
19.35: J. Bunt: Weltmächte der Erde: Petroleum.
Anschl Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Washington: K. G. Sell: Worüber man in Amerika lvricht.
20.15: Ubering. Nairs: Viertelstunde Funktechnik.
20.30: Frankfurt a. M.: Elftes Deutsches Sängerbundesfest. Begrüßungskonzert des Sängerbundes Nassau.
21.00: Tages- und Sportnachrichten.
21.10: Stuttgart: Bei uns zu Lande. Volkstümlicher Heimatabend.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.15: Köln: Ausschnitt aus der Feststunde zur Eröffnung des 3. Reichstreffens der Deutschen Jugend-Kraft (Schallplatten)
22.45: Köln: Nachtmusik und Tanz. Ausf.: Funkorchester.

Deutsche Welle: Sonnabend, 23. Juli

10.00: Stunde der Unterhaltung
15.00: H. Niemann: Mit 4 PS und Zeltdach in die Ferien.
15.45: Louise Diel: Zelle im Grünen.
16.00: Dr Thieme: Wie sieht es über uns in der Atmosphäre aus?
16.30: Königsberg: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Strauß: Viertelstunde für die Gesundheit.
17.50: Klare Schallaa-Krüger: Anlage für Erholungsreisende.
18.05: E Brauhner: Musikalische Wochenschau.
18.30: Dr iur. Haenel: Wer war Münchhausen?
19.00: Prof Dr Reichenbach: Wahrscheinlichkeit und Kausalität.
19.30: Stille Stunde. Robert Schumanns „Waldszenen".
Anschl Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Köln: Tanz an der Freud Lustiger Abend.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.40: Stuttgart: Nachtkonzert.

Frankfurt

Sonntag, 17. Juli

6.15: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Katholische Morgenfeier aus dem Franziskaner-Kloster Frauenberg-Fulda.
9.15: Stunde des Chorgesangs. Ausf.: Volkschor Liederquell, Bad Soden.
10.00: Nürburgring: Staffelreportage vom Rennen um den Großen Preis von Deutschland 1932. Start und erste Runden.
11.30: Nürburgring: Staffelreportage vom Rennen um den Großen Preis von Deutschland 1932.
12.00: Wien: Konzert.
13.00: Köln: Konzert.
13.50: Lehmmittendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.00: Dr. Finger: Versuchsergebnisse im Lugenau.
14.30: Zweite Fernprobe des D.S.W.F. zu den Gesamtchören des ersten Hauptkonzertes des 11. Deutschen Sängerbundesfestes.
15.15: Nürburgring: Staffelreportage vom Rennen um den Großen Preis von Deutschland 1932. Letzte Runden und Schluß.
15.30: Stunde der Jugend.
16.00: Karlsruhe: Konzert des Kammerorchesters der Badi. Hochschule u. des Konservatoriums für Musik.
17.10: Mannheim: Unterhaltungsmusik für Blasorchester. Ausf.: Badisches Orchester Mannheim.
18.00: Dr. Huber: Romantik und Katholizismus.
18.25: Dr. Wagner: Der berufsbündige Aufbau des Handwerks.
18.50: Dreißig bunte Minuten.
19.20: Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. Sportnachrichten.
19.30: Der Bäder-Zaagele — oder — Was Goethe einem armen Teufel gab, von M. J. Kreuz. Gelesen von Mathilde Enzig.
19.45: Eine Viertelstunde Lyrik. Alma Johanna Koenig. Gesprochen von Charlotte Christians.
20.00: Edmund-Dyster-Abend unter Leitung des Komponisten. — Mitw.: Eva Hadrabowa, A. Sulzer.
22.00: Mannheim: Betrachtungen zum Alltag, von W. E. Süskind.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Berlin: Tanzmusik der Kapelle Hans Schindler.

Montag, 18. Juli

15.20: Frau Dr. Laarmann: Wer ist die Hauptperson bei der Siedlung?
17.00: München: Nachmittagskonzert. Werke von Auber, Maisenet, Waldteufel, Leuchner u. a.
18.30: Englisch.
19.00: Schallplattenkonzert. Zwei große Szenen aus Richard Wagners Musikdramen.
19.30: Deutsche Reden: Hans Jost spricht.
20.00: Unterhaltungskonzert des Funkorchesters. Kompositionen von Paul Linde.
21.00: Platz 13 . . . Reihe 13. Hörspiel von H. Ph. Weiß.
22.00: Mannheim: Liederstunde. Werke von Beethoven, Schubert, Schumann, Wolf. Ausf.: F. Seefried (Bariton). Am Flügel: Lulie Schatt-Eberis.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: München: Nachtmusik.

Dienstag, 19. Juli

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Konzert des Funkorchesters. Werke von Lorking, Humbert, Sauppe, Fucik. Solist: E. Schrempf. Am Flügel: A. Hoagen.
18.25: Kunst in Not. Anläßlich der 2. Bubenmesse Frankfurter Künstler im Juli 1932.
19.00: Konzert auf Schallplatten. Eine halbe Stunde Caruso.
19.30: Unterhaltungskonzert des Philharm. Orchesters Stuttgart. Werke von Mozart, Rhom, Meyerdeer, Rich. Strauß, Albert. Solist: Koloman von Pataky.
21.00: Freiburg: Ein Barockjuwel am Bodensee. Hörbericht aus dem Birnau.
21.30: Werke von Robert Schumann. Ausf.: Nia Ginster (Sopran), H. Rosbaud u. E. J. Rahn (Klavier).
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik der Stuttgarter Philharmoniker.

Mittwoch, 20. Juli

15.15: Stunde der Jugend. Sonne und Kraft, eine Hörfolge.
17.00: Bad Kissingen: Nachmittagskonzert des Münchener Philharmonischen Orchesters.
18.25: Dr. Nuß: Landwirtschaftliche Betrachtungen.
19.00: Konzert auf Schallplatten. Die Comedian Harmonists singen.
19.40: Geflügelte Erde (nach Max Dauthendey), von O. L. Brandt.
20.00: Mannheim: Virtuose Klaviermusik. Ausf.: Otto Vos.
21.00: Das Stauwerk. Hörspiel von Gerhard Menzel.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.

Donnerstag, 21. Juli

12.00: Elftes Deutsches Sängerbundesfest. Bannerübergabe.
15.00: Stunde der Jugend: Wie das Glühwürmchen zu seinem Laternchen kam. — Kleine Erlebnisse auf großer Faltbootfahrt.
17.00: Köln: Vierteskonzert.
18.25: Zeitfragen.
19.00: Konzert auf Schallplatten.
19.30: München: Bunter Abend.
20.00: Elftes Deutsches Sängerbundesfest. Der fünfte Tag. Ein Oratorium nach Worten von A. M. Miller, von Otto Jochum.
21.30: Wird noch bekanntgegeben.
21.50: Freiburg i. Br.: Mechanische Musik von Mozart bis Hindemith.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik der Stuttgarter Philharmoniker.

Freitag, 22. Juli

11.00: Elftes Deutsches Sängerbundesfest. Paulskirchenfeier.
15.20: Dr. Kloba: Die Abschließung und Trockenlegung der Zuidersee.
16.00: Elftes Deutsches Sängerbundesfest. Volksdeutsche Weihestunde.
17.35: Konzert.
18.20: Nervenvortrag: Die Bedeutung der auf den Menschen übertragenen Tierkrankheiten.
19.00: Dr. Gelow: Vom lebendigen deutschen Denken.
19.30: Lieder, gesungen von Bernhard Klenik Am Flügel: Artur Haagen.
20.00: Washington: K. G. Sell: Worüber man in Amerika lvricht.
20.15: Vortrag: Das 11. Deutsche Sängerbundesfest.
20.30: Elftes Deutsches Sängerbundesfest Begrüßungskonzert des Sängerbundes Nassau.
21.30: Schwäbische Dorfen. Volkstümlicher Heimatabend.
22.00: Kalsmir Edschmid: Die griechische Olympia und die heutigen Olympiaden.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik. Serenaden für Bläser. Werke von Mozart, R. Strauß, Dvorak. Ausf.: Münchener Bläser-Orchester.

Samstag, 23. Juli

9.30: Elftes Deutsches Sängerbundesfest. Volksdeutsche Kundgebung.
11.00: Elftes Deutsches Sängerbundesfest. 1. Hauptkonzert.
15.30: Stunde der Jugend.
17.00: Konzert des Funkorchesters. Werke von Lorking, Massenet, Joh Strauß Solistin: Else Grünwald.
18.25: Dr. A. Graf Brockdorff: Goldwährung oder Indexwährung.
19.00: Steirische Volksliedersingen und Jodler. Ausf.: MGV. Sängerbund, Knittelfeld - Steiermark.
20.00: Wien: Bunter Abend.
22.00: Meistbaut aus Liebestummer. Novelle einer Landschaft von Rudolf G. Binding.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachmittagskonzert des Philharm. Orchesters Stuttgart. — Werke von Wagner, Nicolai, Lorking, Bizet, Tschaikowsky, Kuck Suppe, Joh. Strauß, Zeller Solisten: Gerda Hanl (Sopran), H. Buchta (Tenor)

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 17 Sonntag, 24. Juli 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ferien

Die Sonne lacht vom blauen Himmel und spendet Wärme und Segen, heute wie in jedem Jahr. Die Wälder rauschen, die blauen Berge locken, Welle auf Welle rollt heran und derebbt am sandigen Meeresstrand. Die Ferienzüge verlassen die menschlichen Siedlungen, und jeder, der heute noch das Glück hat, seine tägliche Arbeit um einige Wochen unterbrechen zu dürfen, erhofft sich Einsamkeit, Stille und Besinnung. Aber die Ferienzeit des Jahres 1932 bleibt doch immer noch Bestandteil dieses ganzen Zeitabschnittes, der in diesem Jahr eine Krönung seiner Nöte und Sorgen erfahren hat, wie sie viele Generationen vorher nicht mehr kannten. Es sind Notferien, die das deutsche Volk in diesem Jahr feiern muß. Der Begriff Ferien selbst ist etwas zwiespältig geworden. Sechs Millionen Menschen sind seit Jahren durch die Wirtschaftsnot zu „Ferien" gezwungen worden, über denen von Monat zu Monat mehr sich der Schatten einer großen Verzweiflung senkt. Alle Gegensätze haben sich zugespitzt. Keiner kennt die Zukunft. Die außen- und innenpolitischen Fragen, die nun einmal das Leben des einzelnen bestimmen, sind ungelöst, und mitten in der Reisezeit winkt dem deutschen Volke ein Wahlkampf, wie es ihn in gleicher Aufpeitschung der politischen Leidenschaften noch niemals erlebt hat.

Keiner von denen, denen es noch vergönnt ist, wirklich Ferien, also Urlaub vom Alltag zu feiern, wird sich so von seiner Umwelt und den Sorgen seines Volkes loslösen können, daß er darüber das graue Geschick dieser Elendszeit vergäße. Aber noch niemals hat eine Nation mit Selbstanklagen, Hoffnungslosigkeit und Grau-in-Grau-Malerei ihr Los gewendet. Es kommt in diesem Jahre mehr denn je darauf an, sich die karg bemessene Ferienzeit durch Frühsinn und Schwarzseherei nicht verleiden zu lassen. Gerade die Zukunft, über deren Schwere wir uns ohnehin keinen Täuschungen hingeben dürfen, braucht an Leib und Seele ausgerichtete und gesunde Menschen, die sich als letzte Kraftreserve einen nicht kleinzukriegenden Mut zum Dasein bewahrt haben. Die Ferienzeit darf weder banalisiert werden durch ein flaches und ideenloses Amüsement, noch darf sie beeinträchtigt werden durch ein gegenseitiges Sich-Mießmachen und ein Raunen der Lebensfreude, die heute notwendiger ist denn je. Wer bereits seinen Ferienurlaub verlebt, wo vorbrachte hat, sei es in einem Badeort, sei es in einem kleinen Gebirgsdörfchen, wird festgestellt haben, daß die Menschen ängstlicher, zugeknöpfter und mißtrauischer gegeneinander geworden sind. Die politische Situation unseres Vaterlandes liegt bisweilen wie ein lähmender Druck über den Erholungssuchenden irgend eines Hotels oder einer Pension, und obwohl jeder aus seiner Zeitung täglich seine politische Nahrung schöpft, wird in der Unterhaltung jedes politische Thema vermieden — man will nicht den Frieden des Hauses, der Natur und der Erholung stören.

Was gerade diesen Ferien ihren Wert und ihre Bedeutung verleihen könnte, das wäre eine entspannende Verbindung von körperlicher Entspannung und seelischer Besinnung auf die unvergänglichen Werte, die der Zeit zum Trotz in die Zukunft hinüber gerettet werden müssen. Nicht Wohlstand und äußeres Glück, nicht staatlicher Glanz und Größe, nicht satte Zufriedenheit gewährleisten die Härte und Ausdauer eines Volkes im Kampf um sein Dasein, sondern es sind ganz allein die Werte der Seele und Kultur, die jeden äußeren Machtanspruch, die Freiheit und Glück erst innerlich rechtfertigen. Weil es in diesem Jahre Ferien im Schatten der Politik und der Massennot sind, hat der Einzelne die Pflicht, einmal abseits von allen vorgefaßten Meinungen, von allen Parteidogmen und Gedankenschemen jene Fragen zu durchdenken, die uns heute zur Lösung aufgegeben sind. Die Politik ist nun einmal, ob wir wollen oder nicht, unser Schicksal, und die Reichstagswahl am Ende oder Beginn unserer Ferien gibt dieses Schicksal einem jeden von uns in die Hand. Die Ferienaufgabe dieses Jahres sei eine Besinnung und Vertiefung jener aus dem Gefühl geborenen Erkenntnisse, die der Geist zu konkretisieren hat, und die sich im Tageskampf in die Wirklichkeit umzusetzen haben.

***

Wenn die Zeit der Ferien kommt, wächst der im Deutschen übermächtig vorhandene Wandertrieb und die Lust am Schauen des Fremden. Die Reiselust ist in dieser Zeit wenigstens noch stärker entwickelt als in der Vorkriegszeit, und längst wird mit den Urlaubern, Erholungssuchenden und Touristen in den deutschen Bädern und Mittelgebirgen gerechnet, wie mit Sonnenschein und Regen. Es hat sich inzwischen auch im deutschen Vaterland herumgesprochen, daß es bei uns Gegenden genug gibt, die man noch nie gesehen hat und deren Schönheit noch nicht bekannt geworden ist. Und so hat man denn im Juli und August allerlei Arten von Fieber zu unterscheiden. Die einen packt das Heufieber, die anderen das Reisefieber, und an beiden sind die blühenden Wiesen schuld. Wie dem Heufieberbehafteten der Blütenstaub der Gräser in die Nase dringt, so schmeichelt sich dem Reisefieberkranken der Duft der Wiesen in die Seele und lockt ihn hinaus, fort vom heimischen Herd. Er will andere Wiesen und Wälder sehen. Und er hat Recht. In dem Wechsel der Umgebung liegt ja der große Reiz und der Wert des Reisens. Es ist ungefähr, als würden dem Menschen neue Augen eingesetzt; er lernt wieder die Natur sehen und verstehen, wozu er, abgestumpft durch die Gewohnheit des Büros und der Werkstatt, nicht mehr imstande war. So ist Reisen ein Jungbrunnen. Gewiß machen viele ein bedenkliches Gesicht, wenn die Reisefieberkurve in ihnen zu steigen beginnt. Die Aussichten sind schlecht, — wie soll man mit schlappem Beutel reisen können? Denn in den guten Jahren haben sich viele von uns angewöhnt zu sagen, wenn ich nicht gut und bequem reisen kann, verzichte ich lieber ganz. Das ist die Lebenslehre der Bequemen. Die anderen packen die Sache etwas herzhafter an. Sie sagen: Noch sind wir so beweglich, daß es uns Freude macht, ein Stück von der schönen Welt zu sehen. Wenn wir unsere Arbeit ein paar Wochen im Stich lassen können oder Ferien haben, dann wollen wir das auch kräftig ausnutzen. Je billiger, desto besser. Und es werden alle Möglichkeiten erwogen, wie man es fertig bringen kann, trotz schmaler Kasse ein paar genußreiche Wochen zu verleben.

***

Mit den Ferientagen kommen leider auch immer die alten Klagen und Beschwerden und mehr oder minder tiefgründig unterbauten Ausführungen über zuviel und zu wenig Ferien und über das Benehmen der Ferienreisenden und Erholungsuchenden.

Was das erstere angeht, so scheint es uns erlaubt zu sein, zu sagen, daß über die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Ferien kein Streit mehr entstehen darf, und wenn jemand kommt und die Absicht haben sollte, alle Diskussionen mit dem Einwand totzuschlagen, er hätte niemals Ferien gehabt, und zu seiner Zeit hätte man überhaupt nicht soviel von Ferien gesprochen, und es sei überhaupt früher alles besser gewesen als heute, so hat man diesem Glücklichen und Zufriedenen einfach nur zu gratulieren und ihn mit den besten Segenswünschen für die Zukunft zu entlassen. Tatsächlich ist derjenige, der keine Ferien nötig hat, wegen seiner guten Gesundheit und seiner Bedürfnislosigkeit wohrhaft zu beglückwünschen und fast zu beneiden. Der arme Teufel aber, der gerne einmal ein paar Tage ausspannen möchte, aber nicht ausspannen kann, wahrhaft zu bemitleiden. Eine Maschine, die ohne Unterbrechung läuft und bis zum Letzten beanspruchr wird, knackst am Ende doch zusammen. Damit, daß es Menschen gegeben hat, die viel arbeiteten und doch niemals Ferien machten und dennoch sehr alt wurden, ist garnichts zu beweisen; denn wer auf diese Kräftigen hinweist, die sehr dürftig an der Zahl sind, übersieht die Millionen, die in den besten Jahren zerbrochen sind, weil sie ein hochbeanspruchter Motor waren, dem das Oel vorenthalten wurde. Man sagt bisweilen, unsere Väter und Großväter seien reich gewesen, weil sie weniger Ferien als wir gemacht hätten. Da sich erwiesenermaßen über den Begriff reich und reiches Leben lange und fruchtlos streiten läßt, wollen wir jenen Reichtum nicht länger untersuchen, sondern uns mit der Feststellung begnügen, daß wir uns in der Lage des Italieners befinden, der, über seine Polenta gebeugt, auf die erstaunte Frage des erstaunten Mannes, wo denn das Fleisch bleibe, antwortet, ihm genüge Polenta. — Also wer stark arbeitenden und viel beschäftigten Menschen das Recht auf eine Erholung abspricht, kann nicht verlangen, daß er ernst genommen werde. Mit dem Gewande, daß es Menschen in Deutschland gibt, die nie zu Ferien kommen, ist gar nichts bewiesen, am ehesten noch die Notwendigkeit, darüber nachzudenken, wie man diesen Ueberlasteten Erleichterung und Atempausen verschaffen könnte.

***

Das Benehmen der Reisenden und Erholungssuchenden? Es wird gewiß viel übertrieben und viel veralbernelmert. Der auf der obligaten Weserkour befindliche Kegelklub, der das Maß der genossenen Freuden von weither durch Gesang und auf den Bahnsteigen durch den Expressionismus seines Ulks anzukündigen beliebt, ist ohne jeden Zweifel eine deutsche Eigenart. Aber warum regt man sich darüber auf? Gibt es etwas Harmloseres, Anspruchsloseres auf der Welt als diese Exklaireure einer durchaus erlaubten Fröhlichkeit und diese Kinder einer bei Holz und vaterländischen Kranke unauslöschlich geschmiedeten Waffenbrüderschaft? Nein. Anders sind die jungen Leute zu beurteilen, die wir an Sonntagen an den schönsten Fleckchen unseres Vaterlandes, im Hofe von Burgruinen oder vielleicht auf Dampfschiffen bei dem Bemühen sehen, ihre Müdigkeit zu bändigen. Sie sind weither gekommen, vielleicht zum ersten Male überhaupt haben sie die verrutschten Kästen, die dunklen Werkstätten oder staubigen Büros verlassen, in denen sie ihre Arbeit und ihr Leben hinbringen. Für sie bedeutet die Feriensahrt oder eine Sonntagsreise wohre Schauer der Ergriffenheit und des Jubels über solche Pracht des Landes, solchen Zauber der alten Schlösser und der hohen Kirchen. Es ist j

noch nicht Anteil genommen hatte an dem so sympathischen Streben, die Jugend mit der Scholle weit hinaus zu Wanderungen durchs Land zu führen. Die heute 30- bis 35jährigen Menschen der Handarbeitenden Klassen haben im allgemeinen während ihres ganzen Lebens nicht soviel von Land und Leuten auf Reisen kennen gelernt, wie heute die durch die Schulen gehende Jugend, für die man sich freuen muß, daß man sich ihrer auch in den Mußestunden so lebhaft annimmt. Geben wir es ruhig zu: die Starre des früheren Schulbetriebes ist einer größeren Herzlichkeit und Weite gewichen, und das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler hat dadurch, daß es an Strenge verloren, an eigentlicher Nähe gewonnen. Für jene Reiferen, die mitten in der Arbeit stehen, die durch den Krieg und die Nachkriegszeit mit ihren schweren wirtschaftlichen Erschütterungen um die Sonne gebracht wurden, müssen wir Verständnis haben, wenn sie sich dem Zauber einer Omnibusfahrt durch das Gebirge, einer Weserfahrt oder einer Rheinreise mit etwas mehr Heftigkeit hingeben als jene, die in jenen gesegneten Landstrichen wohnen und denen Gottes heilige Natur etwas Alltägliches geworden ist.

Eine lästige Erscheinung aber ist der Ferienreisende, der immer wieder mit dem Maßstab seiner Heimat an fremde Dinge geht und der dies am fremden Tisch bis zur Manie tut. Da die ortsüblichen Speisen und Getränke wirklich ortsüblich sind, demnach Kartoffelpuffer oder Pfannkuchen in Westfalen nicht mit den Knödeln in Bayern oder mit dem risotto in Italien zu vergleichen ist, sollte man glauben, ein Funke Takt bewahrte gewisse Reisende vor grundsätzlichen und ungerechten Urteilen über fremde Gerichte. Wer dicke Bohnen mit Speck für eine Sache hält, auf die er nicht verzichten kann, darf nicht nach Mitteldeutschland oder gar nach Italien oder Spanien reisen. Wer aus Hamburg kommt und Flundern für eine Götterspeise hält, darf nicht, wie wir es neulich erlebten, ein solides Frikassee oder Thüringer Klöße als einen „Fraß" bezeichnen. Wem der in Öel gebratene Fisch nicht behagt, darf z. B. mit seiner Ablehnung solcher Speisen dem Südländer noch lange nicht schlechten Geschmack unterstellen — schon aus Vorsicht, da ein Südländer versucht sein könnte, auf einer Reise durch den Norden Analysen über Fette anfertigen zu lassen, die neben Olivenöl eine schlechte Figur machen können.

Dieser Fehler des Deutschen ist wirklich groß und bereitet anderen Menschen, die den Pedanten und den Nörgler zu Hause gelassen haben, viel Verdruß. Dieses ewige Besserwissen und Nörgeln und Vergleichen kann ruhige Menschen in die Flucht schlagen. Leider gehen die Sanften immer nach, fliehen und überlassen damit den Wichtigtuern den Platz im Abteil, im Badehaus und im Postauto, wo sie dann die Situation beherrschen und allen auf die Nerven fallen.

Endlich bleibt noch der Mann, der alljährlich weit reist und darum den Ärger seiner Umgebung erregt. Er ist aber der sympathische Mensch, der 11 Monate im Jahre fleißig spart, auf Bälle, Schützenfeste und ähnliche geräuschvolle Dinge, auf so manches Glas Bier und Wein verzichtet und Märklein auf Märklein häuft, um im 12. Monat die Früchte seiner Sparsamkeit und seiner Solidität in Gestalt einer schönen Reise zu ernten. Ihm ist jede Reise ein Erlebnis, wie es denn wahr ist, daß vielen ein müder Abend auf der Heidelberger Schloßterrasse mehr vermittelt als anderen eine Reise um die Welt.

***

Kaum jemals hing von dem Gelingen dieser wenigen Ferienwochen so viel ab wie in diesem Jahre. Krisenmüde gehen wir alle auf die teuer erkaufte Erholung und versprechen uns Ausspannung, Auffrischung und neue Tatkraft für das kommende Arbeitsjahr. Sorgen wir vor, daß der Genuß dieser Wochen auch wirklich zum Genuß wird, daß wir möglichst ausgiebigen Gebrauch machen können von der Luft und Sonne, sei es an der See, sei es im Gebirge — und nicht daß dessen im ungemütlichen Hotelzimmer, noch dazu schlecht versorgt, das Bett hüten müssen! Kopfschüttelnd sagt uns mancher Arzt immer wieder, wie leichtsinnig und unvernünftig Reisende ihre Gesundheit aufs Spiel setzen und durch völlig überflüssigen Leichtsinn den wahren Sinn der Erholung gefährden und aufs Spiel setzen.

Schon in der Eisenbahn fängt das Mißgeschick oft an. Beglückt, der Großstadt zu entrinnen, steckt der Urlauber, Landluft schnuppernd, den Kopf zum Fenster heraus und — schwupp — sitzt ihm ein Kohlenstäubchen im Auge. Besonders Kinder müssen vor Zugluft behütet werden. In den ersten Tagen des Urlaubs sei man vorsichtig mit Luft und Sonne, denn die plötzliche Umstellung der Lebensgewohnheiten, der lange ungewohnte Aufenthalt an der Luft schon allein genügen, um den gesamten Stoffwechsel anzuregen und alle Funktionen des Körpers mächtig zu steigern. Ohne daß man es gewahr wird, spielen sich im Körper kleine Revolutionen ab, die sich bei Empfindlichen oft in Erregung, Schlaflosigkeit und Unbehagen äußern. Darauf muß man unbedingt Rücksicht nehmen, selbst auf die Gefahr hin, als verweichlicht zu gelten. Ganz im Gegenteil! Es ist durchaus unsportlich, gleich am ersten Tage die längsten Spaziergänge und höchsten Bergtouren zu unternehmen, um sich als „Kilometerfresser" auszubilden. Besonders unangebracht ist es, wenn der Sonnenhungrige den ersten Tag von morgens bis abends im Badeanzug am Strand oder im Kurbad verbringt. Man steigere langsam und allmählich, je langsamer die Braunfärbung der Haut vor sich geht, um so schöner wird meist der Farbton und man flieht vorteilhaft ab von den Renommierhelden mit roten, sich schälenden Nasen, die gleich am ersten Tage „abbrennen" mußten. Wer Strandkörbe und Liegestühle benutzt, spart spätere Arzt- und Arzneikosten. Jeder Arzt weiß, welche Fülle von Krankheiten das Liegen im feuchten Sand, auch wenn es oberflächlich noch so trocken aussieht, verursachen kann: Rheumatismus, Ischias, Kreuzschmerzen, Blasenleiden, Darmkatarrhe und vieles andere sind die Folgen der falschen Strandleidenschaft. Fieberhafte Halsentzündungen werden begünstigt durch stundenlange Besonnung und durch die Austrocknung der Schleimhäute. Wer sich stark der Sonne aussetzt, soll immer eine Sonnenbrille tragen. Die auch für Autofahrende zu empfehlen ist.

Wer alle diese und sonstige Ratschläge beherzigt, kann gewiß auf seiner Erholungsreise manche überflüssige Krankheit verhüten, ohne sich im Genuß seiner Erholung stören zu lassen.

Und damit: „Gute Reise!"

Kurgast zu Hause

Das Bad reist zu dir!

Ratschläge für eine Badekur daheim

Von Dr. Arnold Hahn

In diesem Sommer der zugespitzten Wirtschaftslage werden nicht alle Millionräume einer schönen Badereise reisen. Aber deshalb braucht man noch lange nicht auf eine „Badekur", auf die angenehmste aller Heilweisen, zu verzichten. Kommst du nicht zum Bade, dann kommt eben das Bad zu dir. Heute werden fast alle heilkräftigen Wasser sorgfältig eingefangen, in jene altbekannten grünen Flaschen gefüllt und auf tadellosen Wege, daß sich ja nur nichts von ihrer verkräftigen „Brunnengeiste" verflüchtige, in alle Welt versandt. Dazu kommt noch, daß man die wirksamen Bestandteile vieler Heilwässer, die „Quellensalze", an Ort und Stelle gewinnt, und dieses vom Ballast des Wassers befreite, leicht transportierbare und in Duftwasser wieder zurückverwandelbare Pulver an die Heilbrunnentrinker weitergibt. Das gleiche gilt von den „Badesalzen", aus denen Bäder aller Badeorte bereitet werden können, von Moor, vom Schlamm, vom Fango, die ihre geheimnisvollen Lager in alten Heiden, in ausgetrockneten Vulkanen verlassen und in gezähmter Form die Reise zum Verbraucher antreten.

Da gibt es eine ganze Reihe von medizinischen Bädersalzen, die besondere physikalische und chemische Methoden zur Behandlung bestimmter Krankheiten ausgebaut haben. Und es gibt schließlich noch „künstliche Badesalze", also Badesalze, die nicht aus der natürlichen Quelle gewonnen werden. Es sind Mischungen von Chemikalien, die den natürlichen Quellensalzen nachgebaut wurden.

Und schließlich ist auch die Phantasie der Bademeister keine Grenze gesetzt. Der alte Priessnitz hat uns zuerst gelehrt, wie man auf der Klaviatur von Warm, Kalt, Dusche, Strahl, Sitz-, Ganz- und Teilbad spielen kann. Heute kommt noch die ganze Reihe der elektrischen, Radium- und medizinischen Bäder hinzu.

Kunst oder Natur?

Es ist natürlich recht billig und praktisch, aus einer Flasche eine Messerspitze Quellsalz herauszunehmen, in ein Glas mit Wasser zu tun, umzurühren, und seinen Brunnen fix und fertig bereit zu haben. Aber wirkt es auch? Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Quellsalz, das durch Eindampfen des Mineralwassers gewonnen wird, keinesmegs mehr die jungfräuliche Feinheit des natürlich gelösten Salzes hat. Aber es ist auch immer wieder zu fragen, ob es denn wirklich in jedem Falle auf jede Feinheit ankommt. Es gibt Beschwerden, die dem gemixten Brunnen ebenso weichen, wie dem natürlichen. Und ähnliches gilt auch von den künstlichen Salzen, die also nicht aus dem Quellwasser gewonnen werden, sondern nach dem Schema der Quelle künstlich gemischte Chemikalien sind.

Nachdem man sorgfältige Analysen der Mineralwässer gemacht hatte, lag es nahe, die Natur nachzuahmen und die Wässer künstlich herzustellen. Das tat schon vor über 100 Jahren der Arzt und Apotheker Friedrich August Struve. Er löste auf Grund der Analysen Chemikalien in reinem Wasser auf und schuf so die künstliche Mineralwasserfabrikation. Jetzt ist man in der Mischung der Salze so weit, daß man selbst ganz geringe Mengen seltener Bestandteile wie Jod, Lithium, Strontium (deren Wert immer mehr erkannt wird) berücksichtigt. Nach allen Erfahrungen muß man auch diese künstlichen Brunnensalze und Bäder, sofern sie nach strengen wissenschaftlichen Gesichtspunkten hergestellt sind, als legitime Heilmittel bezeichnen.

Ferner: in den meisten Mineralwässern spielt die Kohlensäure eine nicht unwichtige Rolle. Sie macht das Wasser nicht bloß erfrischender, sie hält auch eine große Zahl von Salzen in Lösung. Darum verwende man zur Herstellung von Brunnen aus Brunnensalzen, wo es möglich ist, immer Selterwasser. Man gebe das Salz in gewöhnliches Wasser und füge einen Schuß Selterwasser hinzu. Noch besser ist es, wenn man sich gleich eine ganze Flasche Brunnen für den Tagesverbrauch herstellt. Vier Fünftel Wasser, ein Fünftel Selter. Beim Bezug hat die Kohlensäure Zeit, alle Salze richtig zu lösen. Erst so schmeckt der Brunnen erfrischend und natürlich.

Lebe kurgerecht!

Eine andere Frage ist die, ob die Heilmuren den Kuren an Ort und Stelle selbst gleichwertig sind. Da muß man allerdings mit „nein" antworten. Der Geist des Ortes wirkt doch noch immer am mächtigsten in seinem eigenen Bereiche. Aus verschiedenen Gründen. Einmal ist jede Ortsveränderung an sich schon eine Art Heilmittel, körperlich und seelisch. Unschätzbar ist die Loslösung vom Alltag mit seinen Sorgen, mit seinen Nadelstichen. Man liegt sich in einem Badeorte eher dem Kommando des Arztes. Eine Kur besteht ja nicht bloß im Trinken und Baden, sie stellt die ganze Lebensweise unter ärztliche Polizeiaufsicht, die Diät, die Körperbewegung, den Schlaf. Man ist im Kurorte gleichsam der Angekettete seines eigenen Körpers, für den man aufschließlich ohne Nebeninteresse zu sorgen hat. Das alles ist überaus wichtig. Wer die Kur zu Hause macht, in der gewohnten Umgebung unter allen Freunden und Feinden, bei gewohnter Beschäftigung, der wird sich kaum dem „Badeleben" so intensiv hingeben können. Aber er wird, wenn die Kur wirken soll, und wenn er nicht nutzlos vier oder sechs Wochen lang den Kurgast zu Hause gespielt haben will, doch alles tun müssen, um möglich „kurgerecht" zu leben. Es wird sich wie der echte Kurgast pflichtgemäß unter die Herrschaft eines kommandierenden Arztes begeben. Er wird aufs peinlichste die Diätvorschriften befolgen. Besonders die Diätvorschriften! Denn ohne besondere Diät kein Erfolg einer Kur. Es wird vor allem auch trachten, die Sorgenfreiheit eines Kurgastes, jenen gewissen „Badeleichtsinn", zu erlangen. Denn wenn nicht die Belegewichte der Sorge, des Ärgers, des seelischen Unbehagens weggenommen werden, gewinnt der Körper nur mühsam die Kraft mit Hilfe des Brunnens die Krankheit abzuschütteln.

Brunnen oder Flasche?

Von besonderer Bedeutung ist die Kunst des Abfüllens, des Aufbewahrens von Mineralwässern. Es müssen in den Quellenorten besondere peinlich durchkonstruierte Auffangvorrichtungen sein, um das Brunnenwasser unverändert in der Flasche aufzufangen und aufzubewahren. Die Sorge um die Erhaltung unveränderten Wassers diktiert auch die so oft gelesene Aufschrift: Liegend aufzubewahren! Beim Liegen kommt das Wasser an den Kork, der leere Raum, in den die Gase aufsteigen können, liegt dann nicht beim durchlässigen Kork, sondern in der Mitte beim Flaschenbauch. Kein Gasbläschen kann so entweichen. Und nun endlich zur Antwort auf die Frage: „Vom Brunnen oder aus der Flasche?" Theoretisch ist es durchaus möglich, daß das Flaschenwasser alle wisse Veränderungen erlitten hat. Die chemische Analyse sagt nichts darüber aus. Praktisch hat sich jedoch gezeigt, daß man mit Flaschenwasser — günstige Bedingungen der Diät und der allgemeinen Lebensweise vorausgesetzt — die besten Erfolge erzielen kann.

. . . und welche Quelle?

243 Orte Deutschlands besitzen Heilquellen, 120 senden ihre Wässer in der grünen Flasche in alle Welt an die Heimbedürftige.

Hier wird die Wahl schwer, und man tut gut daran, sie dem Arzte zu überlassen. Aber es wird doch nützlich sein, sich einen Ueberblick zu verschaffen, zu wissen, was man trinkt und wie sich die Wirkung der Heilwässer auf die Krankheiten verteilt.

Zählen wir die Hauptrassen der Mineralwässer auf:

1. Alkalische Wässer enthalten meistens doppelkohlensaures Natron.
2. Eisenquellen enthalten Eisensalze in Lösung; wenn Kohlensäure vorhanden ist, heißen sie Stahlquellen.
3. Erdige Wasser enthalten Kalzium, Magnesium und meist viel Kohlensäure.
4. Schwefelquellen enthalten Schwefelwasserstoff und ähnliche Schwefelabkömmlinge.
5. Kochsalzquellen enthalten hauptsächlich Kochsalz.
6. Arsenwässer enthalten Arsen.
7. Bitterquellen enthalten Glauberalz oder Bittersalz.
8. Kieselbrunnen enthalten Kieselsäure.
9. Radioaktive Quellen.

Man rühre . . .

Die meisten Trinkkuren werden im Kurorte durch Badekuren ergänzt. Häufig erweist sich das Wasser, das man trinkt, auch heilsam für das Bad. Die Haut ist ja kein bloßes Futteral unseres Körpers, sie spielt eine bedeutende, nicht etwa bloß mechanische Rolle als Abwehrorgan, hat, wenn man so sagen darf, ein reiches chemisch-physikalisches Innenleben, ist eine große über den Körper gespannte Drüse, die mit den anderen Drüsen die Regierung über uns führt. Man wird also von der Haut aus den Körper mächtig beeinflussen können. Ueberdies münden in die Haut die feinsten Blutäderchen, die letzten Ausläufer des Herzens und des Blutstroms, der alles mit sich führt, was uns nützt und — was uns schadet.

Soweit es sich nicht um rasch entwickelnde Gasmanifestationen, also um Radiumbäder handelt, die auf besondere Weise künstlich für das Heim hergestellt werden, wird gerade für das Heimheilbad das „Badesalz" das Richtige sein. Nun zur Seite treten alle besonderen Erden, Moore, Schlamme, die an den wundertätigen Orten gewonnen und in eine transportable Form gebracht werden. Das Moor, ein Stück verstümmelten pflanzenwuchses, der verwittert und bald zur Erde geworden ist, wird in trockener Form in alle Welt verschickt. Zu Hause wird es mit heißem Wasser angerührt und übt auch hier seine zusammenziehende, blutbewegende, erwärmende, die Haut angenehm reizende Wirkung aus. Vulkanischer, schwefelsalzhaltiger Schlamm für Schlammbäder wird gleichfalls als Trockenwürfel für Hauskuren zur Verfügung gestellt. Was diese Auswettung einer besonderen, bewährten Badeluft bedeutet, kann man allein aus der eindringlichen Tatsache ersehen, daß in Deutschland bloß bei den Krankenkassenmitgliedern 70 Millionen Erwerbsunfähigkeitstage infolge Erkrankung von Bewegungsorganen im Jahre gezählt werden.

Kohlensäure — mittrinken?

Soll man Mineralwasser oder auch die gebräuchlichen „Tafelwässer" mit oder ohne moussierende Kohlensäure trinken? Schließlich wird ja beim Leeren einer ganzen, mit stark moussierender Flüssigkeit gefüllten Flasche doch eine Menge Gas geschluckt. Und Gas gehört doch im allgemeinen nicht zu unseren Nahrungsmitteln. Es gibt Menschen, die nichts Erfrischenderes kennen, als so einen schäumenden Trank, die mit Behagen das angebördige Wasser in ihrem Munde und Magen sibiden, und andere wieder, denen die „Ballonfüllung" entschieden ist.

Wer hat recht? Beide! Die Kohlensäure hat sicherlich gute Eigenschaften. Sie wirkt appetitanregend durch eine angenehme Reizung der Geschmacksnerven, die Schleimhäute des Mundes werden durch diesen Netz auch stärker durchblutet. Auch sollen kohlensäurehaltige Flüssigkeiten schneller vom Darm aufgenommen werden. Schließlich rührt die Kohlensäure auch den Mageninhalt um, es bleibt einem nichts „im Magen liegen".

Alles sehr schön. Aber nicht für jeden brauchbar. Denn gleichzeitig wird auch der Magen aufgebläht, das Zwerchfell hochgehoben, dadurch wieder der Atemhub verkleinert, das Herz ein wenig gedrückt. Für Menschen also, die an diesen Stellen empfindlich sind, werden die Unannehmlichkeiten eines stark moussierenden Wassers manchmal mit nachfolgendem Unbehagen erkauft werden.

Sehe jeder, wie's ihn treibe!

Wochenrundschau

Donnerstag, 14. Juli: Paris und London veröffentlichen wichtige Dokumente über das englisch-französische Nervenabkommen. Italien stimmt offiziell zu. — Sensationelle Verhaftung des Prinzen Ysenburg wegen angeblicher Devisenschiebung. — Der „Angriff" wegen unerhörter Beschimpfungen der Katholischen Kirche verboten.

Freitag, 15. Juli: Ein Brief des Reichskanzlers an Sir Simon beweist, daß Deutschland an dem sog. gentlemen agreement gegen Amerika nicht beteiligt ist. — Hoover schreibt an Borah: Amerika muß jede Einmischung in seine Kriegsschuldenpolitik ablehnen. — Unwetter im ganzen Reich.

Samstag, 16. Juli: Durch Verordnung wird der freiwillige Arbeitsdienst eingeführt. Arbeitsminister Schaeffer erläutert die Bestimmungen im Rundfunk. — Oesterreich erhält eine Völkerbundsanleihe und verpflichtet sich hierfür zum Stillhaltegleich und zum Verzicht auf den Anschluß. — England eröffnet die Reichskonferenz in Ottawa.

Sonntag, 17. Juli: Blutige Straßenkrawalle in Altona, 15 Tote, 50 Verletzte. — Im ganzen Reiche größte Unruhe. Zusammenstöße in allen Gegenden. — England und Irland geben die Einigungsverhandlungen auf. — Deutschland besiegt Italien im Davispcup 5:0. — Carraciola Sieger im Großen Preis von Deutschland.

Montag, 18. Juli: Reichsregierung verbietet durch Verordnung Umzüge und Versammlungen unter freiem Himmel. — Das Zentrum veröffentlicht Dokumente über die Zusammenarbeit zwischen Hitler und Papen. — Hugenberg fordert in einer Wahlrede den preußischen Reichskommissar. — Goebbels spricht im Rundfunk.

Dienstag, 19. Juli: Der Staatsrat befürwortet in erregter Sitzung neues Uniformverbot. — Unter Freiß, von Braun tagen in München die Landwirtschaftsminister und verlangen stärkeren Schutzzoll. — Die Flugzeugfabriken der ganzen Welt sollen nach englisch-französischer Absprache kontrolliert werden. — Dr. Wackel vom Zentrum spricht im Rundfunk über den deutschen inneren und äußeren Befreiungskampf.

Mittwoch, 20. Juli. Ergebnislose Besprechung zwischen Reich und Preußen. — Darauf Ernennung von Papens zum Reichskommissar, Dr. Bracht zum Innenkommissar. Gewaltsame Absetzung Severings, Verhaftung von Grzesinski, Dr. Weiß und Oberst Heimannsberg. Zur von Papen einberufenen Kabinettssitzung der Preußenregierung erscheinen die Minister nicht. — v. Papen beschließt die Absetzung sämtlicher Preußenminister. — Ausnahmezustand in Berlin und Brandenburg. Schleicher erteilt General Rundstedt die vollziehende Gewalt und unterstellt ihm die Polizei. — Schwere Regierungskrise in Italien. 5 Minister unter Führung Grandis treten zurück.

Streifzug durch die Woche

Im Reich der Diamanten — Persönlichkeitskultur — Ordnung bringt Geld ins Land — Moselbauer und Bergarbeiter im Waldenburger Land

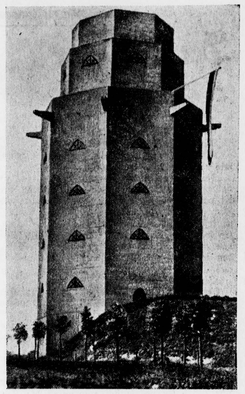
Oberstein-Idar ist wahrhaftig nicht die geringste unter den herrlichen Städten des deutschen Naterlandes, und das Nahetal, das zu ihm hinführt, kann es ruhig aufnehmen mit dem Tal der Aar, der Lahn, des Neckar und wie die lieblichen Paradiese an unseren kleineren Flüssen alle heißen. Idar war früher steinreich und ist auch heute noch reich an Steinen. Im Gewerbemuseum sieht die sie dort beieinander, Beryll und Amethyste, Rubine, Smaragde und Türkise, wer behält nur alle ihre Namen! Hier war die große Internationale für den Handel mit diesen Kostbarkeiten, und die meisten Häuser tragen im Schild aber auch nur an einer Klingel seltene Steine, Zeichen der Stadt der Diamanten. Da geht in eine Schleiferei, die dort uralte Traditionen des edlen Handwerks weiterführen. Teils sind sie heute bevdet, denn die Menschheit ist zu arm geworden, um noch so teuren Schmuck kaufen zu können. Einige aber sind noch in Betrieb, und da staunst über das, was du da erlebst. Die kleinen Diamanten betrachtest du, die man kaum mit bloßem Auge sieht. Unter der Lupe wachsen sie und zeigen schon ein paar schimmernde Flächen, während der andere Teil noch im Rohen ist. Nun wird weitergeschliffen, bis 56 Flächen an diesem kleinen Stein nach allen Richtungen hin blitzen. Was gehört doch dazu, bis auch nur ein solches Steinchen fertig ist, das dann mit dieser Fassung geschmeide einer reichen Frau schmücken wird. Wollten alle Menschen an sich schleifen, wie hier an solchen Steinen, gefeilten und geschliffen, welch herrliche Exemplare Mensch müßten dabei herauskommen, ein blitzendes Geschmeide des Allerhöchsten. So hart ist der Stein, daß er nur durch Drehscheiben aus verwandtem Stoff bearbeitet werden kann. Der Diamant läßt sich nur durch Diamanten schleifen oder Diamantenstaub, wie man es nennt. Ist es nicht auch oft so beim Menschen? Reiben sich nicht oft gerade Charaktere aneinander, die beide aus hartem Stoff sind? Eben dadurch werden sie geschliffen. Der Starke wächst nur am Starken. Besonderen Eindruck machte auf mich ein gefährdter Achat, in dem doch eine weiße Stelle blieb, die keinerlei Farben annimmt. Der prachtvolle große Stein kam mir vor, wie eine Persönlichkeit, die trotz all der Fürbungen der Zeit in sich aufnimmt, deren Persönlichkeitskern aber davon unberührt bleibt. Das Unverbrüchliche schien hier mit dem Veränderlichen zu kämpfen, was dem Ganzen eine ungeheure Lebendigkeit verleiht. Wie dankbar waren wir den kunstfertigen Diamantenschleifern in Idar und wie gern hätten wir ihnen von den kostbaren Dingen etwas abgekauft. Trägt auch mancher Inhaber dieser alten Firmen noch eine Weste mit lauter Achatknöpfen, auch dort ist die Armut eingekehrt. Hätte man nur statt der Steine Brot, aber auch dafür wird die Zeit wiederkehren. Daß auch in Oberstein-Idar Tausende aus der ganzen Gegend zu unserer eindrucksvollen Kundgebung erschienen waren, daß man auch im Nahetal spürt, wie heute um die wichtigsten nationalen und religiösen Werte gekämpft wird, das brauche ich kaum zu sagen.

Eben wie ich dieses schreibe, kommt das Verbot der Versammlungen im Freien und sämtlicher Umzüge. Gott sei Dank!

Daß die Autorität des Staates endlich verhindert, was übrigens durch Selbsthilfe schon bald verhindert worden wäre. In dem Augenblick, wo auch das ruhige und ordnungsliebende Volk, durch Notwehr gezwungen, auf die Straße ging, änderte sich das Bild. Die radikalen Elemente merken schnell, daß sie noch lange nicht Deutschland sind. Viel Blut ist in den letzten Wochen geflossen, warum eigentlich. Die Totenklage geht durch ein Land, in dem die friedlichste Bevölkerung der Welt sitzt. Hoffentlich ist jetzt endgültig Schluß mit Zeiten, die voller Bürgerkriegsdrohungen und ähnlicher Gespenster sind. Was haben uns alle diese Unruhen gekostet! Vor kurzem weilte ich in Holland. Immer wieder traf ich Leute, die gern unsere deutschen Bäder besucht hätten. Aber sie wagen es nicht. Man will doch unterwegs nicht in eine Keilerei verwickelt werden. So gibt man sein Geld anderswo aus. Von neuem bemerkte ich dort auch, wie sehr die sogenannte wirtschaftliche Autarkie alle Beteiligten schwächt und allen Handel lahmlegt. Es ist dern müssen. Das wird sich nicht einmal durch ausgedehnte Siedlung aufhalten lassen. So sind einmal die Menschen, daß sie dahin gehen, wo sie eine bessere Lebenshaltung erwarten.

Geradezu erschrocken war ich, als ich jüngst auf einem Felde sah, wie schon die hohen Erntewagen daherschwankten. Es dauerte nicht lange, da fuhr der Zug gar durch ganze Stoppelfelder, auf denen höchstens noch ein paar Leute eine Nachlese hielten. So schnell ist der Sommer dahingegangen, und so jählich die Blüte mit der Frucht, das Leben mit dem Tode! Die ganze Landschaft schien mir auf einmal nur noch ein Bild des Schicksals zu sein, und die großen, einsamen Bäume, die ernst in die Dämmerung aufragten, schienen über nichts anderes nachzugrübeln als über dieses Gesetz allen geschaffenen Seins. Wunderbarer Friede strömt aus solchen Erkenntnissen ins Gemüt, und man fühlt sich stärker als alle Mächte des Tages und der Nacht.

Wie soll sich auch der arme Moselbauer trösten, dem die ganze Habe im Gewitter vernichtet wurde! Die fruchtbare Erde seines Weinbergs sogar ist mit dem Strome dahingeflossen, und er steht nackt und verzweifelt in seiner Verlassenheit. Einen Trost dieser Welt nimmt er nicht an, denn wie könnte ihn etwas hinwegtrösten über all die Arbeit im heißen Sommer, die nun vergeblich geworden ist. Könnte man ihm selbst den Schaden ersetzen, der Gedanke will nicht weichen, wie ein guter Gott es zulassen konnte, daß so schreckliche Hagelkörner gerade über sein Anwesen niederprasselten. In solchen Stunden hilft nur der Gedanke an das Unvergängliche, das unser



Ein Wasserturm als Ehrenmal

Die Stadt Friedberg in Hessen hat diesen Wasserturm durch Professor Metzger zu einem Ehrenmal für Gefallene umgestalten lassen, das jetzt eingeweiht wurde.

Hier versammeln sich die deutschen Sänger

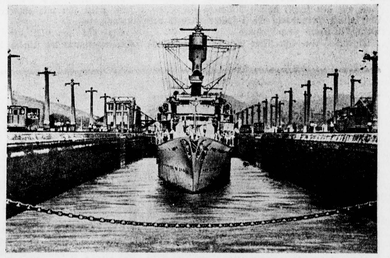
Der Römerberg in Alt-Frankfurt. In dieser Stadt versammeln sich vom 21. bis 28. Juli die deutschen Sänger zum 11. Sänger-Bundesfest

Der bisherige preuß. Ministerpräsident Braun links:

Der bisherige preuß. Innenminister Severing rechts:

Das preußische Staatsministerium

in der Wilhelmstraße zu Berlin, das von einer Abteilg. Reichswehr besetzt und für den Publikumsverkehr geschlossen wurde.



Die „Karlsruhe" im Panamakanal

Der deutsche Kreuzer „Karlsruhe", der sich bekanntlich zur Zeit auf einer Reise um die Welt befindet, in der Schleuse des Panamakanals

wie menschenwürdige Wohnung haben. Hilf hier und dort. Hast du etwas Geld übrig, sende es an den Kath. Karlsruherverband, in Waldenburg, Gerberstraße 4, Schlesien. — Den Armen Liebe erweisen ist in unseren Tagen das schönste, was es nur gibt. Nur wenn die Liebe wahre Wunder verrichtet, werden wir der immer mehr drohenden Revolution gewachsen sein.

Der Mann im Monde.

Der Löwe sucht sein Grab

Der Schrecken der zu so früher Stunde noch spärlichen Fußgänger war ganz begreiflich. Lag da mitten auf der Fahrbahn einer Pariser Straße ein großer Männenlöwe. Entsetzt verkrochen sich die Leute in die nächsten schützenden Hauseingänge, und die Polizei wurde alarmiert. Das Ueberfallkommando rückte mit zwei Wagen an, riegelte die Straße ab und ging zum Angriff vor. Den Löwen schienen alle diese Vorbereitungen nicht im geringsten zu beunruhigen. Er lag — anscheinend im süßen Schlaf des Gerechten — auf der Seite und kümmerte sich um nichts. Nicht um das Geschrei der Schutzleute, die ihn aufjagen wollten, und nicht um die drohenden Pistolenmündungen. Mutig rückte die Polizei näher und näher, und schließlich entdeckten die braven Schutzleute, warum sich das Tier so friedlich wenig um ihre Anwesenheit kümmerte: Es war mausetot. Da schoben die Polizisten ein wenig beschämt ihre Waffen in die Futteralen zurück und überließen die weitere Arbeit dem rasch benachrichtigten Abdecker. Inzwischen machten sich ein paar Kriminalbeamte auf die Suche nach dem Besitzer des verendeten Löwen. Sie fanden ihn bald, und der Aermste berichtete von seinem Pech. Während des Jahrmarktes in Saint-Cloud war das Tier eingegangen. Der Besitzer wußte sich keinen anderen Rat, als den Kadaver im schönen Park von Saint-Cloud zu verscharren. Leider bekam die Polizei Wind von der Sache, und der Löwenbändiger mußte das Tier wieder ausgraben. Nun versuchte er es mindestens ein Dutzendmal, den toten Löwen loszuwerden. Aber niemand wollte irgend etwas damit zu tun haben. In seiner Not wußte sich der Mann keinen anderen Rat, als in der Nacht den Löwenkadaver auf die Straße zu werfen. Nun ist er das Tier endlich los geworden, aber das polizeiwidrige „Begräbnis" wird ihn eine hübsche Stange Geld kosten.

Umfangreiche Kabinetts-Umbildung in Italien

In Rom ist über Nacht eine Regierungskrise ausgebrochen, die zu dem Rücktritt von fünf Ministern geführt hat, unter denen sich auch der langjährige, durch seinen Besuch in Deutschland bekannte, italienische Außenminister Grandi (unser Bild) befindet. Die freigewordenen Ministerposten sind von Mussolini sofort neu besetzt worden. Die Leitung des Außenministeriums hat der Duce selbst übernommen.

Herbert A. Jansen

Der Flieger

„Ihr Name?"
„William Crosbie!"
„Beruf!"
„Pilot."
„Und Sie wohnen?"
„Norwood, Westow Hill Square."
„Kömmen Sie mir einen kurzen Bericht geben, wie der Unfall sich ereignete?"
„Nein — jetzt nicht."

Der Arzt blickte auf. Der junge Mensch, der da vor ihm auf der Tragbahre lag, hatte die Antwort zwischen verbissenen Zähnen herausgepreßt. Er mußte furchtbare Schmerzen haben. Es wäre grausam gewesen, ihm weiter mit Fragen zu quälen. Doktor Trimborne unterschiebt den zerschmetterten Unterschenkel. Das sah böse aus.

„Sie haben Schmerzen?"

Der andere nickte. Dann setzte er hinzu: „Ein wenig" und versuchte zu lächeln. Aber es wurde nur eine Grimasse daraus.

„Also, Schwester, Tetanus und Morphium 0,01. Ich hoffe, Professor Ralstone wird operieren . . ."

Die Zimmerdecke über Crosbie begann zu wandern. Jetzt ein Türrahmen, dann lange Zeit die gleichförmige Rundung des Korridors . . . eine Uhr . . . Er prägte sich automatisch die Zeit ein: 7 Uhr 3. Wieder ein Türrahmen — nun stand die Tode still.

Minutenlang.

Mein Gott, warum lassen sie ihn hier liegen? Haben sie ihn vergessen? Warum geschieht denn nichts? Jede Minute ist kostbar. Professor Ralstone — wird wohl der Chefarzt sein. Aber Chefarzt oder nicht, er wird sein Bein nicht mehr retten können.

Krüppel also, Krüppel . . . oder hat es ihm der Sanitäter im Transportauto nicht endlich zugeben müssen, als er ihn auf Ehr und Gewissen fragte? Wie: „Ja, Jong, da ist wohl nich mehr viel zu machen, das Bein wird ab müssen!" War das nicht klar genug?

Kaum zwanzig Jahre alt und schon Krüppel sein. Nie wieder fliegen!

. . . Fliegen . . .

Gestern abend war das Werk seines Bruders Stephen, die Maschine mit dem neuen Höhenmotor vom Bromsstand gekommen. Heute bei Sonnenaufgang war er gestartet. Das war ein Flugzeug! Fast eine Stunde tummelte er sich in Luft und Sonnenglanz. Dann — dann kam es. Bei der Landung.

Die Frühnebel deckten noch den weiten Platz, als er im Gleitflug herunterkam. Nebel oder nicht, ihm war es gleich. Und da er sie eintauchte in die ziehenden Schwaden, kam es ihm in den Sinn, daß es heute die fünfhundertste Landung sein mochte, die er hier in Croydon machte. Wenn er da den Platz nicht kennen sollte! Fünfzehn Meter vielleicht noch schwebte er über dem Boden — als die Verkehrsmaschine grau und lautlos wie ein Gespenst sich quer vor ihn schob.

Gewiß, sie war nicht fahrplanmäßig. Und der Polizist hatte ihm und mit ihr die Landebahn freigegeben. Doch hier entschied nicht Recht noch Schuld. Dort trieben zehn oder mehr Menschen, leben, die das seine. Zehn zu eins, das braucht keine Ueberlegung.

Er drückt den Steuerknüppel vor, soweit es nur geht. Die Maschine stellt sich mit einem Ruck auf den Kopf, schießt blitzartig zur Tiefe. Nur einen Sekundenbruchteil später wirbelt der Propeller Sand zum Himmel.

Eigentlich ein lächerlicher Sturz! Kaum fünfzehn Meter! Aber als sie ihn unter den Trümmern hervorzogen, ist sein rechtes Bein nur noch eine blutige Masse. Fragen — Verstörung ringsum. William schweigt. Und so weiß niemand den wahren Grund seines Sturzes. Nur einer: Raoul Dauvin, der Pilot des Verkehrsflugzeuges weiß ihn. Atemlos kommt er, als sie ihn schon zum Auto tragen. Die Angst vor dem, was hätte geschehen können, flackert in seinen Augen, und er stammelt immer wieder: „Crosbie, ich danke Ihnen! Zwölf Passagiere, zwölf Passagiere . . ." Und dabei laufen ihm die hellen Tränen übers Gesicht.

*

Professor Ralstone zog die Gummihandschuhe über.

Crosbie schließt die Augen, als er das kalte Drahtgestell der Maske auf seinem Gesicht fühlt Er atmet tief und zählt . . . zählt . . .

Gemein und süßlich riecht das Zeug. Das also ist Aether! . . . fünf . . . sechs . . . Ah, der ganze Brustkorb brennt wie höllisches Feuer. Einen Augenblick lang will er die Maske herunter reißen und frische Luft schöpfen.

. . . acht . . . neun . . . zehn . . .

Schon wird ihm schwer und wirblig im Kopf, fast so, als ob die Maschine nicht aufhören wollte zu trudeln. Ton und Farbe, seltsam und fremdartig, umkreisen ihn, langsam und majestätisch; es saugt und zieht wie in einem Trichter . . .

Nun steht er plötzlich in dem hell erleuchteten Raum neben der Schwester und sieht dort auf dem Tisch einen Körper liegen, einen Menschen. O, er ist ganz klar und weiß sehr genau, daß William Crosbie dort auf dem Tisch liegt und gaudig zählt.

. . . zwölf . . . dreizehn . . .

Zwölf Passagiere sind es gewesen, die Dauvin an Bord hatte. Der Teufel mochte wissen, was er so früh am Morgen schon auf dem Flugplatz wollte . . . Daß er auch gerade von rechts herein landen mußte! Herunter also im Sturzflug, es gilt zwölf Menschen.

Dreizehn . . .!

„Weiterzählen!" mahnte eine Stimme.

„Gewiß!" sagte Crosbie und verbeugt sich. Allein steht er in dem unermeßlich riesenhaften Raum.

Angst . . . Angst kriecht an Crosbie empor, Angst vor der Leere und Oede des Raumes. Wesen will er, rufen, nach einem Menschen, einem Tier — einer Pflanze, nur . . .

Die Glühbirnen fern an der Decke funkeln böse. Kalt ist es, eisig wie im Grab. Und der winzige Crosbie steht im unendlichen Raum und zählt gehorsam, wie ihn der Direktor geheißen.

. . . vierundzwanzig . . . fünfzig . . . sieben!

Ein großer Kreis . . . im Mittelpunkt Crosbie. Ringsherum Krüppel — Krüppel — alles Krüppel! Stöhnen, furchtbar, übermenschlich — sie kommen, kommen her, . . . zu ihm . . . nein!

In rasendem Sturz geht es abwärts. Nebligverschwommen wird alles, halt! halt! denken . . . wach . . . mein Bein! nicht, nicht hinab . . . leben!

*

Aus tiefem, grundlosem Meer taucht Crosbie auf. Eistgas brennt in den Lungen, und Blei hat man ihm in die Glieder gegossen. Aber er kämpft sich nach oben, weit er sich sehnt nach — wonach nur?

Im Moment, da er die Augen aufschlägt, zerreißt es wie Nebel um ihn: wissen will er, wissen, was mit ihm geschieht. Wissen, daß er lebe!

Er drückt den Steuerknüppel vor, soweit es nur geht. Die Maschine stellt sich mit einem Ruck auf den Kopf, schießt blitzartig zur Tiefe. Nur einen Sekundenbruchteil später wirbelt der Propeller Sand zum Himmel.

Eigentlich ein lächerlicher Sturz! Kaum fünfzehn Meter! Aber als sie ihn unter den Trümmern hervorzogen, ist sein rechtes Bein nur noch eine blutige Masse. Fragen — Verstörung ringsum. William schweigt. Und so weiß niemand den wahren Grund seines Sturzes. Nur einer: Raoul Dauvin, der Pilot des Verkehrsflugzeuges weiß ihn. Atemlos kommt er, als sie ihn schon zum Auto tragen. Die Angst vor dem, was hätte geschehen können, flackert in seinen Augen, und er stammelt immer wieder: „Crosbie, ich danke Ihnen! Zwölf Passagiere, zwölf Passagiere . . ." Und dabei laufen ihm die hellen Tränen übers Gesicht.

*

Professor Ralstone zog die Gummihandschuhe über.

Crosbie schließt die Augen, als er das kalte Drahtgestell der Maske auf seinem Gesicht fühlt Er atmet tief und zählt . . . zählt . . .

Gemein und süßlich riecht das Zeug. Das also ist Aether! . . . fünf . . . sechs . . . Ah, der ganze Brustkorb brennt wie höllisches Feuer. Einen Augenblick lang will er die Maske herunter reißen und frische Luft schöpfen.

. . . acht . . . neun . . . zehn . . .

Schon wird ihm schwer und wirblig im Kopf, fast so, als ob die Maschine nicht aufhören wollte zu trudeln. Ton und Farbe, seltsam und fremdartig, umkreisen ihn, langsam und majestätisch; es saugt und zieht wie in einem Trichter . . .

Nun steht er plötzlich in dem hell erleuchteten Raum neben der Schwester und sieht dort auf dem Tisch einen Körper liegen, einen Menschen. O, er ist ganz klar und weiß sehr genau, daß William Crosbie dort auf dem Tisch liegt und gaudig zählt.

. . . zwölf . . . dreizehn . . .

Zwölf Passagiere sind es gewesen, die Dauvin an Bord hatte. Der Teufel mochte wissen, was er so früh am Morgen schon auf dem Flugplatz wollte . . . Daß er auch gerade von rechts herein landen mußte! Herunter also im Sturzflug, es gilt zwölf Menschen.

Dreizehn . . .!

„Weiterzählen!" mahnte eine Stimme.

„Gewiß!" sagte Crosbie und verbeugt sich. Allein steht er in dem unermeßlich riesenhaften Raum.

Angst . . . Angst kriecht an Crosbie empor, Angst vor der Leere und Oede des Raumes. Wesen will er, rufen, nach einem Menschen, einem Tier — einer Pflanze, nur . . .

Die Glühbirnen fern an der Decke funkeln böse. Kalt ist es, eisig wie im Grab. Und der winzige Crosbie steht im unendlichen Raum und zählt gehorsam, wie ihn der Direktor geheißen.

. . . vierundzwanzig . . . fünfzig . . . sieben!

Ein großer Kreis . . . im Mittelpunkt Crosbie. Ringsherum Krüppel — Krüppel — alles Krüppel! Stöhnen, furchtbar, übermenschlich — sie kommen, kommen her, . . . zu ihm . . . nein!

In rasendem Sturz geht es abwärts. Nebligverschwommen wird alles, halt! halt! denken . . . wach . . . mein Bein! nicht, nicht hinab . . . leben!

*

Aus tiefem, grundlosem Meer taucht Crosbie auf. Eistgas brennt in den Lungen, und Blei hat man ihm in die Glieder gegossen. Aber er kämpft sich nach oben, weit er sich sehnt nach — wonach nur?

Im Moment, da er die Augen aufschlägt, zerreißt es wie Nebel um ihn: wissen will er, wissen, was mit ihm geschieht. Wissen, daß er lebe!

Der drückt den Steuerknüppel vor, soweit es nur geht. Die Maschine stellt sich mit einem Ruck auf den Kopf, schießt blitzartig zur Tiefe. Nur einen Sekundenbruchteil später wirbelt der Propeller Sand zum Himmel.

Eigentlich ein lächerlicher Sturz! Kaum fünfzehn Meter! Aber als sie ihn unter den Trümmern hervorzogen, ist sein rechtes Bein nur noch eine blutige Masse. Fragen — Verstörung ringsum. William schweigt. Und so weiß niemand den wahren Grund seines Sturzes. Nur einer: Raoul Dauvin, der Pilot des Verkehrsflugzeuges weiß ihn. Atemlos kommt er, als sie ihn schon zum Auto tragen. Die Angst vor dem, was hätte geschehen können, flackert in seinen Augen, und er stammelt immer wieder: „Crosbie, ich danke Ihnen! Zwölf Passagiere, zwölf Passagiere . . ." Und dabei laufen ihm die hellen Tränen übers Gesicht.

*

Professor Ralstone zog die Gummihandschuhe über.

Crosbie schließt die Augen, als er das kalte Drahtgestell der Maske auf seinem Gesicht fühlt Er atmet tief und zählt . . . zählt . . .

Gemein und süßlich riecht das Zeug. Das also ist Aether! . . . fünf . . . sechs . . . Ah, der ganze Brustkorb brennt wie höllisches Feuer. Einen Augenblick lang will er die Maske herunter reißen und frische Luft schöpfen.

. . . acht . . . neun . . . zehn . . .

Schon wird ihm schwer und wirblig im Kopf, fast so, als ob die Maschine nicht aufhören wollte zu trudeln. Ton und Farbe, seltsam und fremdartig, umkreisen ihn, langsam und majestätisch; es saugt und zieht wie in einem Trichter . . .

Nun steht er plötzlich in dem hell erleuchteten Raum neben der Schwester und sieht dort auf dem Tisch einen Körper liegen, einen Menschen. O, er ist ganz klar und weiß sehr genau, daß William Crosbie dort auf dem Tisch liegt und gaudig zählt.

. . . zwölf . . . dreizehn . . .

Zwölf Passagiere sind es gewesen, die Dauvin an Bord hatte. Der Teufel mochte wissen, was er so früh am Morgen schon auf dem Flugplatz wollte . . . Daß er auch gerade von rechts herein landen mußte! Herunter also im Sturzflug, es gilt zwölf Menschen.

Dreizehn . . .!

„Weiterzählen!" mahnte eine Stimme.

„Gewiß!" sagte Crosbie und verbeugt sich. Allein steht er in dem unermeßlich riesenhaften Raum.

Angst . . . Angst kriecht an Crosbie empor, Angst vor der Leere und Oede des Raumes. Wesen will er, rufen, nach einem Menschen, einem Tier — einer Pflanze, nur . . .

Die Glühbirnen fern an der Decke funkeln böse. Kalt ist es, eisig wie im Grab. Und der winzige Crosbie steht im unendlichen Raum und zählt gehorsam, wie ihn der Direktor geheißen.

. . . vierundzwanzig . . . fünfzig . . . sieben!

Ein großer Kreis . . . im Mittelpunkt Crosbie. Ringsherum Krüppel — Krüppel — alles Krüppel! Stöhnen, furchtbar, übermenschlich — sie kommen, kommen her, . . . zu ihm . . . nein!

In rasendem Sturz geht es abwärts. Nebligverschwommen wird alles, halt! halt! denken . . . wach . . . mein Bein! nicht, nicht hinab . . . leben!

*

Aus tiefem, grundlosem Meer taucht Crosbie auf. Eistgas brennt in den Lungen, und Blei hat man ihm in die Glieder gegossen. Aber er kämpft sich nach oben, weit er sich sehnt nach — wonach nur?

Im Moment, da er die Augen aufschlägt, zerreißt es wie Nebel um ihn: wissen will er, wissen, was mit ihm geschieht. Wissen, daß er lebe!

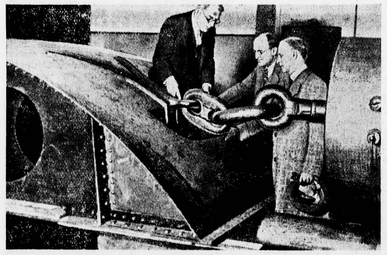
Er

Tragödien in der Tiefe

Unterseeboot-Katastrophen – Rettungsmittel

Das Unterseeboot ist die gefährlichste Waffe des Seekrieges. Es ist aber nicht nur gefährlich für den Feind, im gleichen Maße auch für seine Besatzung. Es gibt keine Art von Kriegsschiffen, die eine derart hohe Verlustliste aufweisen würde, als die Unterseeboote. Während des Krieges sind allein auf deutscher Seite 200 Unterseeboote verlorengegangen. Und auch im Frieden ist das Unterseeboot von allen anderen Seewaffen am meisten gefährdet. Das beweisen die zahlreichen Unfälle, denen Unterseeboote in den letzten Jahren zum Opfer gefallen sind, eine Liste, die soeben erst durch den Untergang des französischen U-Bootes „Prometheus", das mehr als 60 Menschen ins Wellengrab nahm, eine furchtbare Bereicherung erfahren hat. Bereits vor dem Kriege zählte man 16 U-Boot-Katastrophen, die im Laufe von zehn Jahren 200 Menschenleben forderten. Genannt seien von ihnen nur zwei: am 26. Mai 1910 wurde bei Calais das französische U-Boot „Pluviose" von einem Passagierdampfer überrannt und sank mit seiner 28 Mann zählenden Besatzung. Ein Jahr später sank das deutsche Unterseeboot U 3 im Kieler Hafen, doch konnte hier die Mannschaft bis auf drei Mann gerettet werden.

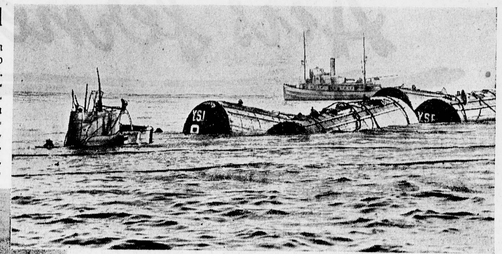
Nach dem Kriege hat sich diese Katastrophenserie mit immer größerer Häufigkeit fortgesetzt. In diesem Zeitraum wurden bis jetzt 23 Unglücksfälle gezählt, die in erster Linie die amerikanische und englische Marine trafen, erst in zweiter Linie die französische, italienische und japanische. Deutschland fehlt hier ganz, ist ihm doch die Führung der Unterseewaffe auf Grund des Versailler Vertrages verboten. Im Jahre 1923 sank das amerikanische U-Boot „O. 5". Nach 31 Stunden gelang es, das Boot zu bergen. Von der Besatzung waren jedoch nur noch zwei Mann am Leben. 1925 ging das englische U-Boot „M 1" mit 68 Mann unter. Zwei Jahre darauf ereignete sich wohl die furchtbarste Katastrophe. Das amerikanische U-Boot „S. 4" stieß mit einem Zerstörer zusammen und sank. Sechs Mann der Besatzung hielten sich bis zuletzt im Torpedoraum auf und versuchten, durch Klopfzeichen Hilfe herbeizurufen. Unter den Augen der ganzen Welt wurden die Rettungsarbeiten mit größter Beschleunigung durchgeführt. Aber es war zu spät. Als man das Unterseeboot barg, waren alle 52 Mann erstickt. Ein Jahr darauf sank das italienische Unterseeboot „F. 14" bei Brioni. Wohl gelang es nach 36 Stunden das U-Boot zu heben, auch hier war die Besatzung bereits tot. Im gleichen Jahre gingen das französische U-Boot „Ondine" und das englische U-Boot „H. 47" unter. Zwei, drei Jahre hörte man



Eine amerikanische Erfindung, die der beschleunigten Hebung gesunkener Unterseeboote dienen soll. Sie besteht im wesentlichen aus einer großen Oese, die in den Bootsrumpf eingelassen wird, an der dann das Boot emporgezogen werden kann, so daß die für die Anlegung der Ketten erforderliche kostbare Zeit nicht verloren geht.

von größeren Unterseeboot-Katastrophen nichts. Dann aber folgte Schlag auf Schlag. In den chinesischen Gewässern wurde das englische U-Boot „Poseidon" von einem Handelsschiff gerammt und ging unter. Nur vier Mann seiner Besatzung vermochten sich zu retten. Vor einigen Monaten verlor dann die englische Marine eins ihrer modernsten U-Boote, das „M. 2". Dieses Boot hatte, wie erinnerlich, ein Flugzeug an Bord. Beim Tauchen wurde versäumt, die Tür des Flugzeugschuppens zu schließen, und die Mannschaft fand ein furchtbares Ende.

Das tragische an dieser Aufzählung ist, daß fast stets die Besatzung eines untergegangenen U-Bootes verloren ist. Selten nur ist es gelungen, einige Mann zu retten, denn die Hebung eines Bootes gestaltet sich so schwierig, daß die Hilfe meist zu spät kommt. Forscht man den Ursachen dieser Unglücksfälle nach, so kehren fast stets die zwei Hauptursachen wieder: das U-Boot wird im Augenblick des Aufsteigens von einem Ueberwasserschiff gerammt, oder der Tauchmechanismus versagt. Die Gefahr des Unterganges ist bei U-Booten deshalb so groß, weil sie ja nur einen geringen Auftrieb be-



Hebung eines amerikanischen Unterseebootes mittels großer Tanks, die unter Wasser an dem Boot befestigt und dann leergepumpt werden.

Der in der englischen Marine gebräuchlichste Sauerstoffapparat, von den Matrosen die „dritte Lunge" genannt.

sitzen. Eine kleine Menge Wasserballast genügt, um den Auftrieb zu beseitigen und das Boot in den Fluten verschwinden zu lassen. Bei normal verlaufendem Tauchversuch ist es natürlich ein Leichtes, die Tauchtanks durch Preßluft zu entleeren und dem Boot wieder den erforderlichen Auftrieb zu geben. Sobald jedoch ein anderer Schiffsraum beschädigt und vollgelaufen ist, kann das U-Boot nicht mehr aus eigener Kraft an die Oberfläche emporsteigen. Selbst wenn es der Mannschaft gelingt, alle Luken zu schließen und sich in einen geschlossenen Raum zu retten, ist sie gewöhnlich verloren. Der Sauerstoffvorrat reicht nur für wenige Stunden, während mitunter Tage vergehen, ehe das Boot gefunden wird und an die Bergung geschritten werden kann. Zu ertrinken oder zu ersticken: von diesen Todesgefahren ist der U-Bootmaat stets umlauert, im Frieden ebenso wie im Kriege.

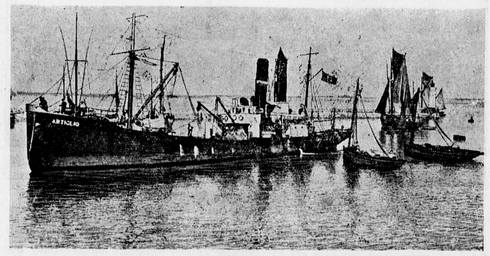
Es hat natürlich nicht an Versuchen gefehlt, solchen Katastrophen durch geeignete Sicherheits- und Hebevorrichtungen zu begegnen. Es muß allerdings gleich von vornherein bemerkt werden, daß es, obwohl die Unterseewaffe seit Jahrzehnten bekannt ist, ebensowenig gelungen ist, eine absolute Schutzvorrichtung gegen derartige Unglücksfälle zu schaffen, als Vorrichtungen zu erfinden, die ein rasches Heben des gesunkenen U-Bootes gewährleisten. Schon auf große Schwierigkeiten stößt es, überhaupt die Lage eines gesunkenen Bootes festzustellen. Das gebräuchlichste Verfahren ist hierbei, zwei Suchboote in bestimmtem Abstand parallel zueinander fahren zu lassen, die eine lange, auf dem Meeresboden schleifende Stahlleine hinter sich herschleppen. Stellt sich der Leine ein Hindernis in den Weg, so schlippt sie mittels einer geeigneten Vorrichtung aus. Daran erkennt nun die Besatzung, daß auf dem Meeresgrunde ein Hindernis liegt. Es braucht natürlich nicht der gesuchte Gegenstand also das Wrack zu sein. Ein größerer Felsblock ist in der Lage, die gleiche Wirkung auszulösen. Man hat sich daher nach anderen Verfahren umgesehen, wie das sogenannte Echolotverfahren und neuerdings, wie es auch bei dem französischen U-Boot „Prometheus" der Fall war, besondere Bojen angebracht. Diese Bojen treiben beim Untergang des Bootes automatisch an die Oberfläche. Sie zeigen dadurch nicht nur die Lage des gesunkenen Bootes an, sondern bergen in ihrem Innern auch einen Telephonapparat, mit dessen Hilfe die Verbindung mit der eingeschlossenen Besatzung aufgenommen werden kann. Allerdings ist der Wert auch dieser Bojen recht problematischer Natur. Die Telephonboje des „Prometheus" hat das grausige Schicksal der Mannschaft nicht abwenden können.

Ist die Lage eines Bootes festgestellt, so ist man zunächst einmal bemüht, unter Einsatz von Tauchern die offenstehenden Luken durch schnellbindenden Zement zu vergießen. Dann kann das Wasser aus dem Boot ausgepumpt werden, worauf es wieder Eigenauftrieb erhält. Dem Auftrieb wird von Hebefahrzeugen nachgeholfen, an deren Deck sich kräftige Winden befinden, über die Stahlleinen oder Ketten laufen. Diese Ketten werden unter dem Wrack hindurchgeführt, die Hebeschiffe lassen ihre für diesen Zweck besonders eingerichteten Tanks voll Wasser laufen, wodurch sich ihr Tiefgang erhöht. Werden die Tanks leergepumpt, so erhalten die Hebeschiffe größeren Auftrieb und heben das Wrack vom Meeresboden ab. Dieses Manöver wird solange fortgesetzt, bis man das gesunkene Wrack gehoben oder in seichteres Wasser gebracht hat. Die Arbeit hat jedoch nur dann Erfolg, wenn das Wrack nicht zu tief liegt und weder Wind noch Strömung stören. Ein plötzlich einsetzender Sturm hat schon oft den Erfolg tagelanger Arbeiten im Laufe weniger Minuten zunichte gemacht. Eine Zeitlang hat man besondere Hebeschiffe für Unterseeboote geführt, wie die deutsche Marine während des Weltkrieges. Heute jedoch werden sie nicht mehr gebraucht, da sie sich als unzweckmäßig erwiesen haben.

Den relativ besten Erfolg haben bisher noch diejenigen Rettungsgeräte gehabt, die es der Mannschaft eines Unterseebootes gestatten, sich aus dem Wrack zu befreien und an die Oberfläche aufzusteigen. Dieses Rettungsgerät ist besonders bei der englischen und amerikanischen Marine eingebürgert. Es besteht im wesentlichen aus einem Sauerstoffapparat, den sich die Matrosen umschnallen. Die Leute werden dann einzeln durch einen besonderen Raum hindurchgeschleust, der voll Wasser gelassen und auf denselben Druck gebracht wird, wie das umgebende Wasser. Wird nun die Luke geöffnet, so steigt der Mann durch den Auftrieb sehr schnell an die Oberfläche, während ihn der Sauerstoffapparat mit der nötigen Luft versorgt. Freilich birgt das allzuschnelle Auftauchen aus größeren Tiefen eine große Gefahr in sich. Der Druck des Wassers nimmt zur Oberfläche sehr rasch ab, während der Körper sich den veränderten Druckverhältnissen nur langsam anpaßt. Die Folgen sind dann ein Lungen- oder Herzschlag, eine Erscheinung, der schon mancher Tiefseetaucher zum Opfer gefallen ist. Ist der U-Bootmaat an der Oberfläche angelangt, dann darf er nur in dem Falle auf Rettung hoffen, wenn ein Schiff in der Nähe ist, das ihn aufnehmen kann. Es sind Fälle zu verzeichnen gewesen, daß Matrosen mit diesem Rettungsgerät stundenlang im Wasser trieben und doch noch den Tod in den Wellen fanden, bevor Hilfe zur Stelle war.

Das Fazit? Diejenigen Matrosen, die einer Unterseeboot-Katastrophe lebend entkommen sind, sind zu zählen. Auch im Frieden bleibt die Fahrt im Tauchboot ein Spiel mit dem Tode.

Rettungsturm auf einem amerikanischen Unterseeboot, durch den die Matrosen hindurchgeschleust werden, nachdem sie den Sauerstoffapparat umgelegt haben.



Der italienische Bergungsdampfer „Artiglio", den unser Bild zeigt, war an der Hebung des gesunkenen U-Bootes „Prometheus" mit beteiligt. Der Dampfer „Artiglio" hat sich neulich erst einen Namen gemacht durch die Hebung des Goldschatzes des untergegangenen Dampfers „Egypt".

Nachdruck verboten

ROMAN VON HANS LEHR

6. Fortsetzung

In der Nähe der Insel Roall, nordwestlich der Großbritannischen Inseln, übernahm Lanna Rhomberg die Steuerung des „Ikarus". Sie hatte sich zuerst weigern wollen, hatte sich dann selbst überwunden in der Ueberlegung, daß Doktor Cleff dem physischen Zusammenbruch nahe war und Steuerungsversuche der russischen Flieger und Ingenieure sämtliche Insassen und das Flugschiff selbst mit dem Untergang bedrohen könnten.

Auf Wunsch des Fürsten überflog sie die Schiffahrtsstraße zwischen Island und den Färöerinseln wie die früher gekreuzten Schiffahrtsstraßen in großer Höhe, damit das Flugschiff nicht erkannt werden konnte. Ueber dem europäischen Nordmeer erhöhte sich die Windstärke. Navigationsoffizier Meinhardt befürchtete Sturm. Er wechselte mit Lanna besorgte Blicke. Lanna wußte, daß auch er ans Höhensteuer dachte, daß auch er befürchtete, es könne nach der langen Dauer der ununterbrochenen Beanspruchung und unter dem Druck des starken Windes aussetzen, könne verlagen.

Nebeneinander blickten sie nach dem Meer hinab. Trotz der bedeutenden Höhe war unzweifelhaft zu erkennen, daß bei diesem Wellengang an ein Wassern nicht zu denken war.

„Was wird, wenn —?!" — fragte sie leise. Meinhardts Antlitz war blaß gewoden vor Sorge. Er mied Lannas Blick und starrte achselzuckend und ratlos auf die unendliche Wasserwüste hinab.

27.

„Bei meiner geschäftlichen Angelegenheit handelt es sich um folgendes!" — fuhr Lutz Hartner nach einer Weile fort.

„Ihr habt ja in den Zeitungen gelesen, welche Vermutungen an das Verschwinden des „Ikarus XI" geknüpft worden sind. Man ist sogar nicht davor zurückgescheut, Wieland Rhomberg vorzuwerfen, er selbst habe die Hand im Spiele gehabt. Es ist natürlich sinnlos, auf diese und die anderen Kombinationen einzugehen, doch waren sie für die Rhombergwerke von schweren Folgen begleitet. Auf finanziellem Gebiet war so disponiert, daß die Kaufsumme für den „Ikarus" prompt eingehen würde. Natürlich ist sie ausgeblieben. Vierzehn Tage lang werden wir uns mit den Reserven noch über Wasser halten können, aber, um es deutlich zu sagen, da die Banken die Kredite zurückgezogen haben und weitere nicht gewähren wollen, werden wir über kurz oder lang stillegen müssen. Die Versicherungsgesellschaft weigert sich einstweilen, die Versicherungssumme auszuzahlen; sie will damit warten, bis das Schicksal des „Ikarus XI" zweifelsfrei feststeht. Ein Prozeß hat vorläufig keinen Sinn. Was es für die deutsche Wirtschaft, für das deutsche Ansehen im Ausland bedeuten wird, wenn wir als die bedeutendste Flugzeugbaufirma schließen müssen, brauche ich nicht zu erörtern!" —

Vater Hartner nickte ernst, interessiert und anteilnehmend.

„Und — —?" fragte er.

„Wieland Rhomberg ist physisch und psychisch zusammengebrochen unter der Wucht der Schicksalsschläge. Bekanntlich befand seine Tochter Lanna sich an Bord , als das Flugschiff entführt wurde. Ihr werdet ebenfalls gelesen haben, daß es mit westlichem Kurs über dem Biskayasee zuletzt gesichtet worden ist, ob es nicht mit allen Insassen längst auf dem Grunde des Meeres ruht, wer kann das sagen?!

Wieland Rhomberg hat mir Vollmacht erteilt, zu tun, was ich für richtig halte, um den gänzlichen Zusammenbruch zu verhindern. Mein erster Gedanke war, dich, Vater, für diese Angelegenheit zu interessieren!" —

„Um wieviel handelt es sich, Lutz?!" — Vater Hartner fragte kühl und geschäftsmäßig; Fahrenstoll jedoch glaubte erkennen zu können, daß er von der Verhandlungsart des Sohnes und seiner Haltung sehr befriedigt war.

„Zunächst um eine Million Mark. Wir werden mit ihrer Hilfe die laufenden Aufträge auf Flugboote erledigen und den Betrieb aufrecht erhalten können!" —

„Weshalb wendet ihr euch nicht an eure Auftraggeber um Vorschüsse?!" —

„An diese Möglichkeit habe ich ebenfalls gedacht. Einerseits möchte ich von der schwierigen finanziellen Lage der Rhombergwerke aber noch nichts in die Oeffentlichkeit dringen lassen, und andererseits dachte ich mir, daß zu vielleicht Lust haben könnteit, den Einfluß des Hartner-Konzerns auch auf die Flugzeugindustrie auszudehen, Vater!" —

Vater Hartner blickte überrascht und scheinbar aufs angenehmste berührt auf.

„Gut, gut, nicht übel, der Gedanke! — Aber eine Million ist viel Geld! — Sicherheiten?!" —

„Wir könnten bieten, eine Sicherungshypothek auf die Werftanlagen, die Verpfändung der Einkünfte aus den laufenden Aufträgen — und eventuell den Eintritt in die Firma als Gesellschafter!"

„Aber ist zur Zeit nach Gesellschafter und mit welchen Anteilen?" —

„Wieland Rhomberg und seine Tochter Lanna zu gleichen Teilen?" —

„Gut, gut! — Akzeptiere Eintritt als Gesellschafter! — Weise Geld sofort an! — Formalitäten können noch erledigt werden!"

Lutz erhob sich erfreut und streckte dem Vater die Hand entgegen; Vater Hartner nahm sie auch, doch Hermann Fahrenstoll mußte mit Bedauern feststellen, daß hier nicht der Vater dem Sohne die Hand drückte, sondern der ältere Geschäftsmann dem jüngeren, teils um die geschlossenen Abmachungen zu besiegeln, teils um seine Anerkennung für die sachliche Leistung zum Ausdruck zu bringen.

„Noch ein Wort!" — hat Fahrenstoll, als Lutz sich verabschiedete. „Wer ist mit der Aufklärung der Angelegenheit „Ikarus XI" beauftragt?!" —

„Von der Polizei aus Kommissar Krontstedt. Er kann jedoch leider nichts anderes machen, als möglichst viel Lärm zu schlagen, um feststellen zu können, wann und wo der „Ikarus" gesichtet worden ist. An ein Unglück oder ein Verlorensein wollen wir natürlich so lange nicht glauben, bis die Tatsachen uns dazu zwingen. Die Luftflotten und Marinen aller Staaten sind um ihre Mitwirkung gebeten worden, in erster Linie natürlich auch sämtliche Polizeiverwaltungen, überhaupt die Völker aller Länder!" —

„Ich habe mir schon immer folgendes gedacht!" — antwortete Fahrenstoll. „Die gegenwärtigen „Besitzer" der „Ikarus" müssen aus besonderen Gründen in irgendeine ganz verlassene Gegend geflogen sein, denn das Flugschiff zum Scherz zu stehlen, hätte doch keinen Sinn gehabt. Mein aus Liebhaberei heraus hätte ich die größte Lust, bei der Suche nach dem Verbleib des „Ikarus" ein wenig, ich möchte sagar sagen, ein bißchen viel, mitzutun. Was hälst du davon, Lutz?!"

„Daß das ein ausgezeichneter Gedanke und eine sehr dankenswerte Absicht ist, Hermann! — Ich habe im Laufe der Jahre verschiedene Berichte über deine Forschungsreisen gelesen. Wenn ich jetzt so richtig darüber nachdenke, so stärkt sich meine Ueberzeugung immer mehr, daß besonders nach Würdigung deiner eigenen Vermutungen, ein weitgereister und in allen denkbaren Lagen sicherer Mann entschieden mehr Aussichten zu einer Lösung dieses Rätsels haben wird, als ein anderer."

„Also los!" — Fahrenstoll schüttelte Lutz die Hand, und mit der Linken schlug er ihm energisch auf die Schulter.

„Hals- und Beinbruch!" — antwortete Lutz ebenfalls herzlich; er ging, entschieden heiterer gestimmt als bei seinem Kommen.

28.

Den dritten Tag befand „Ikarus XI" sich nun schon in der Luft. Lange war er parallel der Küste Norwegens geflogen, zwischen dem Nordkap und der Insel Spitzbergen hatte er östlichen Kurs eingeschlagen. Die Insel Nowaja-Semlja war überflogen, das Karische Meer und die Mündung der Jenissei gekreuzt worden; endlich, endlich breitete sich wieder Land unter ihm aus, die weite, grüne Ebene der Taymir-Halbinsel.

Ursprünglich hatten sich nur Lanna Rhomberg und Dr. Cleff in die Steuerung geteilt, doch die Erschöpfung hatte sie schließlich gezwungen, auch die russischen Flieger mit den Eigenarten des „Ikarus XI" vertraut zu machen.

Angesichts der zahlreichen Eisberge in der Barentssee und im Karischen Meer hatte Fürst Trufanoff zu Lanna gesagt:

„Sie sehen, Fräulein Doktor Rhomberg, daß ich die wenigen letzten Sommerwochen zur Durchführung meines Unternehmens ausnutzen mußte! Denn wie hätten wir sonst landen sollen, wenn alles bereit gewesen wäre?!" —

Lannas Antlitz war in den Tagen des Fluges noch ernster und strenger geworden.

„Seien Sie froh, Durchlaucht, daß „Ikarus XI", auch im Sturm, so ausgezeichnet durchgehalten hat! — Ich hatte schwere Sorgen, wenn auch auf mir persönlich nicht so sehr die Verantwortung für die fünfundsiebzig Insassen des Flugschiffes lastet wie auf Ihnen! — Sie ist schwer, die Verantwortung, die Sie sich da auferlegt haben, Fürst!" —

Fürst Trukanoff ergriff ihre Hände und küßte sie.

„Ich bin noch lange nicht Ihre Freundin, Fürst, wenn ich auch das meinige getan habe, um eine Katastrophe zu vermeiden! Wenn Sie wenigstens daran gedacht hätten, mir auch Wäsche und Kleidungsstücke mit auf den Weg zu geben!" — antwortete sie mißmutig.

„Soll ich denn tatsächlich mit dem, was ich auf dem Leibe trage, wochenlang auskommen?!"

Fürst Trufanoff schlug sich an die Stirn, reisen gelesen. Wenn ich jetzt so richtig darüber nachdenke, so stärkt sich meine Ueberzeugung immer mehr, daß besonders nach Würdigung deiner eigenen Vermutungen, ein weitgereister und in allen denkbaren Lagen sicherer Mann entschieden mehr Aussichten zu einer Lösung dieses Rätsels haben wird, als ein anderer."

„Also los!" — Fahrenstoll schüttelte Lutz die Hand, und mit der Linken schlug er ihm energisch auf die Schulter.

„Ich danke Ihnen, mein gnädiges Fräulein, von ganzem Herzen, daß Sie sich so tapfer eingesetzt haben! — Ich werde ewig Ihr Schuldner bleiben müssen!" —

Lana entzog ihm die Hände.

„Ich bin noch lange nicht Ihre Freundin, Fürst, wenn ich auch das meinige getan habe, um eine Katastrophe zu vermeiden! Wenn Sie wenigstens daran gedacht hätten, mir auch Wäsche und Kleidungsstücke mit auf den Weg zu geben!" — antwortete sie mißmutig.

„Soll ich denn tatsächlich mit dem, was ich auf dem Leibe trage, wochenlang auskommen?!"

Fürst Trufanoff schlug sich an die Stirn, und ganz und gar von seiner sonstigen Sicherheit verlassen.

Lanna nickte bestürzt und im Innersten sie an ihm vorbei, hinaus auf die Tundra, die sich unendlich weit ausbreitete, wie eine riesige von Horizont zu Horizont reichende, mit Moos und Flechten bedeckte Platte.

„Vielleicht haben Sie auch die Güte, Fürst, mir eine Waffe zu meinem persönlichen Schutz zugutezusehen, denn daran, daß ich auf Wochen hinaus die einzige Frau unter mehr als sechs Dutzend Männern sein werde, haben Sie ja wohl noch nicht gedacht?!" —

Die Verlegenheit des Fürsten verwandelte sich in ehrliche Bestürzung.

„Selbstverständlich, selbstverständlich, gnädiges Fräulein!" stimmte er im Kopfschütteln über sich selbst zu. „Obgleich ich mich für jeden meiner Leute verbürgen möchte, werde ich doch sogleich einen besonderen Befehl hierüber an sie erlassen!" —

Erschreckt faltete Lanna die Hände.

„Um Himmels willen nicht, vorläufig wenigstens nicht, Durchlaucht!" — wehrte sie ab. — „Geben Sie mir halbwegs passendes Zeug, damit ich mich äußerlich in einen Mann verwandeln kann und machen Sie die Männer nur ja nicht noch eher auf die Tatsache aufmerksam, daß ich Frau bin, als sie selbst sie bemerken!"

Fürst Trukanoff schwieg betreten. Lanna hatte recht; daß er an diese Umstände nicht gedacht hatte, war nicht zu entschuldigen.

„Bitte seien Sie mir nicht böse, Fräulein Rhomberg!" — bat er. „Ich versehe jetzt selbst nicht, daß ich an dies alles nicht gedacht habe. Aber ich werde wie ein Vater darüber wachen, daß Ihnen niemand zu nahe tritt!"

Wie ein breites silbernes Band durchbrach, von Gletschern begleitet, der Chatanga die einförmige Landschaft.

„Landen!" — befahl der Fürst nach einem Aufatmen der Erleichterung und des Glückes. Er war wie umgewandelt. Seine Depression nach der Unterhaltung mit Lanna war verflogen. Seine Gestalt reckte sich herrisch, und sein markantes Gesicht kennzeichnete ihn wieder als den Führer.

Lanna trat neben Dr. Cleff, der die Landung leitete; sie sah zu, wie er trotz der Erschöpfung beherrscht die Hebel, Räder und Schalter bediente. Fast unmerklich glitt das Flugschiff ins Wasser. Vorsichtig, um ein Stranden zu verhüten, lenkte Dr. Cleff ans rechte Ufer.

Sofort brachten die Russen zusammenlegbare Boote zu Wasser, und nacheinander betraten sie den Boden, ließen sie sich nieder und griffen sie in die Erde, von der Erschütterung überwältigt, endlich wieder russischen Boden berühren zu dürfen. Einige tanzten in wilder Freude über den mit Moos bewachsenen Boden und jubelten wie Kinder in strahlender Sonne.

Die heiße, inbrünstige Heimatliebe der Männer stimmte Lanna versöhnlicher, und ihr Zorn milderte sich.

Bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen sie Dr. Cleff begegnete war, war sein Verhalten von ergebener Zuvorkommenheit geprägt gewesen.

„Die Ereignisse der letzten Tage haben mich so erschüttert, daß ich viel über mich und mein bisheriges Leben habe nachdenken müssen!" — hatte er einmal in bittendem Ernst gesagt. „Ich sehe ein, gnädiges Fräulein, daß ich mich Ihnen gegenüber mehrfach nicht so verhalten habe, wie sie es von einem ritterlichen Manne hätten erwarten und verlangen können. — Ich bitte Sie, verzeihen Sie mir! Ich werde gut zu machen suchen!"

Lanna hatte nur reserviert genickt. Sie durchschaute ihn. Sie wußte längst, wie vielseitig er sein konnte und daß er sich nicht scheute, sich zu demütigen, wenn er glaubte, Vorteil davon zu haben.

Sie hatte den bösen Blick nicht gesehen, den Dr. Cleff ihr nachgesandt hatte, doch Fürst Trukanoff hatte ihn zufällig bemerkt.

„Wir wissen ja, aus welchen Gründen Cleff den Einbruch bei seiner eigenen Firma unternommen hat," sagte er zu Doglow, Gubin, Mirenkl und Iwan. „Ich habe Fräulein Rhomberg meinen väterlichen Schutz zugesagt, und ich bitte euch, unterstützt mich in dem Bestreben, alles Unangenehme von ihr fern zu halten! — Es wäre für mich ein vernichtender Schlag, wenn Fräulein Rhombergs Leben durch meine Schuld zerbrochen würde, nachdem wir und ich ihr schon so viel zu verdanken haben!" —

„Ehrensache, Mitcha, Ehrensache!" — bestätigten die Offiziere sofort.

„Cleff soll sich hüten und ja nicht zu sehr auf seine Unentbehrlichkeit pochen! Unsere Kameraden haben bereits so viel gelernt,

Schwäne auf dem Teich

„Ob es draußen wohl schön ist?"

daß wir zur Not auch ohne ihn auskommen werden!" — setzte Doglow hinzu.

Ihnen steckte später heimlich eine neunschwänzige Knute in seinen hohen Stiefel.

20.

Hermann Fahrenfoll, Maximiliane von Eib und Fritz Atzinger waren an den Chiemsee gekommen und von Wieland Rhomberg eingeladen worden, in seinem Hause zu wohnen. Der Konstrukteur litt noch immer unter seinen schweren Gemütsdepressionen. Wohl war der Fortbestand der Werke durch das Eingreifen Utz und Werner Gartners gesichert worden, doch drückte ihn noch wie vor die Sorge um Lanna, seine Tochter, und „Ikarus XI", die Krone seines Lebenswerkes, nieder. Maximiliane suchte ihn aufzuheitern, doch sie unterstieg es bald, nachdem sie gefühlt hatte, daß er an die eigene Tochter dachte, wenn er sie fröhlich sah. Voll Anteil eine Aufgabe zuweisen möge, damit sie das Ihrige zu den allgemeinen Bemühungen um die Aufhellung des Rätsels beitragen könne.

„Ich weiß ja selbst noch nicht, wo ich den Hebel ansetzen soll, Kind!" — antwortete Fahrenfoll nachdenklich. „Wir müssen uns vorläufig auf unsere Logik und den Zufall verlassen!" —

„Der Zufall wird sich nicht beeilen, uns zu Hilfe zu kommen!" — erwiderte Maximiliane spöttisch.

„Oho, Kind! Du weißt sicher nicht, daß die meisten Verbrechen nur durch Zufälle ans Tageslicht kommen, und daß man, wenn man will, die ganze Weltgeschichte als von Zufällen bestimmt betrachten kann!? Da hatte sich ein Hund bei mir dem Großen Friedrich, unter dem einer deiner Ahnen ja auch gekämpft hat. Er hatte vor dem Unvorhergesehenen und Unberechenbaren einen solchen Respekt, daß er nicht anders als von „Majestät Zufall" sprach.

„Und wie gedenkst du den Zufall heranzulocken und in deinen Dienst zu stellen, Papi?! — Du hast recht, mit dem Denken werden wir vorläufig nicht weit kommen. Alle Kombinationen, die nur einigermaßen als möglich denkbar sind, sind von den Zeitungen bereits erörtert worden, haben sich aber auch samt und sonders als unanwendbar herausgestellt!

Einen Unfall wollen wir solange ausschließen, bis uns Tatsachen zu seiner Anerkennung zwingen. „Ikarus XI muß noch wenig bewohnten Gegenden geflogen sein, da er im anderen Falle längst hätte gesichtet werden müssen. Solche Gegenden gibt es aber auf der Erde noch genug. Man braucht nur an Zentralafrika, an Südamerika und an das nördliche Asien zu denken. Diese Ueberlegungen stimmen nicht von mir, Papi, sondern von dir selbst!" —

„Und damit sind wir vorläufig auch bereits am Ende angelangt!" — erwiderte Fahrenfoll mit einem Lächeln. „Denn wir können unmöglich nun nach allen Himmelsrichtungen hin Flugbooterexpeditionen aussenden. Zum Schluß könnte sich herausstellen, daß die Entführer sich mit dem „Ikarus XI" einstweilen auf einer idyllischen Insel im Stillen Ozean niedergelassen haben, um abzuwarten, bis die Erregung der Welt sich gelegt hat und dann Seeräubereien oder sonstige Gaunereien zu betreiben.

Wir werden also wohl oder übel zunächst dem Zufall den Hof machen müssen!" —

„Aber nicht verrufen, Papi! Ja nicht verrufen — toi, toi, toi!"

Fahrenfoll lachte.

„Papi, lacht du etwa über mich?!" — Maximilianes Stimme klang verweisend; ihr Mund verzog sich zum Schmollen.

„Aber nein, Kind, wohin denkte du?" wehrte Fahrenfoll scheinbar ernsthaft ab.

„Also —?! — Papi?! — Hoffentlich zeigst du beim Hofieren des Zufalles mehr Talent als beim Hofieren von Frauen!"

„Wa—a—as" — Verblüfft sah Fahrenfoll auf. „Was war denn das, Kind?"

Angesichts seiner sprachlosigkeit erglühte Maximiliane bis unter die Haare und hinter die Ohren; verlegen sah sie zur Seite.

„Ach nur eine beiläufige Bemerkung, Papi. Sie ist mir so entfahren, wie man manchmal halt etwas sagt, worüber man sich selbst nachher keine Erklärung geben kann!"

„Scheinbar hast du dein Urteil über mich doch schon abgeschlossen, Max!?! — Das ging aber rasch!"

„Nur in einigen Punkten, Papa!" — wehrte Max ab, jetzt wieder sicherer als vorher.

„So, so!" Fahrenfoll lächelte.

Die jungen Damen von heute! Man muß wohl mit ihnen aufgewachsen sein, um ihre Schlagfertigkeit parieren zu können!"

„Zur Sache, Papi!" drängte Maximiliane; sie sahen verstimmt zu sein.

Verstehen einer dieser Frauen! — stöhnte Fahrenfoll im geheimen. Was habe ich nun wieder angestellt, daß sie gekränkt ist?! —

Laut antwortete er:

„Vorläufig können wir gar nichts anderes tun, als am Radio- und Funkenempfangsgerät zu warten, bis wir von Lanna oder einem der Offiziere oder Mannschaften den Standort erfahren. Sie werden sich sicher ununterbrochen darum bemühen, in einem Moment, in dem sie und die Apparate durch irgend einen Zufall unbewacht sind, diese Nachricht zu geben!"

Maximiliane nickte.

Später blickte sie ärgerlich an ihrer eleganten Kleidung hinab. Tagtäglich zog sie ihre besten und neuesten Kleider an, die ihre Schönheit von der vorteilhaftesten Seite zeigten; die gesamte Umgebung machte ihr Komplimente, nur einer schien überhaupt nicht zu bemerken, wie sehr sie sich Mühe gab, auch von ihm einmal zu hören, daß sie ihm gefalle. Sie verzweifelte fast an der Unzugänglichkeit Fahrenfolls, dem bei all seiner Intelligenz und Lebenserfahrung noch immer noch nicht bewußt geworden war, wie gern sie ihn hatte. Seine sich stets gleichbleibende väterliche Kameradschaftlichkeit empörte sie oft. Sah er denn gar nicht, daß sie jung und schön war?!

Deutlicher, als ich vorhin war, kann ich doch nicht werden! — beklagte sie sich bei sich selbst. Ich kann ihn doch schließlich nicht um seine Hand bitten!

Gekränkt setzte sie sich vor den Radioapparat, und sie steigerte sich in einen Aerger hinein, in dem sie am liebsten aufgestanden wäre, Hermann Fahrenfoll aufgesucht und tüchtig an den Ohren gezogen hätte.

Aber vielleicht würde er auch dann noch nichts merken?! — schloß sie danach wieder in resigniertem Zorn.

nahme bedrängte sie Fahrenfoll, daß er ihr tüchtig an den Ohren gezogen hätte.

30.

Erst nach der Landung eröffnete der Fürst seinen Kameraden den Zweck des Fluges; sie jubelten ihm entgegen und erklärten sich zu jeder weiteren Anstrengung mit Freuden bereit.

Schon nach nur eintägiger Ruhepause ließ der Fürst „Ikarus XI" wieder aufsteigen. Langsam, in geringer Höhe, flog er unter Lannas Steuerung am rechten Ufer hinauf bis zur Quelle, am linken Ufer hinab bis zur Chatangabucht und an der anderen Seite wieder hinauf.

Ein Dutzend Ferngläser war ununterbrochen auf die Tundra und das flache Gestrüpp gerichtet.

„Nichts —?!"

„Noch immer nichts —?!" flog die Verständigung in heißer Erregung hinüber und herüber.

Wie auf glühenden Kohlen durchquerte Fürst Trufanoff ununterbrochen den Führerraum. Von Zeit zu Zeit beteiligte er sich selbst an der Suche mit Hilfe der Ferngläser. Stunde um Stunde verrann jedoch, ohne daß die gelb oder weiß leuchtende Fläche in Sicht gekommen wäre, die er zehn Jahre lang vor seinen Augen gehabt hatte mit einer Deutlichkeit, als sähe er den Friedhof des Mammuts in Wirklichkeit.

„Ikarus XI" steuerte bereits wieder dem Startplatz entgegen, und noch immer flogen die allmählich besorgt gewordenen Verständigungen von Mund zu Mund hinüber und herüber:

„Nichts —?!"

„Noch immer nichts!"

Blaß, mit zusammengepreßten Lippen und vor Ermüdung zuckenden Augenlidern, trat Fürst Trufanoff in den Steuerraum.

„Bitte wassern, Fräulein Rhomberg!"

Mehr als ein Tag war über der ergebnislosen Suche verflossen. Unmerklich war die Zeit dahingeglitten im Lichte der nicht untergehenden, sich aber kaum über den Horizont erhebenden Sonne. Obgleich Lanna mehrmals abgelöst worden war, sank sie nun doch erschöpft in einen Sessel.

„Meine Anerkennung für ihre Energie, Durchlaucht, doch jetzt müssen Sie meine Ansicht auch einmal zur Geltung kommen lassen! „Ikarus XI" muß sehr eingehend kontrolliert werden! Es ist ihm viel zugemutet worden, und nun müssen Sie ihm einige Tage Ruhe gönnen und der Mannschaft und mir gestatten, soweit es uns hier bei den beschränkten Hilfsmitteln überhaupt möglich ist!"

„Gewiß, gnädiges Fräulein, gewiß!" antwortete Fürst Trufanoff geistesabwesend.

„Iwan!" wandte er sich an den Diener. „Sag, bestätige es mir noch einmal! Wir haben uns nicht getäuscht damals? — Es war keine Fieberphantasie — wir haben die riesigen Elfenbeinzähne vor uns liegen sehen?! — Wir haben sie angefaßt?! Es war kein Irrtum?! — Es kann keine Halluzination vorgelegen haben?!"

„Nein, Durchlaucht! — Es war Wahrheit! — Wir haben das Elfenbein gesehen und gefühlt!"

„Vielleicht ist es vom Geströpp überwuchert worden?!" fiel Doglow ein. Auch er war enttäuscht, zwang sich aber dazu, seine Gedanken nicht erkennen zu lassen.

Das Antlitz des Fürsten spannte sich wieder zu glühenden Wollen; er stampfte den Boden.

„Wir müssen den Schatz finden! —

Ausschlafen jetzt! — Wir bilden fünf Gruppen zu je zehn Mann! Zwei Kolonnen ziehen stromaufwärts, auf jedem Ufer eine, zwei stromabwärts, ebenfalls eine auf jeder Seite des Flusses. Die letzte Gruppe bleibt bei mir hier zur Bewachung des „Ikarus"! — Die Kolonnen werden geführt von Doglow, Gubin, Mirenski und Denisson! — Die Ausrüstung besprechen wir beim Abmarsch!"

„Wir müssen vorsichtig sein, der Boden ist sumpfig!" sagte Doglow bei der Einteilung der Gruppen.

„Ich weiß es!" antwortete der Fürst ernst, fast finster. „Ich kenne ihn aus eigener Erfahrung. Aber wir dürfen uns nicht schrecken lassen! Wir müssen den Schatz finden!"

Unter Leitung Lannas und Dr. Cleffs begann die Mannschaft den „Ikarus XI" zu überholen. Lanna wollte die Gelegenheit benutzen, um den Funkraum zu betreten, doch Fürst Trufanoff vertrat ihr den Weg.

„Bitte nicht eintreten, gnädiges Fräulein!" sagte er mit ernstem Lächeln. „Wir halten den Funkraum selbst in Ordnung!"

Lanna wandte sich ärgerlich ab.

„Es hat ja doch keinen Zweck, gnädiges Fräulein, den Versuch machen zu wollen, um Hilfe zu funken! Sie wissen ja, daß der Apparat ständig von zweien meiner Leute besetzt ist, die die Wetterberichte der verschiedenen Stationen und die sonstigen interessanten Neuigkeiten abhören!"

Lanna sah ihn fest in die Augen.

„Wird nach uns gesucht, Durchlaucht?!"

Der Fürst lächelte zustimmend.

„Und wie, Fräulein Rhomberg! Mit bewundernswürdiger Energie und Ausdauer. Fortwährend fangen wir deutsche, englische, französische, kurz Meldungen in sämtlichen Kultursprachen aus allen Teilen der Erde auf, die jedoch samt und sonders nur zu antworten wissen, daß sie noch immer nichts von uns gesehen haben!"

Lanna wandte sich bedrückt ab.

Sie begab sich wieder nach dem Oberdeck und stieg auch auf das Hilfsdeck hinauf, um die Prüfung der sechs Motoren und Propeller zu kontrollieren.

Das Radio! — dachte sie, wie schon unzählige Male vor dem Einschlafen, in ihren Träumen und beim Steuern des Riesenvogels. Das Radio!! —

Die Russen hatten den Radioraum abgeschlossen, den Schlüssel abgezogen und sich nicht mehr um ihn gekümmert. Seine Lage war für das Vorhaben günstig, denn er befand sich nicht, wie das Funkzimmer, direkt neben dem Führerraum, sondern neben dem durch den Rumpf des Flugriesen laufenden Flur, in der Reihe der Passagierkabinen.

Ich muß in den Radioraum hineingelangen! — grübelte Lanna immer und immer wieder. Der Sender ist auf unsere Wellenlänge abgestimmt! Wenn man zu Hause nicht ganz und gar den Kopf verloren hat, dann wird man dort das Empfangsgerät unter dauernder Beobachtung halten!

Sie entsann sich der Reserveschlüssel zu den verschiedenen Kabinen mit technischen Einrichtungen. Sie waren in einem von außen nicht erkennbaren Wandschränkchen im Führerraum untergebracht.

Geschickt benutzte sie eine Gelegenheit, als sie sich allein im Führerraum befand, um das Schränkchen blitzschnell zu öffnen, doch sie prallte sogleich danach vor Ueberraschung und Bestürzung zurück. Keiner der Reserveschlüssel war mehr vorhanden.

Erregt und in tiefer Depression trug sie die Entdeckung einige Tage lang mit sich herum; dann sprach sie mit Leutnant Meinhardt über sie.

Der ernst und finster gewordene Offizier sah sich erst vorsichtig um, ehe er sprach.

„Hüten Sie sich vor Dr. Cleff, gnädiges Fräulein! — Ich hatte den gleichen Gedanken wie Sie und sprach mit Dr. Cleff über seine Ausführung. Zu diesem Zeitpunkt waren die Schlüssel noch vorhanden! Ich hatte sie schon an mich nehmen wollen, mußte doch Schränkchen im letzten Augenblick aber wieder schnell verschließen, da ich die Schritte des Fürsten hörte. Als ich die Schlüssel später sichern wollte, war keiner mehr vorhanden! Ich bitte meinen Kopf zum Pfande, daß die Russen von der Existenz des Schränkchens und der Reserveschlüssel bis jetzt noch keine Ahnung haben! Nur Cleff kann sie gestohlen haben! Vielleicht werden Sie, gnädiges Fräulein, jetzt ähnlich wie ich manches verstehen — warum überhaupt wir diese sonderbare Reise machen mußten — warum Cleff damals den Start in den Biskayasee bereitet hat!"

„Warum, Herr Meinhardt?"

„Er wird es wissen, gnädiges Fräulein! — Er muß die Hand im Spiele haben!"

Lanna nickte bestürzt und im Innersten erschüttert.

„Sie haben recht, Herr Meinhardt! Nehmen wir uns in acht vor ihm! Mein Instinkt hat mich schon immer vor ihm gewarnt!"

Tag um Tag verfloß.

Ruhelos durchwanderte Fürst Trufanoff den langen Flur des Flugschiffes. Dann stieg er wieder auf das Hilfsdeck hinauf, um mit dem Ferngias die Ufer abzusuchen. Doch von den Kolonnen war noch nichts zu sehen; sie kamen auf dem tückischen Boden wohl nur langsam vorwärts.

Allmählich zog er sich völlig in sich selbst zurück. Iwan folgte ihm mit traurigen und mutlos blickenden Augen; er war noch stiller geworden, als er früher schon gewesen war.

Nur wenn er Lanna sah, kam der Ausdruck der Freude in sein Gesicht. Er liebte das ernste, schöne und tapfere Mädchen wie eine Heilige; daß er es wie eine Tochter liebte, wagte er nicht zu denken. Er brachte ihr die Mahlzeiten in die Kabine und war beglückt von jedem Wort und jedem Lächeln des Dankes. Lanna fühlte die selbstlose Anhänglichkeit des einfachen und stillen Mannes; sie tat ihr wohl in ihrer Vereinsamung und half ihr über manchen trüben Augenblick hinweg.

Oft dachte sie an Lutz Hartner und die Worte, mit denen sie sich von ihm getrennt hatte. Wie heftig, wie unüberlegt und liebelos hatte sie gehandelt! Es hatte keinen Zweck mehr, sich gegen die Erkenntnis noch sträuben zu wollen. Sie hätte verstehen müssen, was Lutz meinte, als er sagte, daß er aus seiner Natur nicht herausstehe.

(Fortsetzung folgt)

Durchs deutsche Land

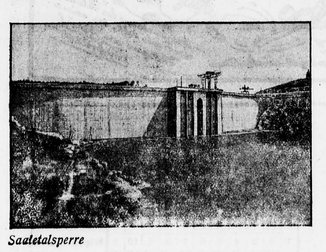
Das „Vierländereck" in Mitteldeutschland

Das Gebiet der Verkehrsinteressengemeinschaft Ostthüringen-Westsachsen (Vigo)

Blau, grün, rot, weiß, schwarz, bunt wie die Landesfarben, so bunt ist auch die Landschaft im östlichen Zipfel Mitteldeutschlands, wo das Böhmerland die Grenze bildet.. Vierländereck! — Sachsen, Bayern, Thüringen, Preußen liegen im bunten Durcheinander zusammen. Auf einem Raum von wenigen hundert Quadratmetern berühren sich die Grenzen dieser Länder.

Blaudämmernde Nadelwälder, frühlingsgrüne, blumige Wiesen, herbstrote Buchenhaine, weißglitzernde, verschneite Bergeskuppen, schwarze, rauchende Schlote industriereicher Städte. Das ist die Farbensymphonie des Gebietes der Vigo, der Verkehrsinteressengemeinschaft Ostthüringen/Westsachsen. Dieses Gebiet besitzt viele reizvolle Gegenden, die leider noch viel zu wenig bekannt sind. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man sie zu den eindrucksvollsten unseres Vaterlandes rechnet. Lassen wir einmal den unerschöpflichen Quell der Schönheiten dieses Gebietes sprudeln.

Zunächst der westlichste Teil. Da ist das Aschbergagebiet mit dem sächsischen Winkel. Reichbewaldete Bergeshöhen gewähren einen wundervollen Fernblick bis ins Böhmerland. Stimmungstiefe herrscht über der unendlichen Weite der Bergeskuppen. Schön und hehr wirkt das Aschberggebiet in seiner Winterpracht. Dann ist es der Treffpunkt aller Sportbegeisterten. Ein Singen und Schwingen, ein Summen und Klingen — klingendes Tal Klingenthal und Markneukirchen sind das Zentrum der deutschen Musikindustrie. Die herrlichen Waldgebiete um den weiter westwärts gelegenen Wintersportplatz Schöneck mit ihren weiten Ausblicken, ihren verträumten Waldwiesen hinterlassen bei dem Besucher unauslöschliche Bilder. Das Vogtland, in das das Erzgebirge bei Schöneck übergeht, findet unverdientermaßen in beiden Teilen Deutschlands noch nicht die gebührende Beachtung. Aber gerade das Vogtland bietet wundervolle Bilder durch den Ernst und die Strenge der Landschaft. Dort finden wir auch die bekannten Kur- und Badeorte Bad Elster und Brambach, die ihren Weltruf der Heilkraft ihrer Quellen verdanken. Die größte Stadt des Vogtlandes ist Plauen, die Stadt der Spitzen und Gardinen. „Plauen bleibt Plauen," heißt es in einem alten Scherzlied. Und fürwahr, Plauen ist eine schöne Stadt, die sich anmutig in dem Tal der Elster ausbreitet. Monumental wirkt sein Rathaus. Nicht weit davon liegt Syrau mit seiner vor kurzem entdeckten sehenswerten Tropfsteinhöhle, die einzige Höhle dieser Art im Vigo-Gebiete. Elsterabwärts gelangen wir nach der idyllisch gelegenen Barthmühle mit der gewaltigen Elstertalbrücke und durch das „Steinicht", einem der romantischen Täler des Elstertales, nach der Stadt Elsterberg, die von einer schönen Burgruine, einer der mächtigsten in Sachsen, gekrönt wird. Unweit davon liegt Greiz, die frühere Haupt- und Residenzstadt von Reuß ältrer Linie, bekannt durch ihre Textilindustrie. Zwei schöne Schlösser, das obere Schloß auf dem waldbewachsenen Schloßberg und das untere inmitten der Stadt, der wunderbare, ausgedehnte Park mit einem großen Teich und herrlichen Baumgruppen erinnern an jene Zeiten, wo hier noch Fürsten residierten. Lohnend ist ein Abstecher durch das liebliche Göltschtal mit der wuchtigen Göltschtalbrücke nach Mylau mit dem tausendjährigen Kaiserschloß, das ein sehenswertes Museum birgt, und Reichenbach mit lebhafter Textilindustrie. Damit sind wir in dem zum Vigogebiet gehörenden sächsischen Industriegebiet angelangt. Ausgedehnte Fabrikanlagen, Tausende riesiger Schornsteine, die allerdings nicht mehr alle rauchen, sind die Kennzeichen dieser Gegend. Die gegenwärtige Wirtschaftskrise hat sich naturgemäß auch hier empfindlich ausgewirkt. Einst blühende Industrien kämpfen heute um ihr Dasein. Am bekanntesten sind die Städte Reichenbach, Zwickau, Lengenfeld, Waldenburg, Werdau, Crimmitschau, Meerane und Gößnitz. Zwickau hat außerdem Bedeutung wegen seines Kohlenbergbaues. Aber auch diese Gegenden sind landschaftlich nicht ohne Reiz. Zwickau ist der Ausgangspunkt für Wanderungen nach dem Erzgebirge und dem Vogtlande, Werdau der Eingang zu dem ausgedehnten Werdauer Wald. Glauchau ist die Pforte des herrlichen Muldentales, in dem das Waldenburger Schloß einen besonderen Glanzpunkt bildet. Bei Crimmitschau liegt die waldumsäumte Kobergtalsperre.



Saaletalsperre

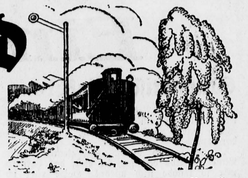
Der Weg führt uns zurück ins Thüringerland, die Elster von Greiz abwärts vorbei an der aufblühenden Sommerfrische Neumühle und dem lieblichen Städtchen Berga nach Wünschendorf, wo die Elster ihr enges Tal verläßt und in den Landkreis Gera eintritt. Dort finden wir eine Reihe schmucker Städchen, die es wohl verdienen, besonders hervorgehoben zu werden: Weida, Auma, Triptis, Neustadt/Orla, Münchenbernsdorf. Wir sind in dem burgenreichen Osterland. Typisches Thüringer Berg- und Hügelland, Wiesen, Felder und Wälder umgeben traulich diese Städchen, in denen noch Idylle zu finden sind. Das Wahrzeichen des malerischen Weida ist die Osterburg, die 1175 erbaut wurde.

Ein Teich ohne Damm
Ein Turm ohne Dach,
Eine Kirche ohne Geläute,
Das sind die drei Wahrzeichen von Weida.

Triptis mit einer jahrzehntealten Birke auf dem charakteristischen Schloßturm zwingt das Auge jedes Vorübergehenden zu staunendem Ausblick. Neustadt/Orla, die alte Kreisstadt, besitzt schöne Baudenkmäler: das gotische Rathaus, eine Stadtkirche in Spätgotik erbaut. Bei Auma, einem landschaftlich schön gelegenen Städtchen, erreichen wir den Landkreis Greiz, in dem die Stadt Zeulenroda liegt, die sich durch lebhafte Industrie auszeichnet. Kehren wir zurück ins Elstertal und setzen unseren Weg von Wünschendorf elsteraufwärts fort, da taucht die charakteristische Silhouette einer Industriestadt auf — Gera, das thüringische Manchester, nebenbei die größte Stadt Thüringens. Sie liegt in einem weiten Ausgangspunkt der Wanderungen nach der Saaletalsperre. Ostwärts liegt Bad Ronneburg, das Rothenburg Ostthüringens, und weiter die Stadt Schmölln, bekannt durch ihre Knopfindustrie. Wo sich das Elstertal weitet, liegt mitten in Blumenfeldern Bad Köstritz, ein Heilbad für Rheumatiker und Gichtkranke, und das Werder des Elstertales, Poditz. Wer kennt nicht die Erzeugnisse der jahrhundertalten Poditzer Brauerei Köstritz? Oberhalb Langenbergs, einem Vorort Geras, finden wir auf einem Hochplateau rechts der Elster das See- und Strandbad Kleinaga, das größte Naturbad Ostthüringens. Bei der preußischen Kreisstadt Zeitz endet das Vigo-Gebiet im Norden. Nahebei liegt Weißenfels und dem Kurort Kösen, umweit der Stadt Eisenberg, erstrecken sich in einer Ausdehnung von 15 Kilometern herrliche Nadelwaldungen, die das bekannte Mühltal mit seinen zahlreichen malerischen Mühlen durchschneidet. Erholungssuchende finden hier und in dem nahen Kurort Stadtroda Ruhe und Entspannung. Lohnend sind Ausflüge nach dem waldumrauschten Schloß Fröhliche Wiederkunft bei Wolfersdorf.

Wir sehen unsere Wanderung fort über Pößneck, einer Stadt mit reicher Industrie, der tausendjährigen Burg Ranis und der Sommerfrische Ziegenrück nach einem der schönsten Teile des Vigo-Gebietes, nach dem oberen Saaletal. Es ist ein wunderbares Fleckchen Erde, das Saaletal, eines der schönsten Flußtäler Deutschlands. In threm Oberlauf zwängt sich die Saale mit hochstrebenden, bewaldeten Uferwänden vielgewundenen durch romantische Kulmschieferformationen. Einst fand die Flößerei auf der Saale in hoher Blüte. Lassen wir uns mit einem Floß die Saale hinuntertreiben. Eingeschlossen von bewaldeten Höhen liegt an rechten Ufer der Saale Hirschberg, überragt von einem alten Schlosse, einer alten Reichsburg. Lieblich im Flußtal eingebettet zwischen Wiesen, teilweise am Bergeshang, liegt Blankenstein, wo der Memsteig beginnt, der sich in einer Länge von 171 Kilometern über den ganzen Thüringer Wald hinzieht. Bei Harra, einer hübschen Sommerfrische, beginnt das Gebiet der Saaletalsperre, der größten Talsperre Europas. Bald erblicken wir Lobenstein, ein malerisch um einen kegelförmigen Hügel mit einem Wartturm gelegenes Städtchen. Etwas abseits liegt Ebersdorf, Sitz einer Herrenhuter Kolonie, Luftkurort und angenehmer Sommeraufenthalt. Bei Saalburg liegt der Staufee der Saaletalsperre. Schon jetzt ist der Staufee zum Teil gefüllt. Die gewaltige Wasserfläche, die größte Mitteldeutschlands, biete, umrahmt von Bergen und dunklen Wäldern, ein unbeschreiblich schönes Bild. Die Saaletalsperre wird zweifellos der größte Anziehungspunkt Thüringens werden. Der Andrang von Besuchern ist bereits gewaltig. Von der Kreisstadt Schleiz, die in diesen Tagen ihr 750jähriges Stadtjubiläum feiert, mit der alten Bergkirche ist die Saaletalsperre mit einer elektrischen Bahn bequem zu erreichen. Das Bild wäre nicht vollständig, wollten wir nicht noch des nordbayerischen Teils des Vigo-Gebietes mit der besonders rührigen und betriebsamen Stadt Hof mit ihren zahlreichen Brauereien und schönen Parkanlagen am „Stein" und den böhmischen Teil des Vigo-Gebietes mit den deutschgesinnten und verwaltenden Weltbädern Karlsbad, Marienbad und Franzensbad erwähnen.

Die Ausführungen zeigen, daß die Vigo Gebiete umfaßt, die reich an landschaftlichen Schönheiten sind, die also reine Fremdenverkehrsgebiete sind, daß ihr aber andererseits auch reine Industriegebiete angehören. Der Verkehr aller dieser Gebiete leidet unter ihrer Lage an Landesgrenzen. Die Aufgabe der Vigo ist es, die Schwierigkeiten der Grenzgebiete zu überbrücken, die vornärtsstrebende Linie des Verkehrs nicht an den Landesgrenzen scheitern zu lassen und in Erkenntnis der großen verkehrspolitischen Zusammenhänge die vielseitigen Verkehrsinteressen des Gebietes zu vertreten. Diese Aufgabe hat sie durch ernstes und zielbewußtes Wollen unter Wahrung der verschiedenen Interessen ihres Gebietes voll und ganz erfüllt.



Burg Ranis

Das 700jährige Schleiz

Jubiläumsfeier vom 23.—25. Juli

Die im idyllischen Gebiet der oberen Saale liegende Kreisstadt Schleiz, die alte Residenz der Grafen und nachmaligen Fürsten von Reuß, feiert vom 23.—25. Juli ihr 700jähriges Bestehen. Die aus Franken stammenden Herren von Lobdaburg erbauten einst zur Bekämpfung der heidnischen Sorben die Burg Schleiz, auf deren Grundmauern das heutige Schloß steht. Als besonderen Anziehungspunkt besitzt es das kostbare Münzkabinett der Reußen, das fürstliche Archiv und die fürstliche Bibliothek mit 40 000 Bänden. Daneben birgt das nur 8500 Einwohner zählende Städtchen in der waldreichthmen Bergkirche mit ihren eigentümlichen Holzschnitzereien eine Sehenswürdigkeit, die jährlich Tausende von Fremden anlockt. Die Stadt, die ehedem ein wichtiger Kreuzungspunkt von sieben großen Handelsstraßen war, hat im Schleizer Straßenkreuz eine ideale Bahn für das berühmte Rennen des ADAC. geschaffen. Das vorjährige Rennen brachte über 100 000 Zuschauer. Am 11. September d. J. wird es zum zehnten Male wiederholt werden. Im Mittelpunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten steht der historische Festzug am Sonntag, 24. Juli. Er wird etwa 80 Bilder aus der Geschichte der Stadt bringen und auch die Erinnerung an Johann Friedrich Böttger wecken, den Erfinder des Meißener Porzellans, der in Schleiz geboren wurde.

Schleiz, das man von Sachsen her mit der Bahn Schönberg—Schleiz erreicht, ist der Ausgangspunkt der neuen elektrischen Bahn, die in überaus reizvoller Fahrt hinüber nach Saalburg ins Gebiet der Saaletalsperre und in das Hoch- des oberen Saaletales führt.

Plauen i. V.

Baden verändert Ihre Atmung

Wie exakt die moderne balneologische Forschung arbeitet

Die Balneologie, d. h. Kurortwissenschaft, hat im Laufe der letzten Jahre außerordentlich große Fortschritte gemacht, wozu die in vielen großen deutschen Heilbädern errichteten Forschungsinstitute wesentlich beigetragen haben. Die Aufgabe dieser Institute besteht vor allem in der Erforschung der mannigfaltigen Wirkungen der Heilquellen, des Klimas und der sonstigen natürlichen Heilmittel der Kurorte auf den menschlichen Organismus. Daraus werden dann Schlüsse gezogen für die Anwendbarkeit der betreffenden Kurmittel gegen bestimmte Krankheiten und Leiden. Ueber die z. T. sehr komplizierten Untersuchungsmethoden machte kürzlich die neue Leiterin des Balneologischen Instituts in dem berühmten Heilbad Oeynhausen, Frau Professor Dr. Gollwitzer-Meier, interessante Mitteilungen. Dieses Institut untersteht der Universität Hamburg und wird durch gleichlaufende Versuche des Hamburger pharmakologischen Instituts unterstützt. In den ersten beiden Arbeitsjahren des Oeynhausener Instituts wurden unter Leitung des leider früh verstorbenen Hamburger Pharmakologen Professor Dr. Bornstein in erster Linie Versuche über die Aenderung der Nervosität und Erregbarkeit im Kohlensäurebad ausgeführt. Zur Zeit wird hauptsächlich die Beeinflussung des Herzens, der Blutzirkulation und des Blutkreislaufes erforscht. Alle Versuche gehen zunächst von der Auswirkung der Bäder auf den gesunden Organismus aus. Auf den dabei festgestellten Normen baut man dann die Beobachtung der Krankenfälle und die Behandlungsmethoden auf. So werden beispielsweise sog. Respirationsversuche vorgenommen, indem man in einer besonders für diesen Zweck hergerichteten Badezelle die vom Patienten ausgeatmete Luft vor und während des Bades und auch danach auf Sauerstoff-, Stickstoff- und Kohlensäuregehalt untersucht. Um auch die geringsten Fehler bei der Beobachtung auszuschließen, die sich etwa aus der geringen Anstrengung des Patienten beim Betreten der Badewanne ergeben könnten, wird er mit Hilfe eines Krans hinein- und herausgehoben. Durch solche exakten Methoden gelingt es tatsächlich, den Thomalquellen das Geheimnis ihrer Heilkraft zu entreißen und medizinisches Neuland vielversprechender Art zu erschließen.

Ostpreußen hat 1202 Seen

Auf jeden Ostpreußen — 415 qm See

Man liest in Schilderungen Ostpreußens oft das Schlagwort „Land der 1000 Seen". In Wirklichkeit sind es vielmehr. Die Statistik, die das Fischereiinstitut der Universität Königsberg kürzlich aufgestellt hat, beweist es: Ostpreußen besitzt genau 1202 Seen, die unbedeutenden „Tümpel" abgerechnet. Insgesamt bedecken sie eine Fläche von 117 828 Hektar. Von allen ostpreußischen Regierungsbezirken ist der Bezirk Allenstein mit 673 am seenreichsten. Der größte See Ostpreußens — zugleich nach dem Müritzsee in Mecklenburg, der zweitgrößte Binnensee Deutschlands — ist der 10 588 Hektar bedeckende Spirdingsee. An zweiter Stelle folgt mit 2914 Hektar die Kissainsee (Kreis Angerburg), an dritter mit 2498 Hektar der Löwentinsee bei Lötzen.

Eine Seite Kurzweil

Stammtisch-Diskurs

„Ei du griene Reine! War das enne längliche Sidjung am vorchdn Mabel — Wie schbäd war d'nn das eegndlich, als mir losdorgldn, hä?

„Dreie warsch durch, mei ziemlich gudr Baul! — Aber das sag' ich eich: das bassierd mir so leichde nich wiedr! Heide rigg ich gans bingdlich ab!"

„Ach, deine Alde had woll Schdoob geblase'n, als d frieh heim erschd'n Sonnenschdraahle in de Fädern grochd?"

„Nee, das nich; abr als ich mich gliggich bis an mei Bedde rangeschlängld hadde und mich grade auszieh dad, da gnäbbb doch uff emal meine Alde ihre Käsenäbbl uff und siehd, wie 'ch aus de Hosen schdeig'n will.

„Was?" fauchd se, „eds kommsch du Lumbrjahn erschd heem? — Wo schonn de Sonne anfang' dud zu schein'n?"

Ich in mein' Dee, ich albrner Dunsel, seize frech und sage: Aeche, mei gudes Miedmenschdäzähn, wo denksde denn hin; ich und jedz erschd heemkomm! Das kommd gar nich uff de Bleddde, mei Schmuggalchn!

„So? meend se da mid'nanrausich, da fürschde woll jedz in de Hosen rein schdadd raus? Da willsd de woll gar schonn uffschdehn, hä?"

Nadierlich!, sag' ich erlesch, Morgenschdunde had Gold im Munde: ich will doch unsern Gardenzaun schdreichn, meine gude Minna! — Kann hadd' ich das 'raus, da gnurrd meine Alde ganz freindlich:

„Das machsd de recht, mei Alwin! Und wedde was? — Ich schdeh ooch glei mid uff und da sedz 'ch mich a bissl'n Garden und guge zu, wie de' n Gardenzaun schdreich'n duhsd!

Und schderesch: da hab' 'ch mid mein'n Eelkobb ähm den Gardenzaun schdreich'n misst'n, ob 'ch wollde od'r nich, und hab' drbei nach miss'n dum, als ob 'ch großardch ausgeschlaf'n hädde! — Das bassierd mir nie wied'r, das kann 'ch eich sag'n! — Heide gehd's bingdlich heem! — Brosit!"

Ludwig Waldau.

Kasernenhofblüte aus der Schweiz

„Kerl, wenn du so lang wärst wie dumm, so hättest du ewigen Schnee auf dem Kopfe."

Kreuzworträtsel in der Küche

„Aber Anna! Was ist das nur für ein schrecklicher Rauch?"

„Ah — Rauch! — Danke schön, gnäd'ge Frau — das wär' ja das Wort, was mir noch fehlt!"

Aufklärung

Moritz (im Zoo): „Mama, warum steht'n der Flamingo bloß uff einem Been?"

„Na, wenn er beede hochziebt, fällt er doch auf die Schnauze, Dämlack!"

Doppelkopf

Dem Bauersmann ist froh zumut', die Ernte sie wird scheinbar gut.
Das Frauenhäubchen seinerzeit verbreitete Gemütlichkeit.

Gedächtniskünstler

„Neulich hörte ich einen Gedächtniskünstler, der zehnstellige Zahlen im Kopf addierte."

„Das ist noch gar nichts. Ich kenne einen, der weiß alle deutschen Minister seit 1918 auswendig."

J. H. R.

„Vati, was ist ein Echo?"

„Ein Echo ist die einzige Gelegenheit, bei der die Frauen mal nicht das letzte Wort haben."

„Wohnt hier der Kunstmaler Dirks?"

„Jawohl!"

„Ist er zu Hause?"

(Keine Antwort.)

„Ich frage Sie, ob Dirks zu Hause ist?!"

„Lieber Mann — stellen Sie sich doch nicht so dumm. Sie sehen ganz gut, daß ich dabei bin, ihm eben sein Hemd zu waschen."

Schlagfertig

„Ja, mein Herr, bis jetzt haben Sie immer erzählt und gepraßt, was Sie können. Nun erzählen Sie doch mal, was Sie nicht können. Vielleicht kann ich das gerade?"

„Ach, entschuldigen Sie, könnten Sie mal meine Zeche bezahlen? Ich habe nämlich mein Portemonnaie vergessen!"

Im Frühling

„Wenn Du mich küßt, werde ich laut schreien!"

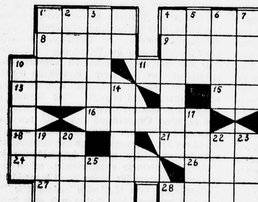
„Aber Käthe, doch nicht vor all den Leuten hier!"

„Dann laß uns an einen ruhigeren Ort gehen!"

(Ztl-Bits)

Denken Sie nach

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Wandschmuck, 4. Fremdwort für Wut, 8. See in Rußland, 9. Stadt in Holland, 10. Göttin der Zwietracht, 11. Frauenname, 13. Hülsenfrucht, 15. Körperglied, 16. Sohn des Agamemnon, 18. Fisch, 21. männlicher Schwimmvogel, 24. Mutt. 26. Frauenname, 27. Stammvater eines biblischen Riesengeschlechtes, 28. Strom in Sibirien, 29. südarabische Landschaft, 30. schwedisches Königsgeschlecht. — Senkrecht: 1. Hafenstadt in Italien, 2. westeuropäische Inselbewohnerin, 3. Fangschlinge, 4. Wagenschuppen, 5. Frauenname, 6. Feldtrack, 7. arabischer Titel, 10. Kurort in Tschechien, 12. Roman von Rosegger, 14. Name einer Sinfonie von Beethoven, 17. Trennungszeichen, 19. Kriegsgott, 20. Ort in Tirol, 22. Mehr (Ueberschuß), 23. Buch der Bibel, 25. Nebenfluß der Donau.

Kreuzrätsel.

		1	2 = Vorteil
		3	4 = weiblicher Vorname
1	2	5	6 = Stadt in der Provinz Sachsen
		7	8 = Stadt in Schlesien
3	4	9	10 = Dänische Insel
		1	3 = Metall
5	6	5	2 = Dichter
		4	6 = Ort am Harz
		6	8 = Körperorgan
7	8	7	8 = berühmte Schauspielerin
		9	6 = geistiger Begriff
		7	10 = landwirtschaftliche Bezeichnung
9	10	6	3 8 = Stadt in der Provinz Sachsen
		7	9 10 = anfrikanische Inselgruppe
		7	1 3 = Metallegierung

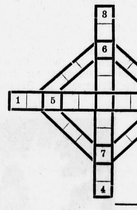
Telegramm-Rätsel.

Dein, Daseln, Daus, Dieb, Ente, Erna, Gewicht, Gewinn, Hand, Heben, Leid, Licht, Rauch, Seite, Sonne, Sinn, Wein, Wunder, Zeit, Zwirn.

Vorstehende Wörter sind mit ihren Buchstaben derartig auf die Striche und Punkte des Telegramms zu verteilen, daß an den mit Strichen bezeichneten Stellen ein Zitat von Schiller zu lesen ist.

Füllaufgabe.

6a, 1b, 1d, 5e, 1h, 1i, 1l, 1m, 4n, 2o, 2r, 4t, 1u, 1v, 2w.



Obige Buchstaben sind so in die Felder der Figur einzutragen, daß sechs Wörter entstehen, welche folgende bezeichnen: 1—2 eine brandenburgische Stadt, 3—4 eine Rheininsel bei Koblenz, 5—6 einen rechten Nebenfluß der Donau, 5—7 eine Stadt in Böhmen, 6—8 eine britische Kolonie in Südafrika, 7—8 eine Hafenstadt im finnischen Meerbusen.

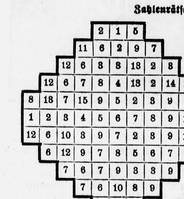
Wortänderung.

Sula	Nebenstehende Wörter sind durch Änderung der Anfangs- und Endbuchstaben in sieben neue Wörter von folgender Bezeichnung umzuwandeln: 1. ein Gewebe, 2. eine Büffelart, 3. ein Insekt, 4. ein Gefäß, 5. eine Stadt im österreichischen Bezirk Tirol, 6. eine Göttin der Nacht, 7. einen Vogel. — Die Anfangs- und Endbuchstaben nennen je einen weiblichen Vornamen.
Erna	
Maut	
Gast	
Omit	
Bote	
Puls	

Zahlenrätsel.

Die Zahlen sind so durch betreffende Buchstaben zu ersetzen, daß der oberste Buchstabe eine Note und die drei waagerechten Reihen folgendes bezeichnen: 1. einen hebräischen Stamm, 2. eine rechtsrheinische Stadt, 8. eine Stadt im Hessen-Nassau. Die senkrechte Mittelreihe ergibt eine Stadt am Rhein.

Zahlenrätsel.



2 1 5	römischer Sonnengott
11 6 2 9 7	Nagetiere
12 6 8 8 18 2 8	Gewebe (alte Schreibweise)
12 6 7 8 4 18 2 14 11	Stachelflosser
8 18 7 15 9 5 2 5 9 8 8	deutsch. Schriftsteller
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 7	belgische Provinz
12 6 10 8 9 7 2 8 9 18 7	ostpreußische Stadt
6 12 9 7 8 5 6 7 8	geogr. Bezeichnung
7 6 7 9 3 8 9	weiblicher Name
7 6 10 8 9	Lavendelart
9 7 16	Nebenfluß des Neckar

Die senkrechte Mittelreihe ist gleich der entsprechenden waagerechten.

Auflösungen aus Nummer 16

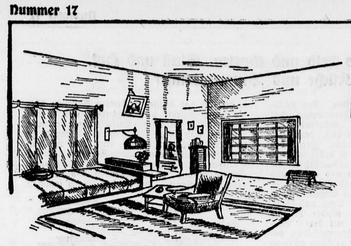
Lösung zu „D. L. M.": Die Diebin ist die Dame, die sich auf unserem Bilde gerade unter dem Ausrufungszeichen befindet. Sie bedient sich eines Tricks, der in der Praxis schon häufig Anwendung fand: Ein dritter, künstlicher Arm, dessen Hand in natürlicher Haltung die Tasche hält, maskiert die Arbeit der richtigen Hand, die aus einem Schlitz der Bekleidung hervorkommt und unauffällig seine eintrügliche Arbeit verrichtet.

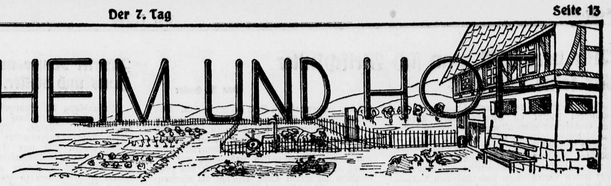
Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Vater, 4. Speer, 7. Cato, 8. Ate. 10. Gier. 11. Garonne, 14. Basar, 16. Armin, 19. Sabib, 20. Range, 23. Elite, 26. Antenne, 29. Toul, 30. Ara. 31. Iran 32. Start. 33. Boden. — Senkrecht: 1. Waro, 2. Tuba, 3. Rar. 4. Sen. 5. Eger, 6. Reni. 9. Tochter, 12. Arsen. 13. Raben. 14. Bar. 15. San, 17. Mai. 18. Nie, 21. Amos. 22. Gala. 24. Leid. 25. Tran. 27. Tat. 28. Rad.

Lösung des Silbenrätsels: 1. Wörthriet, 2. Esene 3. Malle. 4. Baldwin, 5. Eris, 6. Scharin, 7. Infekt. 8. Tante, 9. Ziehharmonika, 10. Torte, 11. Diesel. 12. Exkurs, 13. Rille, 14. Lorbeer. 15. Elen. 16. Neval. 17. Niederwald. — „Wer besitzt der ferne verlieren", Schiller.

Lösung der Stat-Aufgabe: 1. A spielt den Pik-Buben an. 2. 1. Stich: Pik-Bube, Pik-Dame, Kreuz-Bube. 2. Stich: Karo-Sieben, Kreuz-As, Karo-König. 3. Stich: Kreuz-Sieben, Karo-As, Kreuz-Zehn. 4. Stich: Karo-Acht, Kreuz-König, Karo-Zehn. 5. Stich: Kreuz-Acht, Karo-Zehn, Karo-Bube. 6 Stich: Karo-Neun, Kreuz-Dame. Pik-Sieben. 7. Stich: Pik-As, Pik-Acht. Herz-Bube. 8. Stich: Karo-Dame, Kreuz-Neun. Herz-Acht. 9. Stich: Herz-As, Herz-Neun. Herz-Sieben. 10. Stich: Pik-Zehn, Herz-Dame, Herz-König. 3. Spiel A von den kleinsten Trümpfen an, so wird er das Spiel verlieren.

Lösung der Buchstabenordnung: Tael. Elen. Tafel. Eisen.





Die Diepholzer Gans, ein bewährter deutscher Gänseschlag

Dort, wo Grasweide zur Verfügung gestellt werden kann, können auch Gänse gehalten werden. Es ließe sich noch in vielen bäuerlichen Betrieben, wo die Gänse bis jetzt keinen Eingang fanden, Gänsezucht treiben. Ohne Weidegelegenheit ist Gänsezucht aber unlohnend. Auch Wasser müssen die Gänse haben. Das Wasser brauchen sie als Trinkwasser, dann zeitweilig als Badewasser. Und in der Zeit der Paarung suchen sie das Wasser auch gerne auf. Wenn die Gänse zu einem Teich oder einem Bach Zugang haben, dann kann man um so eher auf gut befruchtete Bruteier rechnen. Abgesehen von eigentlicher Weide können für Kleinbetriebe auch Grasgärten, Obstgärten, Wegraine, Uferstrecken, Waldränder als Weide in Betracht kommen. Stoppelweiden nützen die Gänse ebenfalls sehr gut aus.

Besonders bescheiden ist die in Hannover einheimische Diepholzer Gans (vergleiche Abbildung 1 bis 3.) Sie hat ein weißes Federkleid. Tiere mit nicht reinweißer Farbe kommen nur selten vor. Diepholz liegt zwischen Osnabrück und Bremen. Das Zuchtgebiet erstreckt sich über den Kreis Diepholz hinaus in das angrenzende Oldenburg hinein. Die ausgedehnten Moor- und Bruchwiesen dieses Gebiets mit ihren geringwertigen Gräsern bieten den Gänsen den ganzen Sommer hindurch die einzige Nahrung. Zugefüttert wird in dieser Zeit nichts, und die Gänse bleiben auch nachts draußen. Die nach der Weide zur Mast eingestellten Gänse sind dann bei einem Gewicht von 5 bis 6,5 kg vollständig ausgemästet. Dies ist ein Vorzug gegenüber den Gänsen schwerer Rassen, die an die Beschaffenheit der Weide und an das Mastfutter größere Anforderungen stellen. Dabei hat die Diepholzer Gans ein zartes, schmackhaftes Fleisch.

Sodann kommt bei ihr als wertvolle Eigenschaft noch hinzu, daß sie besonders früh zu legen beginnt und in zwei bis drei Gelegen mehr Eier bringt als andere Gänse. In der Regel fängt sie mit Legen schon Anfang oder Mitte September an, während sonst die Gänse die Legetätigkeit im Januar aufnehmen. Aus dieser Eigenschaft des Frühlegens wird im Diepholzer Gebiet, wo die Gänsezucht vorwiegend in den Händen kleiner Leute liegt, ein besonderer Vorteil gezogen. In der ersten Legezeit, die drei bis vier Wochen dauert, liefert die Gans 14 bis 18 Eier. Beim zweiten und dritten Gelege sind es etwas weniger Eier. Die aus der ersten und zweiten Brut hervorgehenden Küken, die im Alter von sieben bis acht Wochen zu guten Preisen an Mastanstalten nach Winsen im Lüneburgischen, Hamburg und Frankfurt verkauft werden, bringen im Winter gute Einnahmen.

Bei einem Beginn des Legens gegen Mitte September ist die Gans mit dem ersten Gelege

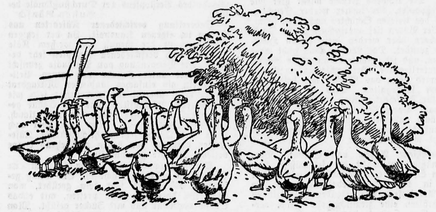


Abbildung 1. Diepholzer Junggänse

Anfang Oktober fertig, und sie fängt an zu brüten. Die Küken, die Anfang November ausschlüpfen, werden von der Gans weggenommen und unter sorgsamer Pflege der Hausfrau oder eines anderen Angehörigen der Familie bis zum Alter von sieben bis acht Wochen, wo sie verkaufsreif für die Mastanstalten sind, aufgezogen. Die Pflege der Küken in dieser Zeit verlangt besondere Aufmerksamkeit. Vor allem müssen sie eine trockene, stets sauber zu haltende Unterkunft haben. Sind die Tierchen eine Woche alt, dann werden sie täglich auf kurze Zeit ins Freie gebracht. Gegen Regen und Wind sind sie zu schützen. Grünes müssen sie immer haben. Die Diepholzer Züchter setzen die Tierchen zwischendurch am Tage auf ein Roggenstück. Liegt Schnee, so wird ein kleiner Platz freigemacht. Die Gänse, denen

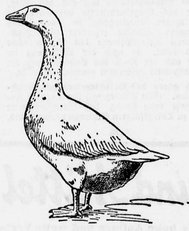


Abbildung 2. Diepholzer Gans

man die Küken genommen hat, bekommen zwei Wochen hindurch ein kräftiges Futter, wonach sie meist wieder mit dem Legen beginnen. Je nach dem früheren oder späteren Beginn der Brut werden die Küken des ersten Geleges Anfang oder Mitte Januar, manchmal schon Ende Dezember, an die Mastanstalten abgeliefert. Nach zehn bis zwölf Wochen sind sie ausgemästet, und sie kommen dann im März und gegen Ostern hin als junge „Frühjahrsmastgänse", die sehr gesucht sind, zum Verkauf. Die Küken aus dem zweiten Gelege, mit denen in ähnlicher Weise verfahren wird, verlassen als „Frühjahrsmastgänse" zwischen Ostern und Pfingsten die Mastanstalten. Die Küken des dritten Geleges bleiben bei der Gans und kommen nachher auf die Weide. Der größte Teil wird nach Schluß des Weidegangs in die Spätjahresmast eingestellt.

Nicht jeder, der es mit der Diepholzer Gans versuchen will, wird sich aber gleich auf die Aufzucht von Küken zur Mast verlegen können oder wollen. Für diesen Fall wird man auf die Anzucht von Frühküken verzichten und die Eier des ersten und zweiten Geleges anderweit verwenden. Bei entsprechender Pflege und Fütterung wird sich die Gans, was oben schon berührt wurde, auch zu einem zweiten und wohl zu einem dritten Gelege verstehen. Das in den Monat Januar fallende dritte Gelege, vielleicht auch schon ein hätes zweites Gelege, wird man für die Zucht in Anspruch nehmen. Erwähnt sei noch, daß im Diepholzer Zuchtgebiet die auf der Weide gehenden Gänse zwei- bis dreimal im Sommer gerupft werden.

Bereits im Jahre 1908 hat die Landwirtschaftskammer Hannover mit der Anerkennung von Zuchtstationen zur Förderung der Zucht der Diepholzer Gans begonnen. Zur Einrichtung eines Herdbuches für die Diepholzer Gans ist im Jahre 1931 geschritten worden, und es haben die ersten Körungen bereits stattgefunden. Züchten der Diepholzer Gans werden von der Landwirtschaftskammer in Hannover und von Landwirtschaftsrat Dr. Fahrenbach in Diepholz nachgewiesen.

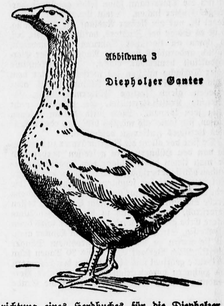


Abbildung 3
Diepholzer Ganter

Nach der Getreideernte

Von Diplomlandwirt Dr. Hadmann

„Un den Erntewagen muß der Pflug angehängt sein" ist ein geflügelter Ausspruch geworden. Die Stoppeln sind sofort nach der Ernte flach zu stürzen. Dadurch wird das Unkraut zum Keimen gebracht. Der Wasserverlust erfährt eine Schmurung. Die Lockerung des Bodens sowie der Gasezustand werden erhalten und gefördert. Die mit einem flachen, wenn auch nur ganz flachen Schälen verbundenen günstigen Einflüsse sind von hervorragender Bedeutung auf die Fruchtbarkeit des Bodens. Durch die Schälfurche kommt die Luft Zutritt in den Boden und macht durch ihren Sauerstoff und ihre Kohlensäure die an den Boden gebundenen Nährstoffe löslich und für die Pflanzen aufnahmefähig. Noch mehr gehen die organischen Bestandteile, wie Düngerreste, Stoppeln, Unkraut usw. bei ausreichendem Luftzutritt durch die zersetzende Tätigkeit der Bakterien in Verwesung über und dienen den nachfolgenden Kulturpflanzen zur Nahrung. Selbst wenn die Pflugfurche nur ganz flach gegeben worden ist, bringt die Luft doch erheblich weiter hinunter und macht den Boden bis in größere Tiefen locker. Davon kann sich jeder überzeugen, der mit einem Stock in einen Boden hineinsticht, der einige Zeit vorher gepflegt worden ist. Der Stock wird hierbei verhältnismäßig leicht und tief in das Erdreich eindringen. Dagegen leistet ein daneben liegendes ungepflügtes Stoppelfeld dem Eindringen erheblich größeren Widerstand. Durch das Offenhalten der Ackerkrume wird auch der Wasserhaushalt des Bodens sehr günstig beeinflußt. Bei geschlossener Oberschicht, wie sie sich während des Getreidestandes gebildet hat, steigt das Wasser wie in einem Docht in den feinen Poren, den Haarröhrchen oder Kapillaren an die Oberfläche und verdunstet dort. Lockern wir oben, dann vermag das Wasser nur bis an die bearbeitete Schicht aufzusteigen, kann aber nicht durch diese hindurch. So erhalten wir die untere Feuchtigkeit und außerdem wird durch den oberflächlich gelockerten Boden die Luftfeuchtigkeit aufgesogen. Wenn wir dann nach einigen Wochen den geschälten Boden tief umpflügen, dann wird er locker sein und sehr gut schützen. Wenn der Boden nach dem Schälen durch Regen verschlämmt worden ist, dann gilt es, ihn durch Eggen oder Walzen wieder aufzureißen. Je mehr Tongehalt der Boden hat, desto mehr neigt er zur Verschlämmung, auf welche bei trockenem Wetter die Verkrustung folgt. Durch die Schälfurche und nachfolgende leichte Eggenstriche versetzen wir den Boden nach einiger Zeit der Lagerung und Ruhe in den Zustand der Gare. Hierbei haben gewisse chemische Zersetzungen stattgefunden. Der Boden ist in eine Art Gärung eingetreten. Die dabei entstehenden Gase, besonders Kohlensäure, werden im Boden großenteils zurückgehalten und wirken wieder angreifend auf ungelöste Bodenbestandteile ein. Dadurch wird der Boden mürbe, seine Pflanzennährstoffe werden löslich gemacht. Der Boden nimmt eine dunklere Färbung an und bekommt den eigentümlichen Bodengeruch. Infolge der im Boden enthaltenen Gase gibt das Erdreich beim Auftreten mit den Füßen elastisch nach. Ein Boden, der diese Erscheinungen zeigt, der also im Zustand der Gare ist, bietet den landwirtschaftlichen Kulturpflanzen vorzügliche Wachstumsbedingungen.

Die Schälfurche wird am zweckmäßigsten bei entsprechender Anspannung mit dem dreischarigen Schälpflug ausgeführt, mit dem an einem Tage viel Arbeit geleistet werden kann. Bei trockener Witterung wird angenalgt, um die Verwesung des Unkrautes und der Stoppeln zu beschleunigen und die Unkrautsamen zum Aufsaufen zu bringen. Sodann wird je nach Verkrusting des Bodens ein oder ein paarmal aufgeeggt und einige Wochen vor der Saat die eigentliche Saatfurche mit der vollen Tiefe gegeben. Von einer Pflugfurche zur andern und von der Saatfurche zur eigentlichen Saat muß immer eine gewisse Zeit vergehen, in der der Boden Ruhe hat und sich die Gare günstig entwickeln kann. Vor der eigentlichen Saat muß auch abgewartet werden, bis sich der Boden gesetzt hat. Roggen verlangt unter allen Umständen einen gut gesetzten Boden. Nicht so unbedingt wichtig ist in dieser Beziehung der Weizen. Bei leichtem Boden kann unter Umständen auf eine Schälfurche verzichtet werden, wenn er unkrautrein ist und für das Schälen die Zeit nicht hinreicht. Der leichte Boden ist von Natur aus zur Verkrustung weniger geneigt. Auf bindigerem und sehr verunkrauteten Feldern aber genügt eine Furche nicht. Hier muß unter allen Umständen zuerst eine Schälfurche gegeben werden. Da, wo sich eine Schälfurche durchaus nicht ermöglichen läßt, ist es zum mindesten notwendig, das Feld mit dem Kultivator oder der Tellerscheibeneggе zu bearbeiten.

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie ein Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz ersetzt wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn

Die Schriftleitung

Frage: Rutenkrankheit beim Beerenobst. Ich habe im Herbst 1931 einen Gemüsegarten angelegt mit einem größeren Beerenobst- und Himbeerenbestand. Ich übernahm im Herbst die Himbeeren bereits beschnitten und aufgeräumt. Es fiel mir damals bereits auf, daß eine große Anzahl abgetragener Ruten an unteren Ende stark gebräunt bzw. grau und in der Längsrichtung bis auf das Mark gespalzt und zerrissen war. Einige Sträucher sind jetzt ganz trocken geworden und schlugen nicht im geringsten aus. Welche Ursache und Abhilfe kommt in Frage, da die Hälfte des Bestandes in diesem Jahr aus den geschildderten Gründen nicht tragen kann. Ich füge Zweigproben zur Untersuchung bei. Der Boden ist recht kalkarm, mangels anderen Düngers ist seit Jahren im Herbst Pferdedung verwendet worden. Im März d. J. habe ich eine kleine Gabe Volldünger (WUSF.) gegeben. An Wasser lasse ich es nicht fehlen, zudem hat es hier ziemlich geregnet. Ich vermute aber, daß der Schnitt im Herbst schlecht gemacht wurde, da recht stark zurückgeschnitten wurde, was ich unterlasse. Empfehlen Sie die mangelnden Beerensträucher im Herbst zu entfernen und an deren Stelle dann besser neue gute Ruten zu setzen?

E. L. in D.

Antwort: Die eingesandten Himbeerzweige waren von der sogenannten Rutenkrankheit, hervorgerufen durch den Pilz Didymella applanata, befallen. Zur Bekämpfung dieser Krankheit sind die kranken Sträucher gut auszulichten und im Spätwinter mit zweiprozentiger Kupferkalkbrühe zu spritzen. Diese Spritzungen sind nach dem Austriebe mit einprozentigen Lösungen noch einige Male zu wiederholen. Im Herbst ist der Boden stark mit Aetzkalk zu beltreuen, je Quadratmeter ½ Kilo; dieses wirkt auch gleichzeitig als Düngung, denn der Boden war sehr kalkarm. Ferner muß eine starke Kali- und Phosphorsäuredüngung gegeben werden, je Quadratmeter 40 Gramm 40prozentiges Kalisalz und 75 bis 100 Gramm Thomasmehl, beide Dünger im Herbst bis Winter. Im Frühjahr geben Sie dann noch 30 bis 40 Gramm des genannten Volldüngers (WUSF.). Werden die befallenen Triebe abgeschnitten und verbrannt, so wird die Krankheit in einigen Jahren gänzlich verschwunden sein. Voraussetzung ist natürlich genaue Befolgung unserer Ratschläge.

Rs.

Frage: Obstschädling im Birnenobst. Ein Birnbaum, dessen Früchte im September und Oktober reif werden, hat jedesmal in den grünen Früchten weiße Maden, so daß die Früchte nicht reif werden und abfallen. Der Baum ist etwa sechs Jahre alt. Zur Bekämpfung des Obstbaumschädlings wurde bereits der Baum mit einer fünfprozentigen Solbarlösung vor und nach der Blüte bespritzt, leider erfolglos. Ein paar grüne Früchte erhalten Sie zur Untersuchung zugeschickt. Wer kann ich zur Bekämpfung dieses Schädlings tun?

E. M. in R.

Antwort: Die eingesandte Probe war von den Maden der Birnglasmücke befallen. Zwecks Vernichtung dieses Schädlings sind alle angestochenen Birnen abzulesen oder abzupflücken und zu verbrennen. Um die inzwischen ausgekrochenen Larven zu vernichten, ist der Boden mit fünfprozentigem Obstbaumkarbolineum zu bespritzen. Am nächsten Tage ist derselbe je qm mit 500 g Aetzkalk zu bestreuen und tief umzugraben. Im Frühjahr ist der Boden nicht zu graben, sondern zu hacken. Rs.

Wie verschafft man sich Fleischfutter für seine Hühner?

Von W. Hacker

Die Wichtigkeit der Verabreichung von animalischem Futter an Hühner neben Körner- und Grünfutter wird allgemein anerkannt. Ein Zuviel davon hatte ich zwar nicht für nötig — die Eier und das Fleisch nehmen sonst leicht einen schlechten Geschmack an —, immerhin kann es aber doch ein Drittel des Gesamtfutters ausmachen. Wer seinen Tieren einen unbeschränkten Auslauf zu bieten vermag, braucht sich freilich um die Beschaffung tierischen Futters keine Sorge zu machen, da sich die Tiere dann schon selbst genügend derartiges Futter suchen. Steht ihnen aber, wie es Regel ist, nur ein kleiner Auslauf zur Verfügung, so ist es Sache des Züchters, dafür zu sorgen, daß es ihnen an tierischer Nahrung nicht mangelt, da sich andernfalls bald ein Nachlassen der Eierproduktion bemerkbar macht. In Extremfällen dieser Tatsache mögen die meisten Züchter dem Weichfutter Fleisch- oder Fischmehl bei oder beziehen gleich fertige Futtermischungen, sogenannte Kraftfuttermittel, die natürlich nicht billig sein können. Man wird darum zusehen müssen, sich soviel als möglich billigstes oder kostenloses tierisches Futter zu beschaffen.

Da sind vor allem die Regenwürmer zu nennen, die von den Hühnern gern gefressen werden und die man ihnen durch Anlage von Regenwürmergruben häufiger verschaffen kann. Zu diesem Zwecke hebt man an einem feuchten, schattigen Platz eine Grube etwa 60 cm tief aus und füllt die so entstandene Grube mit lockerer eingefeuchtetem Stroh, am besten Haferstroh, aus, während in die Zwischenräume lockere Erde geworfen wird. Die Grube wird dann mit Reisig, Stroh oder Brettern, im Winter auch, um sie warm zu halten, mit strohigem Dünger gedeckt. Nach Verlauf von 20 bis 30 Tagen kann die Grube geöffnet und die Erde mit den Würmern den Hühnern vorgeworfen werden. Unter Verwendung frischen Strohes wird dann die Grube mit der ausgeworfenen Erde wieder gefüllt. Wer etwa zehn solcher Gruben anlegt, kann jeden dritten Tag eine öffnen und den Hühnern den Genuß von Regenwürmern verschaffen. Noch einfacher ist die Beschaffung von Regenwürmern, wenn man einen langgestreckten Erdhaufen, gut mit Stroh und Lumpen vermischt, aufwirft, und zwar möglichst an einem Orte, wo ihn die Sonnenstrahlen nicht treffen; sollte er etwa doch austrocknen, so erhält er die nötige Feuchtigkeit durch Besprengen mit Wasser. Nach einiger Zeit wimmelt es dann darin von Regenwürmern, und man hat nur nötig, hin und wieder den Hühnern einige Schaufeln voll vorzuwerfen. Zur Zeit der Paarung der Regenwürmer, im Juli, sei man übrigens mit ihrer Verfütterung vorsichtig, da sie dann einen dem Geflügel schädlichen Saft enthalten sollen.

Oft wird auch zur Anlage von Madengruben geraten, die ich aber keineswegs empfehlen möchte, da sie einen entsetzlichen Geruch verbreiten. Lieber sollte sich der Geflügelzüchter eine Mehlwurmzucht anlegen. Dazu braucht man nur einen ausgedienten großen Topf, in den man Kleie zusammen mit altem Brot und Lumpen bringt, worauf dann Larven von Mehlwürmern eingesetzt werden. Infolge ihrer starken Vermehrung gibt es bald Mehlwürmer im Überfluß. Sie geben ein ausgezeichnetes Futter für Küken ab, und den ausgewachsenen Hühnern sind sie eine Delikatesse.

Auch die kleinen Gartenschnecken, die unter den Gemüsepflanzen viel Schaden anrichten, werden von den Hühnern sehr gern gefressen. Sie sind so fangen, wenn man in die Wege oder auf den Rasen Bretter legt. In der Frühe sind sie darunter neben anderem Getier zahlreich zu finden.

Weiterhin sind Ameisen und Ameisenpuppen als Futter mit Nutzen zu verwenden. Wer in einer ameisenreichen Gegend wohnt, sollte nicht versäumen, sie seinen Hühnern öfter zu verabreichen.

Das Waschen der Wäscheleine

Von Magda Trott

Es ist unerläßlich, daß einmal im Laufe des Jahres die Wäscheleine einer gründlichen Reinigung unterzogen wird, sonst passiert es, daß häßliche Flecken auf der sauber gewaschenen Wäsche erscheinen, die von der Leine herrühren. Man bedenke nur, wie oft eine solche Leine um unsaubere Balken oder Stäbe geschlungen wird, wie oft sie aus Unachtsamkeit oder Ungeschicklichkeit mit dem Erdboden in Berührung kommt. Schließlich läßt man sie ohne Umhüllung irgendwo liegen; andere wieder lassen die Leine nun einer zur anderen Wäsche auf dem Trockenboden ausgespannt hängen, um sich das mühsame Neuziehen zu ersparen. Man darf sich also nicht wundern, wenn auch die Leine unsauber wird.

Das Reinigen der Wäscheleine ist gar keine schwere Arbeit. Man wickelt sie sorgfältig auf ein sauberes Brett, und zwar derart, daß die Leine niemals doppelt übereinander liegt. Dann dürfet man sie mit lauwarmem Wasser, dem man Seife und etwas Salmiak hinzugefügt hat, so lange, bis das Wasser schmutzig ist. Mit klarem Wasser spült man gründlich nach und zieht dann die Leine im Freien oder auf einem luftigen Boden straff auf und läßt sie dort gründlich trocknen. Ist das geschehen, wickelt man sie wieder auf ein Brett und verwahrt sie in einem sauberen Leinenbeutel. Sind irgendwo ausgedrüselte Stellen vorhanden, müssen sie bereits vor dem Waschen repariert werden. Man umwickelt diese Stellen mit feinem Bindfaden recht fest.

Zum Reinigen der Wäscheleine läßt sich auch das bekannte Persil ausgezeichnet anwenden. Auch hier wickelt man die unsaubere Leine auf ein Brett und legt sie über Nacht in eine lauwarme Persillauge. Am anderen Tage dürfet man sie kräftig ab, wickelt sie auf ein zweites Brett und dürftet sie nochmals in neuer, lauwarmer Persillauge nach. Es folgt jetzt ein doppeltes Spülen. Erst mit warmem, darauf mit mäßig kaltem Wasser. Jetzt wird die Leine abgewickelt und zum Trocknen stramm aufgezogen. Man kann sie auch in losen Schlingen an einem zugigen Ort trocknen, niemals aber in der Sonne. Es ist jedoch ratsamer, die Leine stramm auszuspannen, da sie besser durchtrocknet.

Eine dritte Art des Reinigens ist die folgende: Man legt die unsaubere Wäscheleine in ein nicht zu tiefes Gefäß und übergießt sie mit einer warmen Seifenlauge. Dann verdeckt man den Behälter. Nach Verlauf von einer halben Stunde reibt man die Leine mit einem sauberen, weißen Wollappen kräftig ab, spült sie in lauwarmem Wasser gründlich nach, reibt nochmals mit dem Wollappen und spannt sie darauf zum Trocknen an einem staubfreien, am besten zugigen Ort aus.

Auch durch Kochen läßt sich eine unsaubere Leine wieder sauber herrichten. Man legt sie in großen Schlingen zusammen und bindet sie an einer Stelle nicht zu fest mit einem weißen Band zu, damit die Schlingen nicht auseinanderfallen. Dann legt man die Leine in eine Lösung von 100 g Seife und 30 g Soda, so daß sie vollständig mit Wasser bedeckt ist, und läßt sie darin eine halbe Stunde lang kochen. Es ist notwendig, die Leine beim Kochen oftmals niederzudrücken, damit sie immer mit Wasser bedeckt ist. Ist der größte Schmutz herausgekocht, wandert sie in neues Wasser, um besten in sauberes Regenwasser, und wird darin nochmals wenige Minuten lang gekocht. Dann folgt zweimaliges Spülen in lauwarmem Wasser, worauf die Leine zum Trocknen aufgespannt wird.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Behandlung des Stoppelfeldes. Des Landwirts schönste, aber auch arbeitsreichste Zeit beginnt: die Ernte. Die während des letzten Jahres aufgewandte Arbeit, dazu sein Fleiß, tragen nun ihre Früchte. Die wirtschaftliche Not des Landvolks ist heute schwerer denn je, aber es wäre grundverkehrt, die Hände in den Schoß zu legen und einzig und allein auf Hilfe von Staat und Regierung zu warten." Sich regen — bringt Segen!" Noch ist die Ernte nicht ganz unter Dach und Fach, so muß der Landwirt schon wieder an die kommende Ernte denken und mit deren Vorarbeiten, dem Schälen der Stoppelfelder, beginnen. Diese Arbeit beginnt jetzt schon während der Ernte selbst, und es ist vollkommen fehlerhaft, diese Arbeit hinauszuschieben. Sofort nach dem Abernten der Felder muß der Landwirt sein Land leicht schälen — wenige Zentimeter tief genügen nach der alten Bauernregel: „Der Pflug soll am Erntewagen hängen!" Das kann sogar noch geschehen, solange das Getreide noch auf Stiegen steht. Man fährt mit dem Schälpflug oder Kultivator durch die Reihen, um das Land aufzureißen. Der Zweck dieser Verrichtung ist ohne weiteres klar: im Boden haben sich haarfeine Kanälchen gebildet, durch die das Wasser leicht an die Oberfläche dringen kann, um hier restlos zu verdunsten. Die trockene Krume wirkt hier wie ein Fließpapier, das immer wieder Feuchtigkeit auf den tieferen Schichten nach oben saugt, so daß der Boden tief austrocknen muß. Durch das Lockern aber werden diese feinen Haarröhrchen zerstört. Das Wasser kann nicht mehr aufsteigen, und jetzt schützt die obere Schicht die darunterliegende. Bei nachfolgendem Regenwetter wird dann das Wasser wie bei einem Schwamm festgehalten. Dieses ist besonders wichtig für Zwischenfruchtbau und die kommende Herbstsaat. Durch das Schälen der Stoppelfelder läuft außerdem ein Teil der Unkrautsamen auf, die dann durch zeitiges Eggen leicht vernichtet werden können.

Dr. Lt.

Feldmäßiger Anbau von Spinat. Verhältnismäßig einfach ist der feldmäßige Anbau von Spinat. Sieder und Kleinlandwirte finden in diesem Betriebszweig noch ein großes Arbeitsfeld, das besonders mit billigen Arbeitskräften eine ziemlich hohe Rente verspricht. Spinat kann als Vor- und Nachfrucht angebaut werden. Besonders letztere Art des Anbaues hat den großen Vorzug, daß der Landwirt im zeitigen Frühjahr eine lichere Einnahmequelle hat. Der Spinat kommt auch auf allen Böden fort. Wichtig dabei ist, daß der Boden in aller Kraft steht und möglichst unkrautfrei ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Spinat, der Mitte September gesät wird, besser durch den Winter kommt als solcher, der schon im August gesät wird. Wegen der besseren und erleichterten Hackarbeit muß er unbedingt in Reihen, und zwar in einem Abstand von 30 cm gesät bzw. gedrillt werden. Die richtige Saatmenge darf nicht zu stark sein. Aussaatmenge beträgt je ¼ ha 6 kg. Als geeignete Sorten sind zu nennen: „Viroflay", „Gondry", „Victoria". Auch „Riesenmammut" hat sich recht gut bewährt. Diese Sorte muß allerdings schon im Juli ausgesät werden. Bei direkter Stallmistdüngung empfiehlt sich noch eine schwache Stickstoffgabe vor Beginn der Vegetation, also im zeitigen Frühjahr. Mangelt es an Stallmist bzw. alter Kraft im Boden, so gebe man den Pflanzen etwas Kali- und Phosphorsäure mit auf den Weg, entweder als Einzelnährstoffe oder aber in einem einzigen Arbeitsgang, in Form eines Mischdüngers. Spinat erfordert viel Hackarbeit, weil diese Pflanze den Boden nicht genügend deckt. Je nach der Witterung im Frühjahr und der Kraft des Bodens kann der Spinat mehrmals geschnitten werden. Dr. Lt.

Schutz gegen das Verschlammen von Durchflußkanälen. (Mit Abbildung.) In heißen Gegenden steht man häufig, daß Durchflußkanäle von dem zu Tal geführten Schlamm verstopft sind, so daß sich das Wasser in breiten Strömen über die Wege ergießt, diese beschädigt, und so den Verkehr behindert. Um ein Verschlammen der unter Straßen und Wege durchführenden Kanäle zu verhüten, empfiehlt es sich, etwa 2 m vor dem Durchflußkanal eine sogenannte Schütze aus starken Brettern anzubringen. Die Anbringung dieser Schütze ist aus der nachstehenden Abbildung im einzelnen ersichtlich. Bei starkem Regen sammelt

Zweckmäßige Schütze bei Durchflußkanälen zum Schutz gegen Verschlammen

sich vor der Schütze der mitgeführte Schlamm an. Der Schlamm kann von einem Mann in kurzer Zeit entfernt werden, während bei einer Verstopfung des Kanals mehrere Leute mit dem Ausräumen, dem Reinigen der Rohre und dem Ausweisen sehr viel längere Zeit zu tun haben. Die Schütze ist nicht nur in heißen Gegenden zu empfehlen, sondern überall dort, wo bei starken Regenfällen viel Schlamm mitgeführt wird und damit die Gefahr des Verstopfens der Durchflußkanäle besteht.

Gustav Bänsch

Zubereitung verschiedener Käsearten aus Quarg im eigenen Haushalt. In der jetzigen Jahreszeit ist der Genuß von frischem Käse (Quarg) nach verschiedenen Rezepten sehr beliebt. Die Verwendung von Weißkäse gemischt mit Leinöl unter Zugabe von gekochten Pellkartoffeln als einfaches ländliches Mittagbrot dürfte wohl überall ebenso bekannt sein wie der beliebte Brotaufstrich aus mit Sahne gerührtem Quarg unter Zusatz von Schnittlauch, Kümmel, Zwiebel usw. Man kann aber auch u. a. aus Quarg sehr wohlschmeckende Käsespeisen bereiten, von denen nachstehend einige beliebte Rezepte genannt sind.

Die sogenannte Stippmilch ist im Westen ein beliebter Nachtisch. Ein wenig gesäuerter Käse wird sehr fein gerieben, man kann ihn durch ein Sieb pressen, mit etwas Sahne verdünnt und mit Zucker gesüßt. Man richtet ihn nun in einer Glasschüssel an und streut darauf feingeschnittenen Apfel. Dazu gibt man eingemachte Johannisbeeren oder Obstsaft.

Ambrosia mit Quarg. Den frischen, süßen Quarg rührt man recht schnig und richtet ihn mit folgenden Zutaten schichtweise in einer Glasschüssel an: Auf den Boden der Schale kommt eine Schicht Käse, dann einige Löffel geriebenes dunkles Brot oder Pumpernickel, darüber streut man geriebene Schokolade und hin und wieder einige Häufchen Gelee oder Kirschen, dann spreng man einen Teelöffel Rum darüber, nun schließlich wieder eine Schicht Quarg. Diese Schichtmischung wird wiederholt, obenauf kommt dann Quarg, den man mit Gelee garniert. Den Käse rührt man am besten gleich mit Zucker an. Man rechnet für 250 g Käse drei bis vier Eßlöffel Sahne, 100 g Schwarzbrot, 80 g Schokolade und ein bis zwei Eßlöffel Rum.

Schichtkäse als Belag zu Brot. Zu diesem Käse benötigt man eine Holz- oder Tischform mit durchlöchertem Boden, es genügt aber auch ein kleiner Durchschlag. Man legt die Form mit einem porösen Tuch aus, legt eine Schicht trockenen Quarg hinein, fällt darauf einige Löffel saure Sahne, dann wieder Käse und wiederholt das noch einmal. Man läßt dies Gemisch in der Form bis zum nächsten Tage stehen und bringt es aus der Form gestürzt mit Kümmelkörnern bestreut zu Tisch.

Käse nach Lipsauer Art. Hierzu kann der Quarg schon etwas reifer sein. Die recht trockene Masse wird mit Paprika, Zwiebeln, Kümmel, Salz und mit einem Löffel Kaffee recht gleichmäßig gerührt und zum Brot gegessen.

Geset.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Insertionserfolge. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Tabakmuster Versand Bahnmuster zu 2½ Pfg. Preise ab 10 Mk. Ztr. Qualität ab Fabrik! Muster ist mir Ihr Vorteil! H. BRAUN-ZIGARRENFABRIK BRUCHSAL-FORST

Pianoharmonikas direkt ab Fabrik von RM 40.— an

30000 Dankschreiben Günstige Ratenzahlungen **Meinel & Herold** Harmonikafabrik **Klingenthal Nr. 180** Verlangen Sie Liste E gratis

Gibt Gott das Fäslein, Dann gibt er auch das Gräslein!

Hilf bitte dieses Sprichwort wahr machen, indem Du den armen Schwestern des St. Josefsheimes, die mit ihren vielen armen Kindern in Not sind, eine kleine Hilfe sendest. Der liebe Gott wird auch Dir in Deinen Sorgen beistehen! Sende bitte per Zahlkarte oder Anweisung: St. Josefsheim, Charlottenburg, Lützowerstr. 1a (Scheckamt Berlin Nr. 458) Briefe mit Geld gehen leider oft verloren.

Haus Maria Regina Bad Liebenstein Kurheim unt. Leit. kath. Schwestern, das ganze Jahr geöffnet. Zentralheizung. Kapelle im Hause! Pensionspreis von 4,50 — 5,50 RM

Bad Nauheim Kettelerheim Lindenstr. 5/7 Pensionshaus für Kurgäste. Das ganze Jahr geöffnet. Näh. durch Schwest. Oberin

BORKUM Bestempl. Häuser: **Strand-Hotel** u. **Strandvilla** **Viktoria,** direkt am Strande, ruhige Lage, Seeblick, Juli und August 6 bis 8 RM.

Wer will aufs Schiff? Senden Sie Ihre Adresse sofort an A. Köhler-A 42, Hamburg 13

Glocken Läuten in Ihrem Heim—

wenn Sie sich für den sofortigen Kauf einer **Haus-Standuhr** entschließen. Gebäus unserer eigenen Fabrikation, prachtvoll tönende 8 Stabbim-bam-Schlagwerke, über 30 Muster, zu jedem Möbel in Farbe genau passend. Billigste von **M. 60.- an** direkt vom Modelle des Herstellers an Private. Glänzende Gutachten und Anerkennungen. Teilzahlung ohne Preisaufschlag. Wir liefern sofort jede Uhr aus unserem Mittelrheinischen Lager durch Lieferwagen und lassen Sie Ihnen durch unseren Monteur aufstellen. Schreiben Sie noch heute um ausführlichen Katalog an **Weither-Hausuhren Königsfeld 160 Schwarzwald** oder den Generalvertreter Jacob Hahn Erfurt, Postschließfach 277

Keine Blähungen mehr! Carminativum Dr. Scholz / Blähungs- und Verdauungspulver / Frei von Chemikalien

Vorzüglich erprobtes Mittel bei Gefühl des Vollseins in der Magengegend, Spannung und Beengung im Leibe, Luftaufstoßen, Aufstoßen, Beklemmung, Herzklopfen, Kopfweh, Schwindel, Unfähigkeit, klar zu denken, Gemütsverstimmung. Schlechte Verdauung wird behoben, übermäßige Unabsättigung verhindert, Blähungen auf natürlichem Wege aus dem Körper geschafft. Preis Reichsmark 1.80

Martin Eibl, Apotheker, Bad Wörishofen 6

Das neuerdings neuzeitlich eingerichtete **Kloster „St. Maria"** M.-Gladbach-Hehn bietet angenehmen, friedlichen Erholungsaufenthalt das ganze Jahr hindurch. Schön anael. Lage. Gart. Waldungen. Autoverbd. — Sonnige Zimmer. fl. Wasser. Zentralheiz. Bäder. Prospekt. Bereitlen. Einzels. 5 RM. Doppels. 8—4 RM.

Rundfunkprogramme

vom 24. Juli bis 30. Juli 1932

Langenberg

Gleichbleibende Werktags-Vorfragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7: u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. ● 12: Konzert. ● 13.15: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 13.30: Konzert. ● 14.30: Funkwerbung. ● 15.30: Wirtschaftsberichte, Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Pelperfanz. ● 18.45: Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 24. Juli

7.00: Choral: Ach bleib mit deiner Gnade.
7.03: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
8.30: Aus der Mappe eines Photo-Amateurs. U. Höfel: Wo und wie können Sie weiter lernen?
9.00: Gelände von St. Heron, Köln.
9.05: Katholische Morgenfeier.
10.00: Hamburg: Totengedenkfeier zu Ehren der gefallenen Kameraden, Veranstaltet vom Reichsverband deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegshinterbliebener.
11.00: Frankfurt a. M.: 3. Hauptkonzert anläßlich des 11. Deutschen Sängerbundesfestes.
12.05: Dr. Wolff: Die öffentliche Hand in der westdeutschen Großwirtschaft.
12.50: H. Ebert: Musik der Woche.
13.00: Mittagskonzert. Wiener Operettenmusik.
14.30: Schachfunk.
15.00: Dr. Buck: Die Bauernkriege in den skandinavischen Ländern im 16. Jahrhundert.
15.20: Prof. Dr. Unger: Musikalische Arbeitsgemeinschaft.
15.40: Dr. Seroges: Hände bei Rembrandt.
16.00: Nachmittagsstunde. Kunterbacher.
16.30: Reiterkonzert.
17.30: Reuter: Internationales Reitturnier.
18.10: Prof. Dr. Pölting: Gewerkschaften und Wirtschaftskrise.
18.35: Dortmund: 3. Reichstreffen der Deutschen Jugendkraft. (Schallplatten)
19.05: Prof. Dr. Schneider: Typen der vergleichenden Psychologie.
19.25: Die Welt auf der Schallplatte. Dr. v. Hafseld: Flandern.
19.50: Sportnachrichten.
20.00: Königsberg: Großes Militärkonzert ausgeführt von vier Kapellen. Intermezzo: Oberbürgermeister Dr. Lewerenz: Hinter den Kulissen der Ostpreußen Meßpoper.
ca. 22.05: Letzte Meldungen, Bericht über das gestrige Leben, Sport.
22.25: München: Nachtmusik des fl. Funkorchesters.

Montag, 25. Juli

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslole.
11.20: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.50: Schulfunk: Was ist froher Wanderstafett.
12.20: R. Euringer: Dresden anno 49. Aus Richard Wagners Jugendtreiben.
16.40: B. Zauber: Baumrisen und Baumveteranen.
18.15: Hans Brandenburg: Der Dichter zum Tage.
19.00: Berlin: Reden zur Reichstagswahl.
19.30: Wirtschaft und Gesellschaft im Buch.
20.00: Abendmusik. Aus Griegs Werken.
20.45: Herr und Frau Jod. Heiters Spiele von Jo Hanns Rösler.

Mittwoch, 27. Juli

8.05: Ilse Diedmann: Der Schreibergarten als Ergänzung zum Haushalt.
9.00: Schulfunk: Ferien!
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslole
16.30: Die Weltpost hat das Wort.
16.30: Prof. Dr. Kade: Das ländliche Schulhaus.
18.20: Dr. Hennemann: Die Erholungsfürsorge für erwerbstätige Augenblick.
19.00: Berlin: Reden zur Reichstagswahl.
19.30: Dr. Loole: Die besondere Lage der deutschen Landwirtschaft.
20.00: Münster i. W.: Gartenkonzert. Ausf.: Reichsbund ehemaliger Militärmusiker Deutschlands e. V., Ortsverein Münster.
ca. 22.20: Solingen: Nachtmusik der Kapelle Bollenbruch.

Donnerstag, 28. Juli

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslole.
16.20: E. Schröder: Neue deutsche Romane.
16.40: Maria Kable: Weltfällige Siedler in Brasilien.
18.20: Italienisch.
19.00: Berlin: Reden zur Reichstagswahl.
19.30: von der Felder: Die Lage im lotalen Katholizismus.
20.00: Wallerstunde Ausf.: Funkorchester.
21.00: Frankfurt a. M.: Die Romödiantin, Singspiel von Haydn.
21.45: Frankfurt a. M.: Gianni Schicchi. Oper von Puccini.
ca. 22.45: Nachtmusik und Tanz.

Freitag, 29. Juli

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslole.
16.20: Jugendfunk: Der kleine Mud. Märchenspiel nach Hauff von Otto Wallmann.
18.20: Dr. Heimig: Rollenfächer der Bühne und des Lebens.
19.00: Berlin: Reden zur Reichstagswahl.
19.30: Dr. Derfum: Die Bedeutung der Sozialversicherung für die Landwirtschaft.
20.00: Bad Dennhausen: Operettenabend des Kurorchesters.
21.00: Leipzig: Prof. Dr. Heifferich: Zissler Luft- und Gaschutz.
22.30: Nachtmusik des Funkorchesters. Mitw.: San Francisco-Männerchor.

Samstag, 30. Juli

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslole.
16.20: Hanna Menter: Aus den Forschungen über: Bestand und Erschütterung der Familie in der Gegenwart.
16.40: Englisch.
18.00: Wanderungen in Rheinland und Weltfalen: R. Börner: Das Sammental der Weser.
18.20: Reg.-Rat Dr Heis: Die Besteuerung von Handwerkern und Gewerbetreibenden
19.00: Berlin: Reden zur Reichstagswahl.
19.30: Prof. Dr. Schneider: Typen der Weltanschauungsleihre.
20.00: Dies und das — von jedem was. Ein fröhlicher Abend.
22.45: Frankfurt: Nachtmusik.
24.00: Meister des Jaz

Deutsche Welle

Deutsche Welle: Gleichbleibende Werktags-Vorfragsfolge: 5.45: Wetter für die Landwirtschaft. ● 6: Gymnastik. ● 6.15: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert. ● 10: Neueste Nachrichten. ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert und Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Bauern-Zeit. ● 13.35: Nachrichten. ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter, Börse. ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft.

Deutsche Welle: Sonntag, 24. Juli

6.00: Funkgymnastik.
6.20: Bremer Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
Anschl. Wochenrückblick auf die Marktlage.
9.20: Dr. Walcheng: Die Ausbildung des praktischen Landwirts.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockenspiel des Berliner Doms.
10.00: Bremen: Totengedenkfeier zu Ehren des Reichsverbandes deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegshinterbliebener.
11.15: Frankfurt a. M.: Elftes Deutsches Sängerbundesfest. Drittes Hauptkonzert.
12.00: Mittagskonzert des Kurorchesters Bad Hersfeld.
13.20: Orgelmusik. Ausf.: Gert Thomas.
14.00: Elternstunde: Alle Kattenlid: Spielraum und Spielfreiheit für Kinder.
14.30: Dr. A. Brandt: Max Dauthendens zum Gedächtnis.
15.00: Menschen im Beruf: Landjäger-Hauptmann Niemann: Der Landjäger
15.30: Frankfurt: Festzug des Elften Deutschen Sängerbundesfestes. Hindenburg-Bildnis.
16.00: Hamburg: St. Margaretben. Das Bild eines bithmarscher Dortes.
16.45: Bad Flinsberg: Unterhaltungskonzert der Kurkapelle.
18.00: 3. Bad: Boer ein guten und schlechten Schauspieler.
18.35: Köln: Drittes Reichstreffen der Deutschen Jugend-Kraft. (Schallplatten)
19.05: Stroken der Welt. Dr. Schrokauer: Römische Straßen.
Dr. Schmidtborn (Reziation).
19.40: Mr. L. Klein: Das deutsche Wort im amerikanischen Rundfunk.
20.00: Königsberg: Großes Militärkonzert. Ausf.: Vier Kapellen.
20.50: Tages- und Sportnachrichten.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Gerhard Hoffmann.

Montag, 25. Juli

15.00: St. Melde: Im Wunderland der 1000 Seen. Reise durch Finnland.
15.40: Dietzeg-Rat Hafke: Deutsche Männer aus eigener Kraft.
Heinrich Zille.
16.00: Schulfunk Arens: Heimatwanderungen und Heimatfeste der Landschulen.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Dr. Dietzen: Die großen Philosophen als Erzieher.
17.55: Dr. v. Kries: Das heimliche England.
18.20: Prof. Lehmann: Handwerk und Siedlung.
18.40: Dr. Münzberg: Mittel und Wege zur Verbilligung der Milchviehhaltung.
19.00: Reden zur Reichstagswahl.
20.00: Dresden: Das deutsche Volkslied. Ausf.: Sulamme Horn-Stoll (Sopran), M. Weiß (Tenor).
20.45: Deutsche Reden. E. G. Kolbenheyer: Die deutsche Freiheitsidee.
21.10: Orchesterkonzert. Mitw.: J. Gisler (Tenor). Funkorchester.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.40: Leipzig: Unterhaltungsmusik des Emdo-Orchesters.

Dienstag, 26. Juli

9.30: Dr. Margot Pilz: Das BDM bei den Landwirtschaftsfesten.
15.00: St. Melde: Im Wunderland der 1000 Seen. Reise durch Finnland.
15.45: Dr. Anne Sprengel: Aufgaben der Landfrauen-Organisationen für die Ostsiedlung.
16.00: Prof. Dr. Grobmann: Vermendung der Zellulose.
16.30: Landwirtschaftskonzert.
17.30: Prof. Dr. Aufsauer: Warum lehnt Japan bis heute das Christentum ab?
17.55: Fr. Göllinger: Schallplatte und Musik-Kultur.
18.15: Dr. Herlich: Von Ingenieuren und Fischern in Ostsibirien.
18.35: Dr. Meinhardt: Die Rechtsprechung zur beamtenrechtlichen Notverordnungsmaterie.
19.00: Reden zur Reichstagswahl.
20.00: Hamburg: Auschnitt aus dem Schaffen der Schubert-Familie.
21.45: Tages- und Sportnachrichten.
22.40: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Stuttgart: Blasmusik des Philharm. Orchesters.

Deutsche Welle: Donnerstag, 28. Juli

10.00: Bachkonzert in der Marienkirche zu Lübed.
15.00: H. U. Junker: Lehrgang für deutsche Volkstänze.
15.45: Irene Seffert: Der Dichter Kolbenheyer und die Frauen.
16.00: Rektor Winter u. Medizinalrat Dr. Rühnlein: Schulgesundheitspflege auf dem Lande in der heutigen Notzeit.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Pfarrer Eckert: Die Haltung des Christentums zum öffentlichen Leben.
17.55: Nia v. Helfert: Liebauswald aus Krenek's Reisetagebuch.
Am Flügel: E. Siegmund.
18.20: Dr. v. Oppeln-Bronikowski: Archäologische Entdeckungen im 20. Jahrhundert.
18.40: Dipl.-Landwirt Steinmen: Verbilligung im Kleinbetrieb durch praktische Landarbeit.
19.00: Reden zur Reichstagswahl.
20.00: Hamburg: Der Strom — ein Leben: Die Weser. Eine Hörfolge
21.00: Wien: Sinfonie-Konzert des Sinfonie-Orchesters.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.40: Grenzberichte. (Machsplatten)
23.00: Hamburg: Stötkonzert des Norag-Orchesters.

Freitag, 29. Juli

15.00: Jungmädchenstunde: Junge Gelder wollen heiraten.
15.40: Jugendstunde: Beiuch bei Galswarthe.
16.00: Berlin: Nachmittagskonzert.
16.30: Gerda v. Below: Frauentum der germanischen Frühzeit. Brunhild und Gudrun.
16.30: Eisenstadt: Haydn-Ehrung deutscher Jugend.
17.00: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. v. Oppeln-Bronikowski: Archäologische Entdeckungen im 20. Jahrhundert.
18.00: Unterhaltungsmusik des 18. Jahrhunderts: Dittersdorf und Mozart.
18.30: Min.-Rat Reinsbagen: Abwanderung deutscher Industrien ins Ausland.
19.00: Reden zur Reichstagswahl.
20.00: Breslau: Virtuose Flötenmusik.
20.20: Minneleder und Sprüche des 11.—14. Jahrhunderts.
21.00: Tages- und Sportnachrichten.
21.10: Das Weltrekord: Die Arche Noah des Herrn Brehm.
22.20: Dr. Räuscher: Politische Zeitungsschau.
Anschl. Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Abendunterhaltung.

Deutsche Welle: Sonnabend, 30. Juli

11.00: Stunde der Unterhaltung.
15.00: Dr. Schick: Der Mensch ist gut, für wieviel?
15.45: Elly Beinhorn: Kauf doch! Nicht klagen!
16.00: R. Jonas: Verführt die Technik wirklich Kultur und Seele?
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Ohlsen: Magen- und Darmstörungen im Sommer.
17.50: v. Heiligbrunner: Der norddeutsche Kulturtreis.
18.05: Musikalische Momentschau.
18.30: Prof Biermann: Große Gestalten der Malerei: Rembrandt.
19.00: Reden zur Reichstagswahl.
20.00: Jagwot: Island. Musikdrama von Eugen d'Albert.
21.40: Oberbürgermeister Dr. Lewerenz: Leben und Treiben im Ostseebad Zoppot.
Anschl. Tages- und Sportnachrichten.
22.50: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Waldemar Haß.

Frankfurt

Zwischensender: Kassel (219)

Gleichbleibende Werktags-Vorfragsfolge. 6: Wetter, Gymnastik. ● 6.30: Gymnastik. ● 7: Wetter, Nachrichten. — anschl.: Frühkonzert. ● 8: Wetterbericht. ● 11.50: Zeit, Programm, Wirtschaftsmeldungen, Wetter ● 12: Konzert. ● 13.15: Nachrichten, Wetter. ● 13.30: Konzert. ● 14: Nachrichten. ● 14.10: Werbekonzert. ● 15: Siehener Wetterbericht. ● 15.10: Zeit, Wirtschaftsmeldungen. ● 16.55, 18.15: Wirtschaftsmeldungen. ● 18.55: Zeit, Programm, Wetter, Witterungsvorhersage für 10 Tage (nur Mo. u. Do., Wirtschaftsmeldungen.

Sonntag, 24. Juli

6.15: Bremer Hafenkonzert. Das gr. Gläute vom Bremer Dom.
8.15: Kassel: Morgenfeier. Veranstaltet von der

Aether unter Aufsicht

Achtung, Atmosphären-Polizei: „Sie haben Ihre Welle gewechselt!" — Kein Raum mehr im Aether

Wenn auch unsere alle Erde der Ueberzahl ihrer Bewohner angeblich nicht mehr gewachsen ist, im Aether, in der Luft dürfte doch zumindest noch ausreichend Raum sein! Ein schwerer Irrtum! Telephonie, Telegraphie, Rundfunk haben fast die ganze Lufthülle der Erde mit Beschlag belegt. Das Gedränge ist auch hier schon so groß, daß man eine — Aetherpolizei eingerichtet hat. Von der Arbeit dieser sonderbaren Einrichtung gibt der nachfolgende Beitrag interessante Einzelheiten:

„Hallo! Hier ist die Ueberwachungsstelle!" — „Wir haben Störungen im Gebiet unserer Wellen!" — „Bleiben Sie bitte am Apparat! Sie sind um ein weniges von Ihrer Welle abgerückt! Gehen Sie bitte Nachricht, wenn Sie verbessert haben, wir werden dann berichtigen." — „Jetzt." — „Jawohl, wieder alles in Ordnung!"

Tag und Nacht laufen bei der Ueberwachungsstelle der Wellen und Sender derartige Anfragen ein. — Tag und Nacht ist die Ueberwachungsstelle bemüht, die Sender Deutschlands auf der rechten Welle zu halten. Deutschland hat die Verpflichtung, sich ihrem Spruch zu fügen. Aber auch das Ausland zieht gern Deutschland zu Rat bei der Bestimmung der genauen Welle.

Das zur Verfügung stehende Band der Landwellen ist bis auf ganz wenige Wellen schon vollkommen und so dicht wie möglich vergeben.

So wie ein Sender auch nur ein ganz klein wenig die Welle verändert, stört er schon einen Nachbarn, kommt es zu Ueberschneidungen der Wellen. Bei den Kurzwellen ist die Sache schon anders. Sie beanspruchen viel weniger Platz, arbeiten rationeller und sind deshalb bei weitem begehrter. Das Bestreben geht dahin, alle Sender mit Kurzwellen arbeiten zu lassen.

Der Laie denkt bei der Bezeichnung „Welle" immer zuerst an die Rundfunkwelle. Sie steht ihm ja auch am nächsten. Die Ueberwachungsstelle aber arbeitet nur recht selten auf den Rundfunkwellen. Sie sind gerade diejenigen, die am wenigsten ihre Wellen verschieben.

Viel mehr Kopfzerbrechen machen die Telegraphie- und Telephonwellen.

Hier kommt es oft zu Störungen, die sich dann gleich recht unangenehm bemerkbar machen. Telegramme können verstümmelt ankommen und gänzlich andere Meldungen ergeben. In solchen Fällen ist die Ueberwachungsstelle mit ihren unerhört feinarbeitenden Meßinstrumenten imstande, in sehr kurzer Zeit die Ursache der Störung festzustellen und Abhilfe anzuordnen. Bei den Kurzwellensendern werden die feinsten Messungen mit dem Quarzstäbchen vorgenommen, die eine Bestimmung bis auf zwei Stellen hinter dem Komma — 0,0 — gestatten. Die geringste Abweichung wird also ohne weiteres registriert und gemeldet. Große Kartothéken geben die genaue Wellenlänge eines jeden Senders und jeden Schiffes an. Täglich werden Stichproben an Hand dieser Kartothek gemacht und der Sender bei Abweichungen benachrichtigt.

Auch als Detektiv arbeitet die Ueberwachungsstelle.

Verbrecher sind — die Schwarzsender. Nur der darf senden, der die ausdrückliche Erlaubnis von der Post dazu hat. Natürlich bekommt sie in Deutschland ein Privatmann niemals. Denn es gibt so wenig verfügbare Wellen, daß sie wirklich für andere Zwecke gebraucht werden, als für Versuche, die doch selten etwas Wertvolles ergeben. Meist handelt es sich um Bastler, die mit gänzlich unzureichendem Gerät irgendwelche Töne in den Aether hinaussenden. Die Geschichten von den politischen Schwarzsendern gehören mehr oder weniger alle in das Gebiet der Phantasie. Findet die Ueberwachungsstelle mit Hilfe von Peilungen aber wirklich einen Schwarzsender, so ist das ein Fall, der die Kriminalpolizei angeht und strafrechtlich verfolgt wird. Also eine Bastelei, die sich nicht lohnt.

Ein Verfolgen von Schwarzhörern ist nicht möglich. In den meisten Fällen auch nicht einmal nötig. Denn die lieben Nachbarn, die monatlich ihren Obulus bezahlen, sorgen in den weitaus meisten Fällen schon für Bekanntwerden des Geräts. Außerdem ist ein Lautsprecher auch für den Briefträger zu hören!! Bei Denunzierungen gibt es eine Verwarnung, wohl auch eine zweite und dann eine Geldstrafe.

Bei Rundfunkstörungen meldet sich der Gehörte bei einer andern „Polizei". Nämlich bei der Bezirksfunkhilfe, die natürlich ebenso wie die Ueberwachungsstelle vollkommen kostenlos arbeitet. Die Funkhilfe stellt mit Hilfe eines Peilgerätes die Ursache der Störung fest. Drolligerweise liegt die Störung sehr oft — am eigenen Gerät. Sonst kommen

Diathermiegeräte eines Arztes, Heizöfchen, andere elektrische Geräte, der Friseur in der Nähe

und all solche Dinge in Frage. Der Störer wird dann von der Funkhilfe aufmerksam gemacht, man führt ihm auch praktisch die Wirkung seiner Geräte vor. Meist einigt man sich auf Verhandlungswegen über die Einschaltung einer Entstörung. Oft dauert es recht lange, bis das Peilgerät den Urheber gefunden hat. Die Störerstelle muß dann regelrecht eingekreist werden, bis schließlich nach langen Versuchen der Urheber einwandfrei festgestellt wird.

Und schließlich gibt es noch die Polizei, die die Herrschaft über den Aether führt. Und zwar an Küsten.

Wenn ein Schiff auf irgendeiner Welle SOS-Rufe hören läßt,

dann ist es Aufgabe der Empfangsstation, die Lage des bedrängten Schiffes festzustellen. Wieder wird gepeilt nach allen Richtungen hin, bis man endlich die genaue Lage des Schiffes kennt und ihm Hilfe schicken kann.

Es ist nicht mehr viel Platz im Aether für neue Sender. Und oft herrscht ein heilloses Durcheinander in den meisten Ländern, die noch nicht sicher genug sind im Umgang mit den neuen Kurzwellensendern.

Viele Anfragen, die Ordnung im Aether wünschen und täglich in der deutschen Ueberwachungsstelle einlaufen, bestätigen die Notwendigkeit dieser „Aether-Polizei". Deutschlands Ueberwachung war die erste in der Welt. Erst fünf Jahre später folgten Amerika und England. Und auch heute noch wendet sich die Welt — allerdings nur in „Aetherfragen" — mit besonderer Vorliebe an Deutschland.

L. Roedel.

Auf Sendersuche

Kleine technische Ratschläge

Wohl jeder, der einen geeigneten Rundfunkempfänger besitzt, hat sich sicher bisweilen einmal im Fernempfang versucht. Mit mehr oder weniger Erfolg, weil es meist bei ihm eine Laune war, ein Zufall, wenn er mit seinem Empfänger einmal einen neuen Sender entdeckte. Und dennoch ist die Sendersuche, wenn sie systematisch betrieben wird, wohl eine der interessantesten Beschäftigungen des Funkfreundes und besonders der Anfänger auf dem Gebiet des Rundfunks. Sie hilft auch gut über lange Abende hinweg, an denen einmal kein Programm gefallen will. Zum Sport der Sendersuch gehören einige kleine Hilfsmittel, die man sich leicht verschaffen kann. Ein Bleistift, ein Blatt Papier, eine Sendertabelle, wie sie in vielen Funkzeitschriften zu finden ist, die man sich aber auf alle Fälle gegen Einsendung des Portos vom Verlag irgendeiner Funkzeitschrift zusenden lassen kann und schließlich noch ein ausführliches Programm aller deutschen und ausländischen Sender. Damit ist das Rüstzeug vorhanden.

Einige Sender sind sicher bei Beginn der Senderjagd schon bekannt. Mit wenigen Drehungen und Griffen hat man sie klar und deutlich im Lautsprecher. Die genaue Skaleneinstellung bei diesen Sendern wird zuerst notiert. Dann beginnt die eigentliche Sendersuche. Zunächst sucht man noch Sender zu finden, die ohne weiteres in den Lautsprecher zu holen sind, die man aber vielleicht bisher aus Unachtsamkeit nicht berücksichtigt hat. Langsam läßt man den Skalenzeiger über Wellenskala spielen, von 0 bis 1000. Langsam wird die Rückkopplung nachgerückt und so das störende unangenehme Pfeifgeräusch vermieden.

Je nach der Stärke des Empfängers findet man durch solches langsames und genaues Suchen immer noch ein paar Sender zu den schon bekannten hinzu, erst ganz leise, dann aber durch entsprechende Feinregulierung und geschickte Handhabung der Rückkopplung nach und nach deutlicher. Aus dem Programm oder sonst irgendwie muß man dann versuchen, den Sender zu bestimmen. Auf die Meldeton, wie man es machen kann, wird weiter unten eingegangen. Genaue Einstellung der Skala wird bei jedem neu gefundenen Sender notiert. Hat man einen Apparat mit mehreren Einstellskalen, dann muß selbstverständlich die genaue Einstellung jeder Skala in der Tabelle verzeichnet werden. Ein Notieren der Einstellung der Rückkopplung ist überflüssig, auch wenn die Rückkopplung geeicht ist, da sie für ein und denselben Sender sich mit fast jedem Tag verschiebt. An neueren Rundfunkgeräten fehlt deshalb die Eichung auf der Rückkopplung.

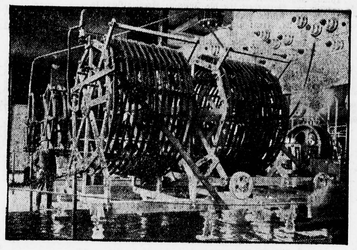
Wenn man diese Zufallsergebnisse genau notiert hat, dann kann man mit der systematischen Sendersuche beginnen. Jetzt nimmt man seine Sendertabelle zur Hand und sucht sich eine Reihe der stärkeren europäischen Sender heraus, die man noch gerne hören möchte. In den meisten Sendertabellen ist die Stärke der einzelnen europäischen Sender mit der Kilowattzahl angegeben. Je höher die Kilowattzahl, desto stärker die Sendeenergie, und in desto weiterem Umkreis ist er zu hören. Vorteilhaft wählt man zuerst einmal die näher gelegenen Sender heraus. Leicht kann man nun mit Hilfe der bereits gefundenen Sender und der Sendertabelle andere Sender finden. Zur Erklärung sei ein Beispiel angeführt. Angenommen man hört bei der Skaleneinstellung 100 Mühlacker und bei der Einstellung 110 Straßburg, zwei Sender, die man schon vorher gefunden hat. Die Sendertabelle zeigt zwischen den beiden noch den äußerst starken Londoner Sender mit einer Sendeenergie von 50 Kilowatt, seiner Wellenlänge nach näher an Mühlacker gelegen als an Straßburg. In der Sendertabelle sind die Sender ihrer Wellenlänge nach geordnet. Um nun London zu finden, drehe man die Skala ganz langsam von Mühlacker aufwärts, nachdem man vorher die Rückkopplung scharf angezogen hatte. Dann hört man plötzlich im Lautsprecher einen Pfeifton, der hoch beginnt und bei langsamem Weiterdrehen immer mehr sinkt, um dann wieder anzusteigen. An der Stelle des tiefsten Tones dieses Pfeifgeräusches liegt ein Sender. Die Skala wird scharf darauf eingestellt, die Rückkopplung etwas gelockert und an der Feineinstellung nachreguliert, bis der Sender gehört wird. Nicht immer wird es gelingen, aber trotzdem merkt man sich den gefundenen Punkt des tiefsten Pfeiftones und an einem anderen Abend, bei besserem Funkwetter versucht man von neuem sein Glück.

Eine besondere Aufgabe ist es noch, die gefundenen Sender schnell zu bestimmen. Meist kann schon ein Vergleich mit den benachbarten Sendern zu einem eindeutigen Ergebnis führen. Oder man hört gerade bekannte Musik, und ein Blick ins Programm läßt dann leicht den Sender feststellen. Oft muß man mit der Bestimmung aber auch bis zum Anfager warten. Oder es kommt vor, daß man ein Pausenzeichen erwischt. Ein Kuckuck ruft, eine Nachtigall singt, ein Metronom tickt. Auch helfen viele Sendertabellen aus der Verlegenheit, die bei jedem europäischen Sender das genaue Pausenzeichen angeben.

Diese Arbeit des Sendersuchens ist nicht nur etwas für einen Abend. Langsam muß man eigene Erfahrungen sammeln und nach und nach wird die selbst angelegte Fernempfangstabelle immer vollkommener, und die Freude am Fernempfang steigt. Vor allem lernt man auch so schnell sein Gerät richtig einstellen — und hört seinen Nachbarn nicht immer mit endlosem Herumsuchen

Elektrische Riesenspulen

Erinnern Sie sich vielleicht noch Ihres ersten, bescheidenen Anfangs im Rundfunkempfang? — Er liegt wohl acht Jahre zurück und bestand aus dem Bau eines einfachen Detektorapparates nebst Antenne und Anschluß eines Kopfhörers. Der eigentliche prunkende Kern dieses vielleicht längst dem Müll einer überanspruchten Gerätes, der Glanzpunkt unserer schöpferischen Tätigkeit präsentierte sich in Gestalt einer schönen, glatten mehr oder weniger langen Spule, einer sorgfältig gewickelten Drahtrolle, auf deren Oberseite, längs eines von Isolation entblößten Streifens, ein federnder Bügel entlanggleiten konnte. Mit diesem Schleifkontakt „stimmten wir ab", nicht für diese oder jene politische Partei sondern ganz und gar „elektrisch" auf die Welle unseres Senders. Wir verlängerten oder verkürzten damit unsere Antenne, bis wir sie gerade so lange gemacht hatten, daß sie in ihrer Eigenschwingung mit der Schwingung der aufgenommenen Rundfunkwelle übereinstimmte: dann war der Empfang am besten, am stärksten, am lautesten.

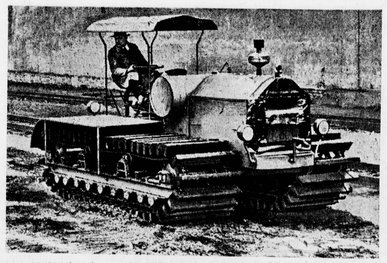


Die schönen schwarzen, grünen, blauen, roten Spulen sind beim modernen Radiogerät aus unserem Blickfeld entschwunden; der Konstrukteur hat sie in den Apparat hineinverlegt, wir stimmen heute einfacher und genauer mit Drehkondensatoren ab und doch hat sich am Kern der Sache nichts geändert: solange wir „drahtlos" empfangen, werden wir Schwingungskreise mit Spulen und Kondensatoren brauchen, mit jenen eigentümlichen Zustand der elektrischen Uebereinstimmung von Empfänger und Sender herbeizuführen, den wir als Resonanz bezeichnen.

Dieser Zustand kennzeichnet nicht allein die Beziehungen zwischen Funksender und -empfänger, er ist überall da erforderlich, wo wir elektrische Schwingungsenergie mit möglichst hohem Wirkungsgrad von einem Schwingungskreis auf den anderen übertragen wollen, also auch bei unseren Mehrkreisempfängern zwischen den einzelnen Kreisen, aber auch auf der Senderseite und hier besonders zwischen der Senderanlage und der Antenne. Wollen wir die von der Sendemaschine oder -röhre erzeugte elektrische Schwingung mit höchstem Wirkungsgrad auf die Sendeantenne übertragen, so müssen wir die Antenne auf jene Schwingung abstimmen. Was heißt das? —

Jedem schwingungsfähigen Gebilde kommt eine bestimmte Eigenschwingung zu. Jede ausgespannte Saite erzeugt, wenn wir sie anzupfen oder anschlagen, einen bestimmten Ton; seine Höhe ist hauptsächlich von der Länge, der Stärke und der Spannung der Saite abhängig. Der erzeugte Ton aber ist nichts anderes als der Eigenton, die Eigenschwingung der Saite. Wollen wir nun etwa die Saite nicht durch Anschlagen oder Anzupfen, sondern durch eine Schallschwingung selbst zum Ertönen bringen, so werden wir erst dann Erfolg haben, wenn die erregende Schwingung der Eigenschwingung unserer Saite gleich ist. Liegt jedoch die erregende Schwingung ein für allemal fest, wie es zum Beispiel beim Funkfender durch die festgelegte Wellenlänge der Fall ist, so bleibt uns nichts anderes übrig, als die Abmessungen der Saite und ihre Spannung solange zu ändern, bis die Eigenschwingung der erregenden Schwingung gleich geworden ist. Wir stimmen damit unsere Saite auf die Erregerschwingung ab.

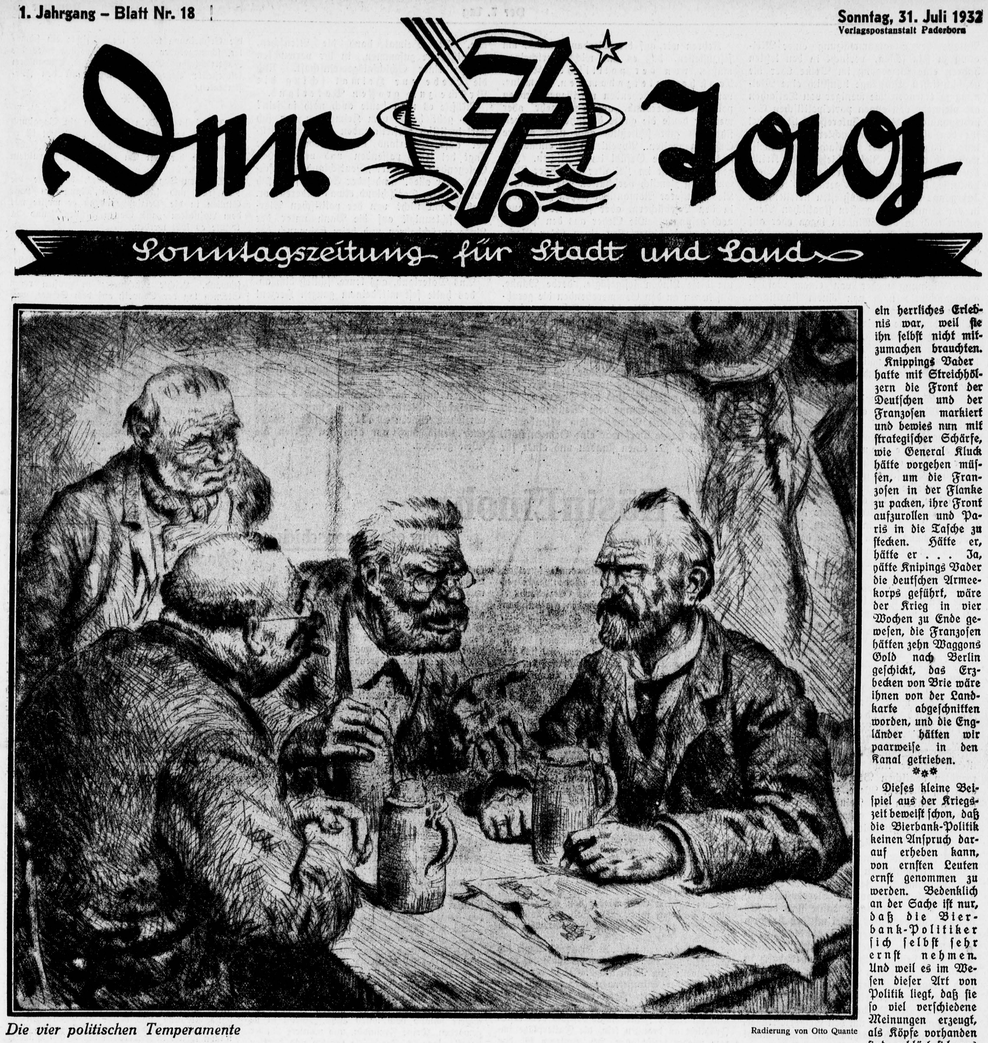
Das gleiche wird bei der Sendeantenne notwendig, wenn sie die ihr zugeführte Schwingungsenergie mit höchstem Wirkungsgrad aufnehmen und ausstrahlen soll; auch die Mittel sind auf akustischem und elektrischem Gebiet durchaus analog. In beiden Fällen sind es Aenderungen der Abmessungen, Aenderungen der schwingenden Massen, die uns das Ziel erreichen lassen. Auf elektrischem Gebiet sind die Spulen und Kondensatoren unsere Mittel zu diesem Zweck. Aus der kleinen, unscheinbaren Spule des Detektorempfängers aber wird, wo es sich um die Ausfendung mehrerer hundert Kilowatt Schwingungsenergie handelt, ein respektables Gebilde; ein armdicker Kabel, das um ein gewaltiges hölzernes Gerüst herumgewunden ist, stellt die Abstimmspule des Großfunkfenders dar. In unseren transozeanischen Großfunkstationen finden wir mehrere derartige Gebilde in weiten Sälen aufgestellt, mit Anzapfungen zur Variation der Antennenabstimmung versehen, als sinnfällige Wahrzeichen Länder und Meere überbrückender Technik, die sich aus kleinen Anfängen zu einer weltumspannenden Bedeutung emporentwickelt hat, als typische Beispiele aber auch dafür, wie sich vielerorts in der modernen Technik das Grundprinzip in der kleinsten wie in der größten Leistung unverändert wiederfindet.



Der „Torftank"

Die russische Regierung hat von der Ikanomag 15 solcher Raupenschlepper angekauft, die zur maschinellen Herstellung von Torfbriketts dienen sollen. Bekanntlich verfügt Rußland über einen unermeßlichen Torfreichtum. Die Torfgewinnung wird in der Weise vollzogen, daß der gestochene Torf zunächst einmal auf große ebenflächige Flächen aufgeschlemmt wird. Die großen Raupenschlepper fahren dann langsam darüber, pressen durch ihr Eigengewicht die Torfmasse zusammen und zerschneiden sie zu Briketts.

1. Jahrgang – Blatt Nr. 18 Sonntag, 31. Juli 1932
Verlagspostanstalt Paderborn



Die vier politischen Temperamente Radierung von Otto Quante

Bierbank-Politik

Bierbank-Politik braucht nicht unbedingt nur dort gemacht zu werden, wo Bier getrunken wird. Dann könnten einem die Leute in Amerika leid tun. Denn dort wird Alkohol nur gegen ärztliches Attest als Medizin verabfolgt. Und trotzdem ist in Amerika die Bierbank-Politik so gut im Schwange wie im bierfidelen München, wo das Gebräu aus Malz und Hopfen als Volksnahrungsmittel sich höchster Wertschätzung erfreut. Es wäre auch falsch, von der Menge vertilgten Bieres auf die Politik eines Landes zu schließen. Denn dann müßte in Deutschland die beste Politik der Welt gemacht werden. Wenn nämlich die Statistik nicht lügt, entfiel im Jahre 1931 im deutschen Zollgebiet auf den Kopf der Bevölkerung ein Bierverbrauch von 102,1 Liter. Da nicht gut anzunehmen ist, daß in Deutschland gemeinhin schon die Säuglinge und Schulkinder an der Bierflasche großgezogen werden, so darf vermutet werden, daß auf den Kopf der wirklichen Biertrinker ein erheblich höheres Quantum entfällt, als das statistische Durchschnittsbehältnis. Mag sich dem Alkoholpolitiker ob dieser Tatsache auch das Haar auf der Glatze sträuben und dem Zwangsprohibitionisten der blasse Neid aus den Knopflöchern triefen — gegen die Unbestechlichkeit deutscher Statistiken ist mit Gefühlswallungen schlechterdings nicht aufzukommen.

Immerhin soll nicht geleugnet werden, daß die Bierbank der fruchtbare Nährboden ist, auf dem die Politik gleichen Namens üppig in Halm und Kraut schießt. An dem Namen „Bierbank" braucht man sich nicht zu stoßen. Er ist der auf unsere Zeit übergekommene, feststehende Begriff für eine Sitzgelegenheit, auf der man sich in Wirtshäusern dem Genuß des Biertrinkens hingibt. Ihre Vorläufer waren die Bärenhäute an den Ufern des Rheins, auf denen die alten Deutschen bekanntlich zu liegen pflegten, wenn sie ihren Meth tranken. Als Kultur und Zivilisation den Germanen Stühle und Bänke bescherten, wurde auch die Bierbank erschaffen. Man findet sie heute noch vereinzelt in Dorfwirtshäusern. In den städtischen Gasthäusern ist sie dem praktischeren und beweglicheren Stuhl und Sessel gewichen. Aber hängen geblieben ist, allem Wandel zum Trotz, was von ihr den Namen hat — die Bierbank-Politik.

***

Die Stätte, wo in Deutschland die Bierbank-Politik gedeiht, hat Wilhelm Busch in seinem Gedicht von der Enthaltsamkeit in folgenden launigen Versen treffend gekennzeichnet:

Doch siehe da, im trauten Kreis
sitzt Jüngling, Mann und Jubelgreis,
und jeder hebt an seinen Mund
ein Hohlgefäß, was meistens rund,
um draus in ziemlich kurzer Zeit
die drin enthaltne Flüssigkeit
mit Lust und freudigem Bemühn
zu saugen und herauszuziehn.

Alkohol besitzt nun, wie jeder aus Erfahrung weiß, die angenehme Eigenschaft, das Gesprächswasser in plätschernde Bewegung zu setzen und solchermaßen eine lebhafte Unterhaltung in Gang zu bringen. Kein Gesprächsstoff aber rutscht am Biertisch dem Deutschen so leicht und lustig auf die Zunge, wie die Politik. Denn davon versteht er was, auf diesem Gebiete kennt er sich aus, hier weiß er, wo Barthel den Most holt und der Hase im Pfeffer liegt. Hast du, lieber und geduldiger Leser, während des Krieges einmal das Vergnügen gehabt, den Bierbank-Strategen bei der Aufstellung eines Schlachtenplans zuzuhören? Ja, nicht wahr, da saßen sie in braungeschmauchter Kneipe um den runden Stammtisch, ihrer sieben oder acht ehrenwerte Bürger, denen der Krieg ein herrliches Erlebnis war, weil sie ihn selbst nicht mitzumachen brauchten. Knippings Vader hatte mit Streichhölzern die Front der Deutschen und der Franzosen markiert und bewies nun mit strategischer Schärfe, wie General Kluck hätte vorgehen müssen, um die Franzosen in der Flanke zu packen, ihre Front aufzurollen und Paris in die Tasche zu stecken. Hätte er, hätte er . . . Ja, gäbe Knippings Vader die deutschen Armeekorps geführt, wäre der Krieg in vier Wochen zu Ende gewesen, die Franzosen hätten zehn Waggons Gold nach Berlin geschickt, das Erzbecken von Brie wäre ihnen von der Landkarte abgeschnitten worden, und die Engländer hätten wir paarweise in den Kanal getrieben.

***

Dieses kleine Beispiel aus der Kriegszeit bewesst schon, daß die Bierbank-Politik keinen Anspruch darauf erheben kann, von ernsten Leuten ernst genommen zu werden. Bedenklich an der Sache ist nur, daß die Bierbank-Politiker sich selbst sehr ernst nehmen. Und weil es im Wesen dieser Art von Politik liegt, daß sie so viel verschiedene Meinungen erzeugt, als Köpfe vorhanden sind, erklärt sich aus diesem Umstande die Tatsache, daß die Bierbank nicht selten ein gewittriger Explosionsherd ist, an dem sich ein gehäufter Konfliktsstoff zusammenbraut. Viele Tischlücher der Freundschaft sind beim Politisieren am Biertisch schon zerschnitten worden, nicht zu reden von den Bierkrügen, die bei heftigen Auseinandersetzungen infolge jähen und harten Zusammenpralls mit einer menschlichen Schädeldecke vorzeitig in die Brüche gingen. In den gesegneten Zeiten des Friedens vor 1914 war diese Art der politischen Meinungsäußerung, gemessen an den heutigen Verhältnissen, ein harmloses Gesellschaftsspiel, bei dem der Dorfdoktor gelegentlich ein paar Groschen verdiente, im übrigen aber die große Politik am grünen Tisch nicht berührt wurde.

***

Die Dinge haben sich seit 1914 gründlich gewandelt. Bierbank-Politik wird heute in Deutschland nicht nur mehr am Biertisch gemacht, sie ist in tausend Kanälen ins Volk gedrungen und vergiftet die Atmosphäre. Tiefste und letzte Ursache dieser Politisierung des Volkes ist die Umwälzung, die unser Staatsleben durch den verlorenen Krieg und die Revolution erfahren hat. Während in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch eine starke Volksmehrheit über die inneren und äußeren

Anlässe der Staatsumwälzung einer Meinung zu sein schien, versucht in den letzten Jahren eine Bewegung im Volke über die geschichtlichen Vorgänge künstlich eine Meinung zu erzeugen, die weniger von Tatsachen als vielmehr von engen parteipolitischen Gesichtspunkten ausgeht. Interessant ist hierbei für den objektiven Beobachter die Feststellung, daß in der unsachlichen, meist weit über das Ziel schießenden Kritik über die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Deutschland gerade diejenigen Jahrgänge am selbstbewußtesten urteilen, die in der Stunde der großen staatlichen Neugeburt noch in den Windeln lagen oder auf der Schulbank in heftigen Turnieren die Streitrösser Dativ und Akkusativ gegeneinander hetzten. Und da die Dinge auf dem politischen Tummelfelde so liegen, daß politische Meinung weder von einem Befähigungsnachweis noch von einem staatlichen Examen abhängig ist, die politische Meinungsfreiheit durch die Weimarer Verfassung sogar feierlich garantiert ist, darf natürlich jeder Hosenmaß seine von keiner historischen Sachkenntnis getrübte politische Ansicht als der Weisheit letzten Schluß auf die Straße tragen.

Man könnte sich mit dieser Art von politischer Wichtigtuerei abfinden, wenn letztes Ziel all dieser politischen Betätigung und Meinungsäußerung das allen Deutschen gemeinsame deutsche Vaterland wäre. Hier aber sitzt die Made im Speck. Ein allen Deutschen gemeinsames Vaterland müßte, so sollte man meinen, Platz haben für alle politischen Meinungen, soweit sie nicht internationale Importware sind (wie bei dem in Moskau fabrizierten Bolschewismus, dessen Bazillen der Kommunismus den Deutschen ins Blut impfen will). Betrachtet man die Dinge aber bei Licht, so stellt man mit tiefem Bedauern fest, daß in der Siedehitze parteipolitischer Agitation und Hetze das Vaterland fast weggeschmolzen ist, und daß an seine Stelle ein Gebilde getreten ist, von dem sich jeder politische Schwärmer eine andere Vorstellung macht. Man geht in der Bekämpfung und Verdächtigung des politisch Andersdenkenden so weit, daß sie vor Leib und Leben, religiöser und politischer Ueberzeugung des Gegners nicht mehr Halt macht und mit Faust und Kolben Gesinnungen erschlägt. Der Nützlichwur eines einzigen Volkes ist zur Unmöglichkeit geworden, seit der fanatische Parteipolitiker im politischen Gegner nicht mehr den stammverwandten deutschen Bruder sieht, der, wenn auch auf anderem Wege, zum gleichen Ziele möchte, sondern den Feind, dessen Kopf er, wenn seine Stunde gekommen ist, in en Sand rollen lassen wird.

***

Es bleibt uns, angesichts dieser bedenklichen parteipolitischen Verwirrung, die Hoffnung, daß mit der Zeit die Politik von der Straße doch wieder auf die Bierbank zurückkehren wird. Anzeichen dafür sind bereits heute vorhanden. Das Spiel mit der Uniform ist ja nur so lange interessant, als die Uniform den Menschen interessant macht. Tägliche Benutzung bringt auch eine Neuheit rasch in Verschleiß. Die ersten Briefträger in Deutschland erregten Aufsehen. Man war versucht, vor einem blaugepinselten Briefkasten stramm zu stehen. Der Postbote von heute ist keine Sensation mehr, und um den Geldbriefträger, der doch nur noch Nachnahmen bringt, macht man gern einen großen Bogen. Und wegen des Parteitabaks braucht man sich erst recht nicht aufzuregen. Parteitabak? Ja, das sind so gewisse Sorten von Rauchkraut, deren Stammnamen auf die parteipolitische Gruppierung ihrer Vernebeler schließen lassen. Gerissene Fabrikanten machen auf diese Weise aus der Politik ein gutes Geschäft. Aber die Sache mag auch ihr Gutes haben. Wenn einmal in Deutschland die Friedenspfeifen wieder in Brand gesetzt werden, fehlt wenigstens der Kanaster nicht. Das freut einen dann ja auch.

Es liegt also kein Grund vor, gänzlich und unbedingt zu verzweifeln. Es muß nur mit der Zeit allen Deutschen, denen, die den Parteitabak rauchen, und den andern, die ihren Frauen nicht mit parteipolitischem Nebel die Gardinen verqualmen, klar werden, daß man mit der Methode des gegenseitigen Sich-Umbringens auf eine wenig sympathische Art ans Vaterland, ans teure, sich anschließt. Es geht ja schließlich auch anders, nicht wahr? Stellen sich die deutschen Menschen unter dem deutschen Vaterlande erst einmal wieder etwas anderes vor, als das Farbenspiel einer Parteiuniform, als Massensuggestion und Wahlmanöver, dann wird man auch bald wieder erkennen, daß nicht die Staatsform das Vaterland darstellt, sondern daß die Menschen, die den Staat tragen, sie bilden.

***

Kehren wir auf die Bierbank zurück, um festzustellen, daß es uns wichtig erscheinen müßte, von der politischen Bierbank herunterzukommen. Ich meine, von der im vorstehenden umrissenen großen politischen Bierbank, auf der mehr oder weniger heute die ganze deutsche Menschheit sitzt. Es gibt schließlich auch noch andere Sitzgelegenheiten. Appellieren wir einmal an das romantische Gefühl im Deutschen. Zugegeben, es ist im Zeitalter politischer Verwilderung ziemlich verschüttet. Die herrlichen Lieder unserer Romantiker stehen zwar noch in den Lesebüchern, aber sie werden kaum noch gesungen. Die Lieder aus den Parteikatechismen hinterlassen einen üblen Nachgeschmack. Aber es gibt noch Dörfer im deutschen Vaterlande, und in diesen Dörfern noch schöne, alte Lindenbäume. Früher liefen um diese Linden festgefügte, derbe Bänke, auf denen an den Sommerabenden die geruhsamen Alten zu Plausch und Schnatz zusammenfaßen. Auch die Jugend fand sich gern an diesem Sammelpunkte dörflichen Friedens ein. Die Liebespaare insonderheit vertrauten dort die stillen Stunden und schnitzten dabei ein Herz in die Rinde des Baumes. Die Feste des Dorfes wurden im Schatten der Linde gefeiert. Und das Vaterland fing an, „wo Gottes Sonne dem Menschen zuerst schien und seine Allmacht ihm offenbarte". Und das ganze Dorf war eine Gemeinschaft, in der alle für einen standen und einer für alle. Die Heimat band die Menschen, schweißte sie zusammen, in ihr verwuchsen sie zu einer Schicksalsgemeinschaft. Und die Liebe zur Heimat schlug die Brücke zum großen Vaterland.

Müßte es nicht heute auch noch so sein? Was geht heute vom Heimatsinn der sich parteipolitisch zerfleischenden deutschen Brüder aufs Vaterland über? Jede Gruppe fingt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit begeistert „Deutschland, Deutschland, über alles!" und jeder Sänger stellt sich unter diesem Deutschland etwas anderes vor. Sollten wir nicht von der politischen Bierbank schleunigst auf die Bank unter der Linde zurückkehren und beim Schmauch der Feierabendpfeife das neue Vaterland vom Heimatboden her aufbauen? Dann erst hätten Schillers Worte wieder einen Sinn:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

***

Keinem zu Leide, allen zu Liebe wurde dieses Kapitel von der Bierbank-Politik geschrieben. Vom Bier ging es aus. Zum Biere kehre es zurück. Mit allen ehrlichen Deutschen möchte ich anstoßen, die den Frieden unter der Feierabendlinde der verderblichen Bierbank-Politik unserer Tage vorziehen. Wären es alle Deutschen, würde auch heute noch am deutschen Wesen die Welt genesen.

W. L.

Die Häsin Einohr

Von Paul Eipper

Nur ein Hasenschicksal

Ich will hier keinen Hasenroman schreiben, Meister Lampe nicht mit der schönen Häsin verheiraten, auch keine rührenden Erziehungsgespräche zwischen Mutter und den Hasenkindern wiedergeben; denn ich bin ja ein Mensch, verstehe nicht die Sprache der Hasen.

Trotzdem hat mein Bericht spannende Augenblicke, Geschehnisse, die fast atemraubend sind und Einblicke gewähren in den Lebenskampf der Hasentiere. Dazu kommt noch der Vorzug, daß hier kein Jägerlatein aufgetischt wird.

Weil jene Häsin nur ein gesundes, normales Ohr hatte, ist sie dem betreffenden Forstmann aufgefallen; er traf sie da und dort, konnte ihre Entwicklung verfolgen, ihr Schicksal von dem ihrer Brüder und Schwestern unterscheiden. Und als sich „ihre Zeit erfüllet hatte", (zur Wildzage gehört nämlich im Interesse der gesunden Arterhaltung auch der waidgerechte Abschuß), da blieb jener Förster dem Hasen Einohr das große Halali unter seltsamen Umständen.

Doch ich will nicht vorgreifen. Erzählen wir ordentlich und in guter Reihenfolge die Schicksale der Häsin Einohr.

*

Jenes Forsthaus liegt mitten im Wald, nur nach Süden zu erstreckt sich eine große Wiese, die am unteren Ende wieder von einem Waldgürtel umsäumt wird. Ein Teil der Wiese ist kultiviert, zu einem Obst- und Gemüsegarten verdebelt.

„Die Hasen tun uns viel Schaden", klagte die Försterin, als ihr Mann am Dreikönigstag ausnahmsweise zum Nachmittagskaffee in der Stube saß. In der Ofenröhre stand nämlich Frost eingetreten, scharfer Frost mit beißendem Ostwind; die Schneedecke war seitdem verharscht, und ein rechter Jäger mußte deshalb vom ersten Frühlicht an draußen sein, die Futterplätze immer wieder freischlagen, Heu auslegen für das hungernde Wild.

„Schau dir bloß meine Obstbäume an; die jungen Apfelbäume sind alle geschält. Deine Waldhasen ruinieren uns!" Das gefiel dem Förster natürlich nicht; er überlegte, ob man den „Hasso" über Nacht in den Garten sehen sollte, mittlamt der Hundehütte. Stopfte sich erst einmal die Pfeife, ging dann in die Dämmerung hinaus, um den Schaden zu besehen.

Etwas Eigenartiges fand er da, einen Jungbasen, der sich in einer Rauhreusfalle gefangen hatte, festgeklemmt mit dem linken Ohr. „Nanu, das ist doch gar nicht möglich", und doch saß der kleine Kerl so im Eisen. „Hier hast Du einen von den Missetätern; ich werde ihn Dir gleich abnicken", rief der Forstmann; aber davon wollte seine Frau nun wieder nichts wissen. Er sei ein herzloser Kerl; das kleine Häschen blickte so ängstlich, und sie wolle es zu den Karnickeln setzen in den warmen Pferdestall.

Auf diese Weise kam eine rötlich graue Waldhäsin, ein halber Kümmerling aus verspätetem Oktoberwurf, in menschliche Hut. „Einohr" gewöhnte sich schnell an die Försterin, wurde rund und fett in ihrer Pflege; aber der linke Löffel hing allezeit melancholisch herab, die Sehne mußte wohl durch den klemmenden Schlag der Falle zerstört worden sein.

*

Ende April, als nach trüben Regentragen der Frühling die Wiese am Forsthaus leuchtend und farbig machte, verschwand Einohr. Wie die Häsin das fertigbrachte, aus ihrem Verschlag zu entkommen, verstand weder der Förster noch seine Frau. „Heut doch nicht", brummte der Grünrock, „ich werde Deinem Ausreißer schon wieder begegnen. Dann schick ich ihm den Hasso nach mit einem Gruß."

Aber die erste Nachricht kam nicht vom Förster. Der Postbote erzählte Mitte Juni, daß er fast jeden Morgen an der gleichen Stelle auf der Waldchaussee Einohr sichte, und daß jeden Morgen die Häsin zuweilen sogar frech ein Männchen mache, während er auf drei Schritt Entfernung an ihr vorbeirolle.

Deshalb begleitete die Försterin ihren Mann auf der nächsten Abendpirsch. „Ich werde Einohr locken, und Du wirst sehen, sie folgt, kommt zu mir." Sei es nun, daß die umgehängte Büchsflinte der Häsin einen unangenehmen Eindruck machte, jedenfalls kam die Frau gar nicht dazu, ihren Pflegling anzurufen. Denn als sie noch vierzig Schritte vom betreffenden Platz entfernt war, flitzte ein rötliches Etwas über die Straße ins Unterholz, und die Pflegemutter stand entdäuscht am leeren Lager. Das dicht neben der Chaussee vielleicht handbreit eingedrückt war im Moos.

Der Sommer verging, ohne daß von Einohr irgend welche Kunde gekommen wäre. Aber beim Frühstück in der zweiten Septemberwoche schmunzelte der Förster. „Einohr läßt Dich grüßen. Ich bin ihr kurz vor 5 Uhr heute morgen begegnet, am Schwarzwasserfee. Ist Mutter geworden, aber keine gute; ich hätte ihr den ganzen Wurf wegnehmen können."

Die vor Neugier ganz aufgeregte Försterin preßte aus ihrem munkelnden Mann jede Einzelheit seiner Beobachtung heraus. Er war von 3,30 Uhr an im Schirmsitz gesessen am Seesaf, hatte die Reiher beobachtet und die Kraniche; da hoppelte hinter ihm plötzlich eine Häsin aus dem Busch mit drei winzigen Jungbasen, machte einen Kegel, hetzte das rechte Ende, während das andere schlapp nach unten hing. „Groß ist sie geworden, Deine Freundin, und muntere Kinder hat sie, sage ich Dir. Sie tanzten und hüpften wie verrückt, spielten allerliebst, versteckten sich, machten sogar Männchen, als sorgten sie selbst für ihre Sicherheit. Na, ich saß gut unter Wind, rührte mich nicht. Die Burschen konnten höchstens fünf Tage alt sein, hatten noch ganz verfaltete Löffel. Die Sahhäsin nahm ein Sandbad, wälzte sich, ließ mich ihren weißen Bauch sehen, und mit einemmal schossen alle drei Jungen auf sie zu, durchig gewiß. Die alte hat sich auf die Seite gelegt, die Hinterläufe steil nach oben gestellt, die vorderen unter den Hals gezogen. Aber viel Geduld zeigte sie nicht."

*

Fast ein Jahr stockte jede Verbindung mit Einohr; dafür hätte sie der Förster im folgenden Februar beinahe totgetreten. Er ging bei Neuschnee quer durch die Forst, auf einem Wildwechsel, den man eher ahnen als sehen konnte, weil eine fast zwanzig Zentimeter hohe Flockendecke in den beiden Nächten gefallen war. Kurz vor dem Austritt auf die Chaussee sank der Försterstiefel plötzlich ein; es stob, als explodiere eine Granate unter dem Schnee, und mit schrecklichem Geaulck, das sich wie Kinderschreien anhörte, flitzte ein eingeschneiter Hase auf die Chaussee hinaus.

Im Spätherbst darauf begegnete die Försterin persönlich dem ehemaligen Pflegling, der ja nun schon fast dreijährig geworden war. Das Getreide sollte am anderen Tag geschnitten werden, die Försterefrau pflückte am Kornrichtag entlang roten Mohn und saß dann eine Weile am Rain. Da schob sich schnuppernd ein Hasenkopf durch die Halme, stellte einen Löffel auf, und ehe die Menschenfrau sich fassen konnte, war die Erscheinung wieder weggehuscht; ein schmaler, schnurgerader Steig durchs Korn wies die Fahrtrichtung. Das war die letzte, einwandfrei festgestellte Begegnung Einohrs mit den Försterleuten.

*

„Jedenfalls ist Dein Schützling ein Vagabund geworden", meinte der Förster, „vielleicht ist er auch an Altersschwäche eingegangen; sechs Jahre sind es ja her, seit Du ihn zu den Karnickeln gesetzt hast."

„Auf den Tag sechs Jahre", bestätigte die Hausfrau und schob ihrem Mann ein paar Stullen in die Pelsjoppe; denn er wollte mit dem Adjunkten „auf Sauen drücken", und da konnte es spät werden.

Sauen kamen nicht vor im Trieb; aber ganz zuletzt — das Büchsenlicht reichte eben noch — flitzte ein alter Hase dicht vor dem Förster durch. Ein Knall, das Tier „zeichnete" und verschwand. Leichte Nachsuche; in großen roten Garben lag der Schweiß auf dem Schnee, weit konnte Mümmelmann nicht gekommen sein. Schon nach dreißig Schritten hörte die Schweißspur auf, an einem alten Eichenbaum. „Nanu. Hier ist doch ein Fuchsbau. Sollte der Hase in seiner Angst . . .?" Ja, so war es. Der Knüscher mußte nach der Försterei laufen, den Teckel holen und einen Spaten. Das Rauhhaar fuhr mit Begeisterung in den Bau und zerrte bald darauf Einohr ans fahle Licht der Schneenacht, die Häsin Einohr, alt und mager, mit einem weit herabhängenden linken Löffel. „Du bist wirklich ein toller Bursche", brummte der Förster in seinen Bart. „Mit diesem Schuß im Leben noch Mut und Ueberlegung genug, um auf der Todesfahrt in einen Fuchsbau einzufahren, alle Achtung! Aber ich bin froh, daß Du so waidgerecht hinübergingst, altes Einohr!"

Wochenrundschau

Donnerstag, 21. Juli. Die Reichsmaßnahmen gegen Preußen gehen weiter. Zahlreiche sozialdemokratische Staatssekretäre, Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und Polizeipräsidenten werden abgesetzt. Die neue Preußenregierung bildet sich aus Staatssekretären. — Erlaß von Ausnahmeverordnungen in Berlin. — DVP-Reichstreffen in Dortmund.

Freitag, 22. Juli. Nadolny kritisiert den Abrüstungsentwurf und fordert vollkommene Gleichberechtigung. — Reichsparteivorstand und Landtagsfraktion des Zentrums protestieren energisch gegen das Vorgehen der Reichsregierung in Preußen. — Der Ausschuß zur Wahrung der Volksrechte zitiert in erregter Sitzung von Papen herbei.

Samstag, 23. Juli. Beginn der Verhandlung vor dem Staatsgerichtshof in Preußen. Der Hof vertagt sich auf Montag. — In Stuttgart tagt die vom Reichskanzler berufene Konferenz der Ministerpräsidenten. Von Papen verbürgt sich für Machtfreiheit, Föderalismus und baldige Aufhebung des Kommissariates. — Groenhoff stürzt tödlich ab.

Sonntag, 24. Juli. Der Tag im Zeichen des Sportes: Höhepunkt des DSB-Meistertreffens in Dortmund. 50 000 Sportler und Zuschauer im Stadion und in der Westfalen-Halle. Dr. Brüning spricht zu den Sportlern. — Deutschland unterliegt im Davispokalschlußtreffen gegen Amerika mit nur 2:3 Punkten. — Caracciola gewinnt das Geisbergrennen.

Montag, 25. Juli. Der Staatsgerichtshof unter Bumke lehnt die Anträge auf Erlaß einer einstweiligen Verfügung in der Streitsache Preußen-Reich ab. — Der Ueberwachungsausschuß des Reichstages nahm Anträge zur Aufhebung und Zurücknahme der letzten Notverordnungen an. — Deutschland erklärt sich zum Meinungsaustausch über das Versailler Abkommen bereit.

Dienstag, 26. Juli: Das deutsche Segelschulschiff „Niobe" kentert bei Fehmarn im Gewitter. 69 Mann der Besatzung finden den Tod. — Die frühere preußische Regierung nimmt zur Leipziger Staatsgerichtsbofensfeststellung Stellung und nennt das Vorgehen des Reiches „ungultässig und ungültig". — Dr. Brüning spricht in Paderborn vor 25 000 Wählern.

Mittwoch, 27. Juli: Bei der Einfahrt im Bahnhof Gesundbrunnen (Berlin) entgleiste ein Personenzug: 2 Tote und 20 Verletzte. — Spanien tritt dem englisch-französischen Vertrauensabkommen bei. — Der Präsidentenmörder Gorgulow wird zum Tode verurteilt.

Das Lächeln vor dem Tode

Die letzte Aufnahme des beim Rhönsegelflug-Wettbewerb tödlich verunglückten Weltrekord-Segelfliegers Groenhoff. Sie ist kurze Zeit vor seinem verhängnisvollen Aufstieg gemacht worden. Groenhoff trägt sein charakteristisches rotes Käppchen mit weißer Quaste.

Streifzug durch die Woche

Für den Vorabend der großen Wahl

Auf einem weißen Gartenstuhl sitze ich unter einem mächtigen blauen Schirm. Hinter mir die blumengeschmückten Fenster des freundlichen Hauses, das von munteren Kindern umsprungen wird. Neben dem Tor unten stehen zwei junge Trauerweiden und sinnen nach über den Sommer, der so schnell dahinging, über die Frucht, die rings auf den Feldern steht, ihres saftigen Daseins froh und doch wissend, daß die Ernte nahe ist. Der Blick schweift frei bis zur Straße hin, auf der die Autos hin und her jagen, sodaß die stillen Wiesen verwundert aufschauen und die Kühe den Kopf schütteln: Wie kann man es in dieser Welt nur so eilig haben! Jenseits erhebt sich die Landschaft wieder zu sanften, wohlbekränzten Hügeln, zwischen denen eben ein Flugzeug sich in schönen Kurven niedersenkt. Wie froh bin ich, in all dem Lärm dieser Zeit in solcher Stille die Dinge nachsinnen zu können, die uns alle bewegen.

Hier möchte ich eine Madonne aufstellen. Es sollten alle, ehe sie ihren Zettel zeichnen, einen Gang durch die Natur machen. Sie würden ruhig dabei, unabhängig vom Denken der lauten Programme. Sie bekämen unterwegs die Wahlredner der Natur zu hören. Sie begriffen, wie alles, was wächst, Zeit braucht. Da liegt ein Weizenfeld. Die Aehren neigen sich, mit Frucht beladen, wie sie sind. Nur einige Halme sind radikal in die Höhe geschossen. Sie wollen über alle anderen weg. Sie gingen mit ihren Spitzen hoch, als wären es Spieße, mit denen man den Himmel stürmt. Sie schienen auch weiter zu kommen, als die große Masse, die sich gedultig wuchs und Tag für Tag schwerere Last verspürte. Nun ist der Herbst gekommen. In den Hülsen der Geduldigen liegt die Frucht. Die Ungeduldigen aber sind leer, obwohl sie ihr Haupt über alle andern emporrecken.

Glaub' denen nicht, so sagt die Natur, die um so lauter schreien, je weniger sie um das Geheimnis des Lebens wissen. Auch der Mensch, auch ein Volk muß verwurzelt sein in einem fruchtbaren Grunde. Es muß seine Fasern tief in den Boden der Heimat senken, der ihm die Nahrung zuführt. Es muß um die Kräfte wissen, die durch Generationen hindurch gewirkt haben. Gerade der Bauer, der doch bis auf den heutigen Tag der Liebling der Erde geblieben ist und dem die gütige Mutter Natur, auch wenn die Menschen das Land mit Zinsen aufschütten, doch immer noch etwas Brot und Milch und manchmal sogar noch allerlei festliche Zugaben beschert, ist im allgemeinen nicht geneigt, Menschenworten zu viel Vertrauen zu schenken. Es muß ihm schon sehr schlecht gehen, wenn er anfängt, die Weisheit der Erde mit den Lockrufen des Menschenwitzes zu verwechseln. Er weiß: Wo nicht gesäet wird, da wächst nichts. Er weiß: Sonne und Regen, Lenz und Herbst, das alles gehört zusammen. Er weiß: Die Erde verstehen, die Eigenart des Bodens, die Zeiten für jegliche Frucht, das ist die Hauptsache. Da sind uralte Gesetze in den Dingen. Kein Mensch kann an ihnen rütteln. Alles Reden über bessere Zukunft, über Brot und Seligkeit bis hin nichts. Aber leise ausführen, was die Natur will, ihren Gesetzen vertrauen, ihr gewissenhaft, sachlich und treu dienen, das ist das wichtigste. Die Gottesgedanken, niedergelegt in der Natur, die in all ihrem Tun vom Schöpfer kündet, sind maßgebend, nicht aber die Menschengedanken. Der Mensch hat seine Vernunft, um die Gottesgedanken noch einmal bescheiden nachzudenken, und so wird er glücklich und so fördert er seine Werke.

Mir will scheinen, daß man in Wahlzeiten über den vielen Reden auch der klügsten Menschen oft verzißt, was die innerste Seele des Volkes spricht. Weiß du, was der Unterschied zwischen einem großen und einem kleinen Dichter ist? Der große ist erfüllt von der Seele seines Volks. Alle Dichtung ist Mar nur der Ausdruck dessen, was im Verborgenen schlummert und darauf wartet, daß ein Mensch es in Worte fasse. Der kleine Dichter aber spielt mit seinen Reimereien, mit seinen lustigen Einfällen, mit den Seifenblasen seiner schillernden und schnell verpuffenden Muse. Genau dieser Unterschied besteht zwischen großen Volksmännern und kleinen. Die großen Führerwissen um den Geist der Nation, wissen um die Erinnerungen der Geschichte, wissen um das Herz des Volkes. Was sie an Verfassungen hervorbringen und überhaupt an politischer Weisheit, hat in diesem Geist der Nation, in der Geschichte ihres Werdens sein unwandelbares Fundament. Wenn man die Programme mancher Parteien miteinander vergleicht, so scheint ihnen so jener Grundton zu fehlen, auf den in einem guten Orchester alle Instrumente abgestimmt sein müssen. Wir bemerken nicht nur im politischen sondern gerade auch im geistigen Leben der Nation eine Verwirrung, die kaum mehr überboten werden kann.

Sollen wir fortfahren, uns weiter so auseinander zu reden, so auseinander zu wählen? Was gibt es da für eine Abhilfe? Du siehst keinen Ausweg, weil man doch die Menschen nehmen muß, wie sie sind, und weil sie nun einmal über die grundlegenden den Fragen des Lebens und der deutschen Nation verschiedene Meinungen haben. Bekehr einmal einen Parteimenschen! Und doch gibt es einen Weg. Ich will versuchen, ihn anzudeuten.

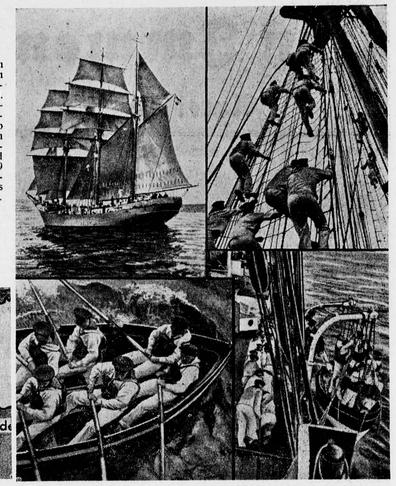
Hier in der Natur wird von allen, die besinnlich hindurchgehen, nicht viel gesprochen, was sie aber sprechen, das geht meist in eine und die gleiche Richtung. Es liegt eben der Gottesgedanke der Schöpfung hier so gewaltig vor uns, es erhebt sich die Majestät einer in den Dingen leuchtenden Wahrheit so wunderbar, daß unsere Menschengedanken davor schweigen. Man will nichts mehr sagen, weil man alles, was Menschen sagen können, in einer solchen Fülle von Leben und Schönheit und Offenbarung für richtig hält. Goethe würde das Wort Ehrfurcht gebrauchen, um auszudrücken, was hier gemeint ist. Die Natur redet nur eine Sprache. Die Sterne schenken alle den gleichen Frieden. Die Berge erheben das Gemüt zum gleichen Himmel. Der Anblick der Geschichte und der Schicksale eines großen Volkes weckt immer in allen ein ähnliches Echo. Hingabe an die Dinge, Pietät dem Gesetz der Tradition gegenüber, Achtung vor allem Lebendigen, das wäre schon eine gewisse Richtung, die allen gemeinsam sein müßte, die nicht nur an sich selbst denken, sondern an den großen Kreislauf des Lebens.

Laß doch nicht deinen. Wähle die Partei, in der die überparteilichen Gedanken am schönsten und am klarsten zum Ausdruck kommen. Diese überparteilichen Gedanken sind für uns Christentum und Deutschtum, sind für uns Freiheit und Volksgemeinschaft, sind für uns Recht und Ehre. Wähle die Männer, die sich zu den Gesetzen Gottes bekennen, zur Gewissenhaftigkeit und zur verantwortungsbewußten Arbeit. Glaube keinen Versprechungen, die Ausgeburten des Radikalismus und der Naturwidrigkeit sind. Die Natur macht keine Sprünge, so sagten die Alten. Mehr sage ich nicht über das Politische. Wie könnte ich auch, wo ich die Kinder spielen sehe, wo die Rosen in den Sommer duften, wo die Erde aufschwillt vor Lebensfreude! Die Mücken summen, die Schwalben schießen daher, Vogelgezwitscher in allen Hecken . . . Ja, ich will wählen gehen und denke dabei an ein Deutschland, das in seinen besten Regungen, in seinen lichtesten Gedanken verwirklicht aus der Wahlurne emporsteigt.

Der Mann im Monde.

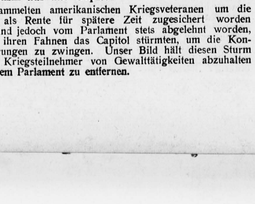
Momentbilder aus dem Leben der „Niobe"-Besatzung,

die Arbeiten in den Wanten und am bzw. im Rettungsboot darstellend. Oben links das unglückliche Schulschiff, das innerhalb von vier Minuten während einer Gewitterböe sank, und das von der 100 Mann starken Besatzung 69 mit ins Wellengrab nahm.



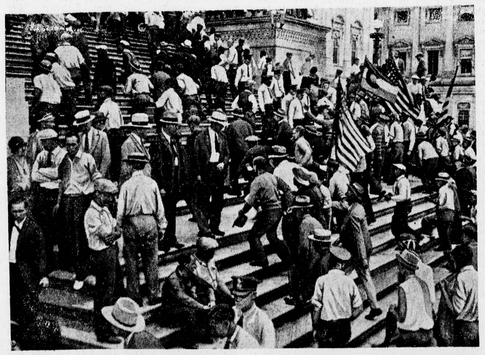
Wo die Niobe sank

Uebersichtskarte des Fehmarn-Belts, auf dessen Grunde jetzt das stolze deutsche Schulschiff ruht.



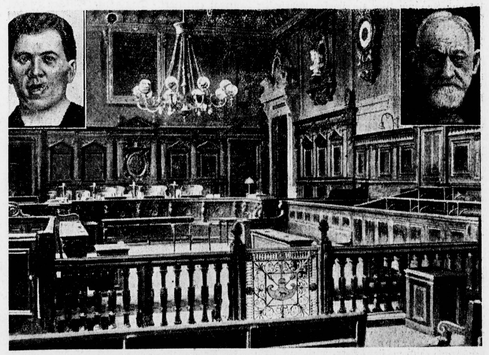
Der Höhepunkt des deutschen Sängerfestes

Der große Festzug der deutschen Sänger bewegt sich durch die Straßen des festlich geschmückten Frankfurt a. M. Für diesen Festzug waren die Bestimmungen des Demonstrationsverbotes gelockert worden.



Der Veteranensturm auf das Capitol

Wochenlang kämpften die in Washington versammelten amerikanischen Kriegsveteranen um die Einlösung ihrer sogenannten Bons, die ihnen als Rente für spätere Zeit zugesichert worden waren. Alle ihre diesbezüglichen Anträge sind jedoch vom Parlament stets abgelehnt worden, bis die Erregung so groß wurde, daß sie mit ihren Fahnen das Capitol stürmten, um die Kongreßabgeordneten zur Annahme ihrer Forderungen zu zwingen. Unser Bild hält diesen Sturm fest. Die Polizei hatte Mühe, die ehemaligen Kriegsteilnehmer von Gewalttätigkeiten abzuhalten und sie wieder aus dem Parlament zu entfernen.



Zum Prozeß gegen den Präsidentenmörder

Am Montag begann vor dem Pariser Schwurgericht der Prozeß gegen den Russen Gorgulow, dem Mörder des französischen Staatspräsidenten Doumer. Unser Bild zeigt den Saal des Schwurgerichts, in dem der Prozeß stattfand. Für den großen Andrang mußte der Saal besonders hergerichtet werden. Eine besondere Tribüne hatte man für das diplomatische Korps, die Vertreter der Weltpresse und zahlreiche hohe Justizbeamte geschaffen. Links oben der Angeklagte Gorgulow, der zum Tode verurteilt wurde. Rechts oben der Vorsitzende, der erste Präsident des Pariser Schwurgerichts, Dreifuß.

Von Immen und Emsen

Ameisen

Von W. Oschmann, Bochum

Betrachtungen in meinem kleinen Garten

Ameisen! Das ist so ein Kapitel für sich. Im Hause können sie lästig werden. Bis weilen unerträglich. Auch am Körper hat man sie nicht gern. Wegen des beißenden Saftes, den sie auf den Störenfried ihrer Gemütlichkeit schleudern, wenn sie in üble Laune versetzt werden. An Weihfesten nennen wir sie Hempittel, die kleinen Beißer und Gifterspritzer. Woher diese aus dem Volksmunde stammende Benennung kommt, weiß ich nicht; jedenfalls trifft sie das Wesen und Gebahren der kleinen Tierchen bestens. Wo die Ameisen haßpriesend wirken, bilden sich unangenehme Pusteln auf Händen und Waden. Ähnlich den weißen festen Flockbeulen, die von Brennnesseln erzeugt werden. Sie sind von einem unangenehm süßen Juckreiz begleitet, der uns in heißen Sommertagen zur Verzweiflung bringen kann.

Aber interessant sind sie doch. Und liebenswert, die kleinen Emsen. Sogar sehr interessant. So interessant und liebenswert, daß man die winzigen sechsbeinigen Tierchen mit den wie flüssiger Bernstein im Sonnenlicht funkelnden Honigleibchen liebgewinnen kann. Man muß sich nur die Mühe nehmen, ihrem Leben und Treiben eine Weile aufmerksamen Schauens zu schenken.

*

Mein kleiner Garten ist eine ideale Beobachtungsheimat. In der Mitte liegt ein von Gras und Blütenwildwuchs überwucherter Quai. Und um dieses Langrund schließt sich ein ziemlich ausgetretener, stellenweise von Moosgrün durchsetzter Schlackenweg, eingefaßt von verrosteten Bandeisen. Am Außenrande dieses Weges, dort, wo tagsüber die meiste Sonne ihre flimmernden Kreise zirkelt, haben meine Ameisen sich angesiedelt. Eigentlich stimmt das nicht ganz. In Wahrheit ist es so: am Außenrande, auf der eigentlichen vollen Sonnenseite, wohnt das Volk der körperlich starkentwickelten Ameisen. Es ist ein Herrenvolk. Zum Herrschen geboren und des Herrschens gewohnt. Am Innenrande, im Schatten der Gräser und Blätter, haust eine kleinere Sorte, von der Sonne weniger betroffen und von der Natur schwächer bedacht, nicht nur an Zahl des Gesamtvolkes, sondern auch in Anlehnung des Einzelvolkes.

Die starken Ameisen, die mit dem Herreninstinkt, die auf der Sonnenseite leben, haben nach den Behausungen ihrer schwächeren Artgenossen durch Schlacht und Mordgeschrei einen im Zickzack laufenden Weg getrippelt, der sich dem geübten Auge durch seine Glätte und Glanzbreite deutlich aus der Umgebung abhebt. Und auf diesem Wege ist von früh bis spät und von spät bis früh ein nimmermüdes Kribbeln und Krabbeln.

Wer das Treiben oberflächlich betrachtet, könnte das Durcheinander für sinnlos halten. Und doch liegt in all dem scheinbar sinnlosen Hin und Wider so viel Vernunft und Gesetz, daß es uns zu stummender Bewunderung zwingt. Minute um Minute und Stunde um Stunde wandern die goldbraunen Gesellen über den etwa fünf Millimeter breiten Plattenpfad. Her und hin. Immer, immer hin und her. Wer aber seine Augen nicht in der Westentasche hat, wird seine Beobachtungen machen. Er wird sehen, daß die Herrenameisen, die das Höhlenvolk ihrer schwächeren Artgenossen auffuchen, ihren Streifzug in die Schattengefilde des Nachbarvolkes durchaus nicht als harmlose Kaffeevisite auffassen. Stahlweite, artist aus ihrer Höhlung Zug um Zug ein starker wehrhafter Trupp der blankbraunen Wanderer. Manche von ihnen tragen aufsehen den feinen Weißkanenlein kleine runde Erdklümpchen, die sie aus ihren Bauen mitgenommen haben. Links und rechts werfen sie das primitive Baumaterial sorgsam zu Dämmen auf. Die das tun, das sind die Arbeiter, sind eine Art Pioniere, die den eigentlichen Kampftruppen, der Infanterie und Kavallerie den Weg freimachen zu ihrem Werk. Die Ameisen haben nämlich in ihrem wohlgeordneten Staat eine ganz ähnliche Einteilung wie die Bienen, die Hummeln, die Wespen und andere Insektenvölker. Am reichsten besetzt ist das Arbeitervolk, das auch für das Sammeln und Speichern der Wintervorräte zu sorgen hat, das Wege und Brücken baut. Zum Schutze dieser Schanzsoldaten und Pioniere gegen feindliche Angreifer steht das gezwungene Heer bereit, eine mit besonders starken Beißzangen ausgerüstete Schar höchst anziehungslustiger Kriegshelden, die im wahrsten Sinne des Wortes bis zum letzten Atemzug die Leben einsetzen, wenn der Staat von außen Störenfrieden bedroht ist, eine Tatsache, von der wir Menschen der vielgepriesenen modernen Zeit ein wenig Weisheit lernen könnten.

Wo sich den wanderenden Arbeiterzügen unterwegs eine Unebenheit oder sonst ein Hindernis entgegenstimmt, suchen die Kolonnen zu ebnen und zu bessern. Sie sind die allerbesten Verkehrspolizisten. Keine Straßensperrung dulden sie. Hier wird ein Erdklümpchen weggeräumt, dort eins auf den mühsam errichteten Damm geschleppt.

Hinter den Arbeiterameisen erscheint die Truppe der Soldaten. Just wie im Kriege marschieren sie wohlgeordnet in kampfkräftiger Zahl, um bei Angriffen auf die feindlichen Schützengräben des Erfolges sicher zu sein. Ich habe gesehen, daß zwanzig bis dreißig Ameisen, die einzeln, scheinbar regellos, abmarschiert waren, unmittelbar vor der Verennung der feindlichen Festung sich sammelten. Ganz plötzlich, wie auf ein geheimes, unsichtbares Signal hin, das unsere menschlichen Sinne nicht vernehmbares Signal, schossen sie in geschlossener Staffel wie plötzlich los, verloren sich überraschend schnell in die gegnerischen Gänge und kamen wohl ein, zwei Minuten mit ihrer Beute zurück. Manche von ihnen — es waren Arbeiter — trugen hocherhoben in den Beißzangen winzige gelbe weiße Puppen. Links und rechts des Zuges gewissermaßen als Bedeckung des Requisitionskommandos, marschierten dutzendweise die Soldaten.

Was hatte sich begeben?

Die Starken waren in die unterirdischen Katakomben der schwächeren Schwestern eingedrungen, hatten ihre Puppen gestohlen und trugen nun ihren Raub ins eigene Nest.

Warum taten sie das?

Um billige Arbeitskräfte zu bekommen und damit eigene Anstrengung zu sparen, verschaffen sie sich durch Raub die unentwickelte Brut des kleinen, armen, gegen sie wehrlosen Volkes.

Mit großer Sorgfalt hegen und pflegen sie die fremden Puppen. Eines Tages entschlüpfen den geraubten Windeln kleine hehre Ameisenkinder. Anfangs sind die winzigen Wesen gelblich-weiß und von weicher Zartheit. Erst unter dem Blick der Sonne bildet sich bei ihnen wie bei den älteren Artgenossen der straffe panzerartige Körper.

Diese Ameisenbabys sind von dem Augenblicke an, in dem sie das Licht des Tagesgestirns sehen, lebenslang Sklaven der großen und starken Art. Sie werden Wege bauen, Erd- und Steinklümpchen tragen, Pflanzenstengel herbeischleppen und Tag und Nacht werken und schaffen zum Wohle des Herrenvolkes, das sich Kraft und Fleiß der Kleinen zunutze gezogen hat. Und die kleinen Arbeiter, denen die Einsicht ihres Geschlechtes angeborene Tugend ist, werden sich zeitlebens nie bessen bewußt werden, daß sie keinen Fußtritt weit, am anderen Rande des Gartenweges, ihre eigentliche Heimat war. Sie werden willig ihre Kräfte verzehren für ihre starken Entführer, werden mit ihnen in neuen Staaten neue Wege bauen. Aber die aus ihrer Urheimat wurden Raub den großen Nest zugetragen wird. Sie werden ihn nächsten Jahre die gerauhten Puppen warten und pflegen auf daß ihre Insassen wie sie Sklaven werden des Eroberervolkes.

Mein Garten ist klein; sehr klein. Aber ich habe innerlich seiner Mauerwände allerlei nicht ganz alltägliche Beobachtungen über das Leben der Ameisen machen können; und auf Grund dessen, was ich gesehen, glaube ich sagen zu können, daß die Ameisen trotz ihrer Körperfeinheit geistig recht gut beschlagen sind. Sie scheinen über gewisse Fähigkeiten zu verfügen, die unserem menschlichen Erkenntnisvermögen noch verschlossen sind.

Mit aller Behutsamkeit nähere ich mich den beiden Ameisenherbergen und ihrer Verbindungsstraße. Soeben noch gehen die Schwärme der Emsen in glatter Linie hin und her. Sowie ich aber meinen Fuß einen halben Meter abseits auf den Boden setze und mein Körper schatten den Schimmer der Sonne wegwischt, entsteht eine gewaltige Unruhe in den wandernden Karawanen. In Kreisen und unregelmäßigen Bogenlinien umschwirren sie witternd den Weg; sie haben einen Feind gewittert und wollen seinen Standort auskundschaften. Angriffslust hat sie ganz gepackt. Steinchen und Grashalme werden aufgerafft erklettert. Das ganze Völkchen ist von fieberhafter Hast gepackt. Merkwürdig ist dabei, daß nicht nur diejenigen Ameisen, die im Augenblick der Störung außerhalb des Baues waren, von dieser Aufregung ergriffen sind; auch alle neu aus der Höhle kommenden Ameisen werden, sobald sie ins Freie kommen, von der gleiche zornige Stimmung versetzt. Statt ruhig ihres Pfades zu wallen, schwärmen sie in allen möglichen unregelmäßigen Figuren ins Krause. Die aufgeregte Stimmung hat sich blitzschnell auf das ganze Volk übertragen. Man hat fast den Eindruck, daß ein geheimer Meldedienst, dessen Zeichen wir nicht verstehen, diese Wirkung hervorbringt. Alle Ameisen sind von einer Angriffslust ohnegleichen erfüllt. Wehe dem Käfer, der, harmlos seine Straße trottend, ihnen jetzt in die Quere käme!

*

Wahre Meister sind die Ameisen im Chaussee- und Tunnelbau. Als ich kurze Zeit nach einem Gewitterregen den Garten betrat, fand ich, daß meine fleißigen Freundinnen von ihrem Schlafzeitungen und eine vollkommen neue Straße gebaut hatten. Sie war nur 45 Zentimeter lang, aber so tadellos hergerichtet, daß den kleinen Baumeistern ehrliche Bewunderung gezollt werden mußte. Der Gehweg war von größter Sauberkeit und Glätte. An den Seiten erhoben sich, von feinen und kleinsten Erdkrümelchen gebildet, wunderschön geschichtete Dämme. Und auf dieser Promenade bewegte sich das im Sonnenlicht goldblinkende Völkchen in unverhohlener Festfreudigkeit.

Am nächsten Morgen war meine Ueberraschung noch größer. Aus der kahlen, blanken Straße war etwas ganz Neues geworden. Die fleißigen Arbeiterinnen hatten Körnchen an Körnchen getragen und die ganze Verkehrsader mit einem kunstvoll geflochtenen Bogen überdacht. Nur an einer einzigen Stelle war eine kleine Oeffnung. War es Zufall? Oder hatte das emsige Pauvolk berechnend in dem sonst lückenlosen Lauftunnel ein Fensterchen für Luft- und Lichtzutritt freigelassen?

Man fragt sich, welchen Sinn diese Ueberdachung des Laufweges hat. Vermutlich ist es nicht Freude am architektonischen Schaffen, die dabei Pate gewesen ist. Die Ueberdachung hat einen sehr praktischen Zweck. Die Ameisen wollen damit den Puppen, die tief unter der Erde schlafende Entwicklungsmöglichkeiten haben, bessere Lebensbedingungen schaffen. Man braucht nur mit einem Stöckchen die leichtfügigen Brückengebilde aufzustochern, und man wird sehen, daß im selben Augenblick Arbeiterameisen eifrig sich bemühen, unzählige Puppen, die in den Gängen aufgestapelt waren, in Sicherheit zu bringen. Offenbar dienen die an den Tag gebauten Gänge den Ameisen als Brutstätten.

*

Die Ameisen verfügen über einen feinen Tastsinn. Rückt man auf einem Ameisenstraße ein winzig kleines Sandkörnchen nur um Millimeterbreite aus seiner Lage oder verbiegt man ein Halmchen, — gleich stutzen die wandernden Ameisen, betasten die Stelle, kribbeln verstört hin und her, um die Ursache der Veränderung zu erforschen. Und erst nach längerer Zeit beruhigen sie sich. Der Tastsinn scheint ihr hervorragendes Orientierungs- und Verständigungsmittel zu sein. Oft stehen, wenn zwei Ameisen sich begegnen, sich zunächst mit den zitternden Fühlern abtasten, ehe sie ihren Weg fortsetzen. Aber auch die Geruchsorgane müssen bei den Ameisen gut ausgebildet sein. Daß sie durch starkduftende Oelsäfte und Alkoholika aus beträchtlicher Entfernung angelockt werden, ebenso wie Bienen, Hummeln, Wespen, Fliegen und Mücken, darf als allgemein bekannt gelten. Aber auch auf feinere Geruchseindrücke reagiert die Ameise in ganz auffallendem Maße. Trockener weißer Stampfzucker erscheint der menschlichen Nase als vollkommen geruchlos. Die Ameisen wittern ihn aber schnell und kragen ihn gern Korn für Korn in ihre Winterquartiere. Was in diesen Wintervorratsstätten alles aufgespeichert wird, das mag der liebe Himmel wissen. Außer Pflanzenteilchen und süßen Früchten sind zweifellos auch Insekten, Larven und Raupen eine willkommene Beute, die dem fleißigen Volk über die trüben, kalten und arbeitslosen Wintermonate hinweghilft. Wegen dieser Vertilgung schädlichen Ungeziefers darf die Ameise wenigstens bedingt als nützliches Insekt ausgesprochen werden. Leider vermag sie auf der anderen Seite dem Gartenbesitzer auch recht viel Verdruß zu bereiten. Die Ameise ist nämlich eine Züchterin der grünen und schwarzen Blattläuse, die, wie jeder Gartenfreund weiß, eine schön gepflegte Anlage voll fetten Grüns und strotzender Blumen bald in eine Wüstenei verwandeln können.

Was haben die Ameisen mit den Blattläusen zu tun? wird der Unkundige fragen. Und der aufmerksame Beobachter wird antworten: Sehr viel, mein Lieber! Und er wird ihm folgendes erklären: Als intelligentes und wohlorganisiertes Volk suchen die Ameisen nicht nur ihre schwächeren Artgenossen ihrem Nutzen dienstbar zu machen; in noch viel größerem Maße wissen sie vor allen Dingen die Blattläuse auszubeuten; sie sind im buchstäblichsten Sinne die Melkkühe der Ameisen. Da gibt es wirklich nichts zu lachen. Es stimmt. Mit unsäglicher Sorgfalt tragen die Arbeiterameisen jede Blattlaus, deren sie habhaft werden können, unter die helgrün schimmernden Schirmblätter solcher Strauchgewächse, die wie die Johannisbeere, der Schneeballstrauch und verwandte Arten den Blattläusen reiche Weidegelegenheit geben. Alles Lausevolk vermehrt sich rasend schnell. Aus den wenigen Exemplaren, von den Ameisen in schlauer Berechnung mühsam herbeigeholt und unter die einzelnen Blätterschöpfe verteilt, sind bald stattliche Kolonien geworden. Schwarz und grün sitzen sie unter den jungen Blättern, die sich unter dem Stich der Insekten vielfach zu unförmigen krausen Klümpchen zusammenballen. Jetzt ist die Zeit der Ernte für die Ameisen gekommen. Zum vierten Male, zum fünften Male, zum zehnten Male, zum ihre Kühe zu melken. Mit ihren Fühlern streicheln sie die Blattläuse, bis diese unter der Reizwirkung einen süßen Saft absondern, den die Ameisen begierig schlürfen.

Solange die Zahl der Ameisen sich in engen Grenzen hält, mögen Schaden und Nutzen, den sie stiften, sich die Waage halten. Wo aber ein Volk sich in die Tausende vermehrt da wird der Gartenbesitzer gut daran tun, auf ihre Vertilgung bedacht zu sein.

Noch manches ließe sich über die in ungählige Arten zerfallenden Waldameisen und über die Termiten, jene großartigen Baumeister und Zerstörer, sagen, die in südlichen Breiten beheimatet sind. Doch das liegt jenseits meiner Gartenmauer . . .

Arbeitsteilung im Bienenstaat

Von H. E. Gehrke

Interessante Versuche über den Gemeinschaftssinn der Bienen — Kein größerer Kraftaufwand als nötig

An schönen Sommertagen schwärmt das fleißige Volk der Bienen eifrig durch Gärten und Felder, um aus Blüten und von Blättern den begehrten Nektar in die Scheuern zu tragen. Wenigen Menschen, die Gelegenheit haben, die Insekten bei ihrer Arbeit zu beobachten, kommt es wohl zum Bewußtsein, daß er in ihnen äußerst interessante Tiere vor sich hat.

Die Honigbiene unterscheidet sich als einzige von anderen Insekten verwandter Art in sehr auffallender Weise. Setzt man z. B. eine gefangene Wespe oder Hummel unter eine Glasglocke mit etwas Honig, so wird sie wohl zunächst unruhig umherfliegen, schließlich aber sich doch über die süße Lockerei hermachen. Eine Fliege macht sich aus ihrer unfreiwilligen Haft überhaupt nichts. Eine Biene in solcher Lage wird dagegen unaufhörlich bestrebt sein, wieder ins Freie zu gelangen, um in ihren Stock zurückkehren zu können. Sie beachtet den Honig nicht im geringsten und stirbt verhältnismäßig bald an Erschöpfung. Der Beobachter gewinnt geradezu den Eindruck, als ob eine geheimnisvolle Stimme ihres Volkes sie riefe.

Diese geheimnisvolle Gemeinschaft der Bienen eines Stockes, ja eines ganzen Bienenstandes macht sich bei zahlreichen Gelegenheiten bemerkbar. Stößt solch Insekt im Freien auf etwas Neues oder Unerwartetes, so fliegt es in den meisten Fällen alsbald zum Stock zurück, als ob es dort mit Seinesgleichen erst beratschlagen müsse, wie das plötzlich aufgetauchte Problem am zweckmäßigsten für die Allgemeinheit zu lösen sei. Schwärmen die Angehörigen eines Volkes zur Honigsuche aus, so wird die Arbeit nach festbestimmten Grundsätzen geregelt, derart, daß die Honigausbeute in der kürzesten Zeit einen möglichst großen Ertrag liefert. Man sollte annehmen, daß die Tierchen in ihrer Gier nach dem süßen Stoff sich nach Maßgabe des Stocks Bienenkorb seit. Die Tiere wurden bei dem Ausbau ihrer Behausung durch die Fremdkörper behindert, mithin mußten diese beseitigt werden. Um die Drahtstückchen aus dem Wachs herauszuziehen, fehlte den Tierchen die Kraft. Also nagten sie das Wachs ab, bis die Drähte sich lösten und auf den Boden des Korbes fielen. Aber auch dort türmten diese Fremdkörper noch. Man schleppte sie daher vor das Flugloch, dann stellten sich fünf bis sechs Bienen sinnig des Drahtes in gleichen Abständen auf, packten ihn und — ohne das der Beobachter festzustellen vermochte, wer den Befehl gab — erhoben sich alle gleichzeitig in die Luft, um das störende Stück Metall draußen fallen zu lassen!

Die geschilderten Beobachtungen eines ernsten Forschers liefern den unwiderlegtlichen Beweis, daß die Bienen nach gemeinsamem Plane zu handeln wissen.

Durch singenden Sand, dessen Ton desto leiser wurde, je mehr Feuchtigkeit in die Luft kam, wanderte man zu den Brunnen von Schanna, dem südlichsten Punkt der Reise. Nach langem Hin und Her setzte Philby seinen großen Plan durch: westlich einzubiegen und die Reise durch den fünfhundertfünfzig Kilometer breiten, vermutlich wasserlosen, unbekannten Teil des Leeren Quartiers zu wagen. Man schickte die Lastliere vor. Nach vier Tagen erblickte man sie in der Nähe des vereinbarten Treffpunktes. Die Zelte waren in der Mittagsstunde aufgeschlagen, das verhieß nichts Gutes: erschöpfte Kamele ruhten in ihrem Schatten. Nun wurde, gegen Philbys Ansicht, beschlossen, die Durchquerung des unbekannten Teiles der südarabischen Sandwüste vorläufig aufzugeben und zur nächsten Quelle, Maifa, zurückzukehren. Nun glaubte Philby, er würde es nimmermehr schaffen. Man marschierte zurück; dieser Teil der Wanderung war der traurigste.

Am Morgen des 2. März wurde Philby von Regentropfen geweckt, die an seine Zeltwand schlugen. Tagelang jagten schwarze Wolken über den Himmel, Wirbelstürme fegten durch die Bodenmulde, drohten die Zelte davonzutragen und die Geräte von den Zelten unter Sand zu begraben. Dennoch war man guter Dinge. Man beschloß, die Lastliere nordwärts nach Rijadh zurückzusenden. Eine kleinere, leicht ausgerüstete Partie sollte mit allen verfügbaren Wasserschläuchen die ostwestliche Durchquerung des Leeren Quartiers noch einmal zu versuchen.

Aus elf Männern, fünfzehn Kamelen und einer Hündin bestand die Partie, die Sulaijil erreichen wollte. Sie sollte sich ausschließlich von Datteln ernähren, denn zum Reiskochen reichte der Inhalt der vierundzwanzig Wasserschläuche nicht. Drei Tage lang marschierte man im Schatten der schwarzen Wolken, gelegentlich erfrischt von Regenschauern. Am vierten Tage hatte sich der Sturm gelegt, aber es wehte noch eine kühle Brise. Am Abend dieses Tages erreichte man den Punkt, wo man vor zehn Tagen traurig den Rückzug angetreten hatte. Tags darauf brachen die Weidestreifen plötzlich ab, und die Sonne brannte wieder mit ganzer Kraft auf den Rücken. Nun betrat man den großen Kieselgürtel Sahma, der ebenso kahl und leblos wie der Sand war; auch die letzten Raben waren verschwunden. Man legte vergeblich Gewaltmärsche ein, um so bald wie möglich zu Wasserlöchern zu kommen, vom sechsten Tage standen die Tiere erschöpft da, nicht einmal von der Sehnsucht nach Futter getrieben, und sahen melancholisch zu, wie die Menschen im armseligen Schatten eines schwarzen Strauches, am Feuer aus feinen dürren Reisern, Kaffee kochten. Man war in der Mitte der unerlosten Wüste, der nächste Brunnen war 820 Kilometer entfernt, und so hing alles von den Kamelen ab. Man hatte sich dem Schicksal in die Hand gegeben, und Philby empfand es mit einer Art Genugtuung, daß ein zweiter Mißzug jetzt unmöglich war.

Der 11. März war ein entscheidender Tag. Von einer Sandwelle blickte man auf einen Kieselozean, genannt Abu-Bahr, „der Vater des Meeres". Mit zusammengebissenen Zähnen marschierte man, beinahe ohne Rast; über eine vollkommen kahle und merkwürdig glatte und ebene Kieselfläche. Am Nachmittag des folgenden Tages erblickte man die schwarze Linie des Hochlands von Tuwaich, des Rückgrats der arabischen Wüste, in dessen Falten das Ziel lag, Sulajil. Tierleben stellte sich ein. In der Nacht zum 14. März lagerte man im Dickicht am Wadi Dawasir, es blitzte und donnerte, als applaudierte der Himmel zum Erfolg. Am nächsten Morgen aber erschien ein Trupp Frauen mit drohend erhobenen Stöcken — sie waren indessen nur fürs Herdfeuer gesammelt worden — und geleiteten die Wanderer im Triumph zu ihren Wohnstätten. Der Schulze von Sulajil schlachtete das fetteste Kalb zu Ehren der Männer, die zum erstenmal das Leere Quartier bezwungen hatten; es war ein ausgewachsener Hammel.

Ernst Lorsy.

Aus fernen Zonen

Der zwölfte weiße Fleck von der Landkarte getilgt:

Das arabische Sodom

90 Tage Wüstenritt durch unentdecktes Land

London feierte vor kurzem H. St. John Philby, der die größte südarabische Sandwüste im März dieses Jahres in ostwestlicher Richtung als erster durchquert hat. Im Januar 1931 hatte sie Bertrand Thomas, gleichfalls ein Engländer, in südnordlicher Richtung bezwungen. Damit verschwindet endgültig der zwölfte weiße Fleck von der Erdkarte, der ein unbekanntes Land von der halben Größe Deutschlands bezeichnet hat.

Mit 19 Arabern, hauptsächlich aus dem Murra-Stamme, und 32 edlen Kamelen aus der Umanija-Masse brach Philby ins Nichts auf. Von den Dulaichija-Quellen ging es zunächst östlich durch die Wüste Dschafura und durch das Land Dschiban bis zur Bahrain-Bucht am Persischen Golf. Nachts gefror das Wasser in den Schläuchen. Am vierten Reisetage begann der mohammedanische Fastenmonat; Philby hielt ihn gewissenhafter ein als seine Genossen: eine Stunde vor Sonnenaufgang nahm man die Hauptmahlzeit, Reis, oder Reis mit Datteln; Dazu zwei Tassen Tee und einen Kopf warme Kamelmilch; davon ließ sich ganz gut leben. Von der Bahrain-Bucht ging es in südwestlicher Richtung. Von Bir Fadhil wandte man sich dem Süden zu. Plötzlich zog ein langgezogener weißer Fleck die Aufmerksamkeit der Karawane auf sich: ein Kieselstreifen im Sand. Sofort sprang alles von den Kamelen, und alle Hände zusammelten Süßwassermuscheln und Feuersteinegräte. Es muß hier einst ein See oder ein Flußbett gewesen sein, und die Urväter hatten wohl dem Wild auf, das zum Abendtrunk herkam.

Muscheln und Geräte wurden gesammelt, und die Fachmänner in London studieren sie noch immer, um ihr Alter festzustellen, aber die Wanderer waren unwiderstehlich vorwärts in die Wüste, östlich, in der Richtung von Babar, wo sie die Schlüssel zu zwei Geheimnissen suchten.

Hier irgendwo sollte jene geheimnisvolle, versunkene Stadt liegen, von der die Wüstenbeduinen immer wieder erzählen und die Thomas vergebens gesucht hatte, ferner ein riesiger Eisenblock, „groß wie ein Kamel". Nach einem langen, beschwerlichen Marsch war man endlich in unmittelbarer Nähe des Punktes angekommen, wo die alte Stadt gesucht wurde.

Die Sonne stand schon tief, als Philby, auf eine kleine Sanddüne steigend, hinter der die gesuchten Trümmer liegen mochten, die Szene überblickte. Das erste, was er bemerkte, waren zwei tiefe Erdtrichter, ganz nahe aneinander, Zwillingstrichter. Er lief hin, die Ursache, weshalb erblickt, wie es schien, trug einen Kranz aus irgendeiner schwärzlichen Masse. Es muß Lava sein, sagte er sich mit klopfendem Herzen. Aber dann sind diese Löcher ja Krater, und dann stehe ich auf einem Vulkan! Sofort hatte er Feuer gesehen und eingeäscherte Städte zerstört: Tier und Pflanze, Mensch und Menschenwerk. Hier haben wir es, sagte er sich aufgeregt, da halten wir ihn also in der Hand, den Schlüssel der Sage von der bestraften Sündenstadt. Das Sodom der Wüste ist ein Pompeji der Wüste, und es hat sein Verhängnis, der fein Tod wurde. Das Himmelsfeuer ist erklärt; suchen wir die Sündenstadt!

Seine Leute hatten inzwischen eine Handvoll schwarzer, blanker Kiesel gefunden, die sie für Perlen der Odalisken des bösen Königs hielten, die nur das Himmelsfeuer ein wenig versengt hatte. Den kamelgrauen Eisenblock hatten sie nicht gefunden, nur einen Klumpen von Menschenkopfgröße. Als dieser Klumpen später, samt den schwarzen Perlen, in London untersucht wurde, stellte sich jedoch heraus, daß es sich um größere und kleinere Meteoreisplitter handelte! Dadurch wurde alles klar: die Zwillingstrichter waren nicht Krater, sondern einfache Löcher, die der Meteor bei seinem Aufprallen der Erde gerissen hatte. Die Lava war keine Lava, einen feuerspeienden Berg hatte es nicht gegeben! Und wie erklärte sich die Sage von der Sündenstadt? Das Himmelseisen war ein Meteor! Wer den Sturz eines glühenden Meteors auf die Erde erlebt und überlebt hatte, der, meint Philby, darf wohl sagen, Gottes strafende Hand gesehen zu haben, und — wird man hinzufügen dürfen — berstelle Mann kann in seiner Vision, die ein Meteor entzündet hatte, auch eine Sündenstadt erblickt haben, riesenhaft und phantastisch, wie ihre Strafe war. Der Meteor, meint Philby, könnte irgendwo in den Sandwellen um Mabar begraben liegen, mit dem sich die zerrissenen Lehmmauern des arabischen Sodom vermischen, aus dem seine Einwohner in hellem Schreck geflohen waren.

So brannte Coney Island

Erstes Originalbild von dem Riesenbrand, der vor einigen Tagen einen großen Teil des Newyorker Vergnügungsviertels vernichtete. Gegen das Flammenmeer wurde, wie erinnerlich, fast die gesamte Newyorker Feuerwehr, das sind mehrere tausend Mann, eingesetzt. Der Schaden ist außerordentlich hoch. Wie durch ein Wunder ist jedoch keiner der unzähligen Besucher des Vergnügungsviertels zu Schaden gekommen.

Dampfende Insel im Nordmeer

Sommerreise im Land des heißen Bodens

In der warmen Sonne von Reykjavik sitzen die braven Bürger familienweise mit Oopva und Säuglang auf der grünen Wiese vor dem Weltingerdenkmal und futschen Eiswaffeln. Es ist Sonntag. Wir haben Fiske in dreierlei Formen gegessen und wollen jetzt hinausfahren zur „Gryla", der „Hexe", zu gucken, wie der Gesir springt.

Der Wagen ratterte vorbei an den weißen Feldern getrockneter Klippfische, die wie frischgewaschene Hemden hängen. Dort rechts bauen sie an einem Elektrizitätswerk, links liegt die Gedärmefabrik von Heine, Halberstadt, (die guten Heines Würstchen im isländischen Schafdarm!, oh Heimaterinnerung!). Hoppla macht der Wagen über den Lavabrocken — nimmt denn das Lavafeld kein Ende? Auf den spitzen Steinen sitzen die Vögel, die „spuit, spuit" machen. Der Staub fliegt auf von den Sonntagsreitern. Die auf flinken Ponies dahintrabben. Immer wieder eine kleine Farm im Land: Das Betonhäuschen neben den zwei Erdhütten aus Grasfoden, ein paar Schafe und zwei hornlose Kühe. Auf der Wäscheleine die trocknenden Fische, sorgfältig aneinander gereiht. Sonst nur Felsen und Lava, braun und verwittert, mit grauen Moospolstern, und ganz hinten das Meer. Die 87 Serpentinen immer steil abwärts — und wir sind an der Gryla.

Vor dem Holzhaus mit dem spitzen isländischen Dach drängen sich Fräuleins und junge Herren in Matrosen. Es wird viel gelacht, und man sieht die schlechten Zähne, soweit sie nicht schon durch ein Gebiß ersetzt sind. Schade. Puder und Lippenstift können diesen Mangel nicht ganz verdecken. Der ganze Platz ist vollgestopft mit Ponies, Schwanz an Schwanz angebunden stehen sie zu Hunderten zusammen. Ihre struppigen Mähnen stehen borstig in die Höhe, die Stirnhaare fallen lang über die Augen. Jetzt kommt Bewegung in die Masse: „Gleich wird sie springen." — „Warten Sie auch schon so lange?" — „Schon seit zwei Stunden." — „Weiß Euch, sonst bekommt ihr keinen guten Platz!" Durch Staub, über Lavasteine tappen wir hinüber. Der stacheldrahtumzäunte, viereckige Platz hinter der Felsnase ist schon von Neugierigen umringt. Alle starren in das etwa dreißig Zentimeter große Wut jwei Kronen in der Tasche landete ich in Reykjavik. Als Hafenarbeiter fing es an, dann habe ich alle Berufe durchprobiert, bis ich auf die Idee kam, den natürlichen Reichtum Islands, die heißen Quellen, auszunutzen. Ich brauchte nichts weiter, als meine Gläubiger in die warme Erde zu setzen. Und nun haben die Isländer etwas Farbiges, etwas zum Frohwerden. Auch meine Bücher habe ich hier: Ausssich, französisch, deutsch, englisch, dänisch, isländisch, alles was das Herz begehrt. Hier bin ich König."

Der Knirps springt plötzlich von seinem Amt auf: „Kommen Sie mal schnell mit. Beinahe hätte ich das Brot vergessen. Es muß schleunigst raus".

Das Brot? Er nimmt einen Spaten und geht voran. Fünf Meter von der Erdhütte entfernt sticht er ein. Die Erde dampft! 90 Grad. Einen halben Meter tief, dann kann er nicht mehr mit den Füßen in dem heißen Loch stehen, er tritt von einem Bein aufs andere, hüpft heraus, verbrennt sich die Sohlen. Ein Sack kommt zum Vorschein. Darin ein Eimer. Er öffnet: Schwarzes, dampfendes Brot. Es riecht wie frischer Pumpernickel.

„Es ist durch und durch gar. Der Teig wird einfach 24 Stunden vergraben — und hier haben sie das Resultat. Es ist zwar mehr gekocht als gebacken. Aber wie soll man sonst backen? Wo keine Wälder wachsen, da gibt es auch kein Holz. Der Schafdung allein reicht nicht. Und warme Erde haben wir ja genug."

Dann verabschieden wir uns. Es ist bereits Abend geworden, aber noch ganz hell — eine glanslose, unwahrscheinliche Helligkeit. Wie unheimlich auf einmal die hohen, dunklen Lavakante ringsum. Ueber dem Graben an der heißen Quelle von Laugarnes zieht ein weißer Nebelstreif herauf. Morgen waschen dort die Frauen wieder ihre Wäsche in dem heißen Wasser.

Else Fanter.

Unser täglich Salz

Das Salz und seine Gewinnung

Seit dem 16. Juli 1932 ist die neue Salzsteuer in Kraft. Damit hat der Fiskus seine Hand auf einen Bedarfsartikel unseres täglichen Lebens gelegt, der sicher zu den unentbehrlichsten gehört. Salzsteuern waren seit jeher eine beliebte Einnahmequelle des Staates, weil sie die beständigste Steuerquelle sind, die man sich denken kann. Alle anderen Verbrauchssteuern können zurückgehen, da sich erfahrungsgemäß bei zunehmender Verteuerung der Verbrauch vermindert. Auf das Salz jedoch kann der Mensch nie und nimmer verzichten.

Der Salzbedarf des Menschen wird durch die Zusammensetzung seines Körpers begründet. Es ist bekannt, daß der menschliche Körper zum größten Teil aus Wasser besteht, genau zu zwei Dritteln. Es ist jedoch kein

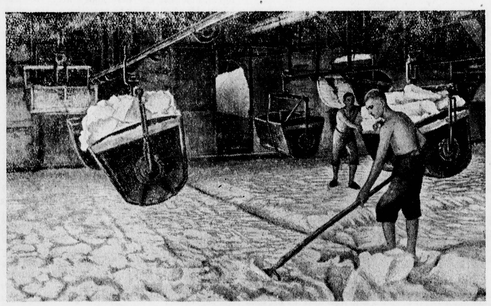
Auskrücken des Salzes aus der Siedepfanne in einem Salinenbetrieb

reines Wasser, wie etwa unser Trinkwasser, sondern Salzwasser. Es enthält zu einem Prozent verschiedene Salze, an erster Stelle Chlornatrium (unser Kochsalz), dann aber auch Kalium-, Magnesium- und Kalziumchloride. Einen Beweis für den Salzgehalt des Körperwassers sind die Tränen und das Blut. Beide schmecken salzig. Damit sich nun das Körperwasser nicht mit der Zeit verdünnt, ist jeder Mensch gezwungen, Salz zu sich zu nehmen.

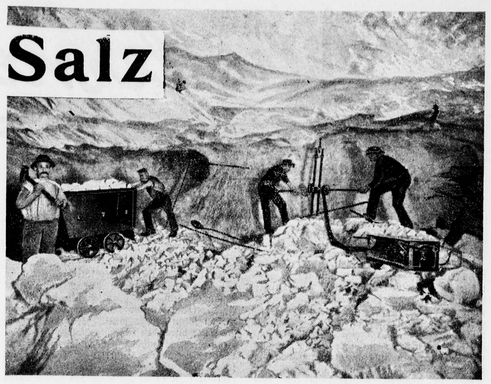
In Deutschland beträgt der Salzverbrauch etwa 15 Pfund je Kopf und Jahr. Wird diese Menge verringert oder wird die Salzzufuhr ganz aufgehoben, so stellt sich mit der Zeit ein Salzhunger ein, der jeden anderen Hunger an Heftigkeit übertrifft und der zu Krankheit, ja selbst zum Tode führen kann. Erinnert sei nur an ein Beispiel aus den spanischen Eroberungszügen in Südamerika. Als Cortez die Azteken nicht mit Waffengewalt besiegen konnte, schnitt er sie vom Meere ab. Die Salzblockade wirkte hier mit derselben unfehlbaren Sicherheit, wie etwa die Hungerblockade während des Weltkrieges. Eine merkwürdige Leidenschaft beobachtet man auch in Afrika bei Negerstämmen, die im Innern dieses Erdteils hausen. Wenn Angehörige solcher Stämme zur Küste kommen und hier Salz angeboten erhalten, so schöpfen sie daraus soviel, als sie in die hohlen Hände fassen können und verzehren es mit einer Gier, die nur der Verdurstende kennt, wenn ihm ein frischer Trunk gereicht wird.

Bei der Untersuchung des Salzgehaltes unseres Körperwassers stoßen wir auf einen merkwürdigen Zusammenhang. Es enthält nämlich genau die gleichen Bestandteile wie das Wasser des Meeres. Unser Körperwasser ist Seewasser, ein Beweis mehr für die kühne Theorie, daß alles Leben aus dem Meer seinen Ursprung genommen hat. Und es ist durchaus kein Zufall, daß auch das Meer der große und einzige Salzlieferant des Menschen ist, auch in jenen Fällen, in denen wir das Salz aus dem Innern der Erde herausholen. Woher der Salzgehalt des Meeres rührt, läßt sich unschwer erkennen. Seit Jahrmillionen strömen dem Meere Flüsse zu, deren Wasser man wohl als „süß" bezeichnet, die in Wirklichkeit aber doch eine ganz schwache Salzlösung darstellen. Die Erdrinde enthält sehr viel Chlornatrium, ebenso wie die anderen obengenannten Salze. Diese werden vom Wasser aufgelöst und dem Meere zugeführt. Auf die Dauer gesehen mußten sich im Meere die verschiedenen Salze anreichern, da bekanntlich nur das reine Wasser verdunstet und alle übrigen mineralischen Bestandteile zurückbleiben. Heute enthalten 1000 Gramm Ozeanwasser im Durchschnitt etwa 35 Gramm mineralische Rückstände, die wieder zu drei Viertel aus Kochsalz bestehen. Auch das Salz, das wir heute in Bergwerken vorfinden, ist nichts anderes als solches Meersalz. Man muß sich vorstellen, daß vor Millionen von Jahren das heutige Mitteleuropa von einem gewaltigen Meer bedeckt war, das ein Ring von Gebirgen gegen das Weltmeer abschloß. Da die Verdunstung größer war als der Zufluß, wuchs auch der Salzgehalt dieses Meeres immer mehr, bis sich schließlich die mineralischen Bestandteile des Meerwassers abzusetzen begannen. Ueber diese Salzschicht lagerten sich dann ungeheure Sandmengen ab. Als neues Wasser aus dem Weltmeer einströmte, wiederholte sich dieser Vorgang, so daß wir heute Salze und Salzton wie Schichten einer Torte übereinandergelagert vorfinden.

Dem Vorkommen des Salzes entsprechend unterscheidet man drei verschiedene Arten der Gewinnung. Die erste und ursprünglichste gewinnt das Salz direkt aus dem Meere, die zweite beutet die Salzvorkommen bergwerksmäßig aus und liefert uns das sogen.



Blick in eine Bergsaline



Abbau von Salzen mit Hilfe elektrischer Bohrer

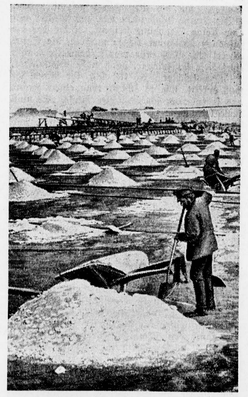
Steinsalz. Eine dritte Art ist der Salinenbetrieb, dem wir das Siedesalz verdanken.

Die Gewinnung des Salzes aus dem Meer ist denkbar einfach und überall dort durchzuführen, wo viele heiße Tage zur Verfügung stehen, also in den südlicheren Breiten der gemäßigten Zone und in den Tropen. Man leitet das Meerwasser in große flache, durch niedrige Dämme abgegrenzte Bassins, die sogen. Salzgärten, in denen das Wasser langsam verdunstet, während sich die Salze am Boden ablagern, und zwar zuerst Gips und Magnesia. Das Wasser wird in weitere Bassins geleitet, wo sich fortschreitend die übrigen mineralischen Bestandteile ablagern, bis in besonderen Kristallisationsbassins das reine Kochsalz übrig bleibt. Es enthält nur noch Chlormagnesium, das jedoch sehr leicht aus dem Salz entfernt werden kann, da es an der Luft sofort feucht wird und in flüssiger Form aus dem Salzhaufen abfickert. Solche Salzgärten bedecken namentlich in den südeuropäischen Ländern riesige Flächen. Sinnreiche Vorrichtungen sorgen dafür, daß das Meerwasser stets zugeleitet werden kann. Zweckmäßigerweise werden die Bassins unterhalb des Meeresspiegels angelegt, oder man richtet es so ein, daß sich die Salzgärten bei Flut mit Seewasser füllen, während Schleusen verhindern, daß das Wasser bei Ebbe entweicht. Diese Art der Salzgewinnung ist natürlich außerordentlich billig. In Indien beispielsweise betragen die Gestehungskosten für 100 Kilogramm Seesalz kaum 20 Pfennig.

Die bergwerksmäßige Gewinnung des Salzes geht so vor sich, daß zunächst einmal in dem älteren festen Steinsalz ein Förderschollen zu den eigentlichen Salzlagern vorgetrieben wird. Der Bergmann sprengt dann einfach die Decke über sich weg. Es entstehen auf diese Weise bis zu 20 Meter hohe „Zimmer", aus denen das gewonnene Salz mit Hilfe von Schüttelrutschen oder Schrappern weggeschafft wird. Ist das Zimmer so hoch geworden, daß die Decke nicht mehr erreichbar ist, so wird aus den alten Steinsalzlagern Versatzmaterial geholt und der Hohlraum bis knapp unter die Decke ausgefüllt. Dann kann von dem neuen Fußboden aus ein neues Zimmer ausgebrochen werden. Daß solche Hohlräume einmal einstürzen könnten, braucht nicht befürchtet zu werden, da das Versatzmaterial im Laufe der Jahre immer mehr aufquillt und schließlich die Hohlräume ganz ausfüllt. Die Hohlräume in den alten Steinsalzlagern dagegen bleiben bestehen. Es sind dies die gewaltigen unterirdischen Dome, die das Auge jedes Besuchers erfreuen und namentlich in alten historischen Bergwerken zu Kapellen, Tanzsälen usw. ausgestaltet worden sind.

Nicht immer jedoch läßt sich das Salz auf solche Weise abbauen. Im Laufe der Erdgeschichte ist es oft genug vorgekommen, daß durch gewaltige geologische Erschütterungen die einzelnen Schichten auseinandergerissen und der Ton mit dem eigentlichen Salz durcheinandergemengt wurde. Solche salzführenden Tonschichten nennt man Haselgebirge. Das darin befindliche Salz kann **nur durch Auslaugen gewonnen werden.** Zu diesem Zwecke werden in das salzhaltige Lager zahlreiche Stollen vorgetrieben und diese mit Süßwasser gefüllt. Nach etwa vier bis sechs Wochen enthält das Wasser etwa 33 v. H. Salz, man nennt es jetzt Sole. Durch die fortgesetzte Auslaugung entstehen natürlich ebenfalls gewaltige Hohlräume. In Hallstatt hat der größte dieser Räume eine Bodenfläche von über 5000 Quadratmeter und ein Fassungsvermögen von 200 000 Hektoliter. Der Boden gleicht einer Gebirgslandschaft mit 4 bis 5 Meter hohen Bergen und tiefen Tälern. Die Sole wird nun in die Sudhäuser geleitet, wo sie in flachen eisernen Pfannen auf etwa 105 Grad erhitzt wird. Hierbei verdampft das Wasser und das zurückbleibende Salz braucht nur noch auf Dörrpfannen, in neueren Betrieben in rotierenden Trommeln, getrocknet zu werden. Ein moderneres Verfahren benützt Vakuumanlagen, in denen die Verdampfung der Sole unter vermindertem Druck erfolgt, so daß die Temperatur niedriger sein kann. Vorher muß allerdings der in der Sole enthaltene Gips beseitigt werden, was durch Einführen von Soda geschieht, wobei sich das Kalzium des Gipses als Kalk abscheidet.

Die Bedeutung des Salzes ist jedoch mit der ausschlaggebenden Rolle, die es in der



Die Arbeiten in den Salzgärten an der Küste

menschlichen Ernährung spielt, nicht erschöpft. Die Technik braucht große Mengen von Salz zur Bereitung von Soda, Chlor und Salmiak, in der Landwirtschaft findet es als Dünger und bei der Viehfütterung Anwendung; die Holzindustrie verwendet es zur Konservierung von Schiffsbauholz und Eisenbahnschwellen, die Lebensmittelindustrie zur Konservierung von Fischen, Fleisch, Butter usw. **Es ist also für uns ein weißes Gold im wahrsten Sinne dieses Wortes.**

Nachdruck verboten

FLUGSCHIFF Ikarus FLIEGT SCHWARZ

ROMAN VON HANS LEHR

7. Fortsetzung

Sah sie nicht tagtäglich, wie die Menschen ihrer Umgebung von ihren Charakteranlagen geleitet wurden?! Da war der Fürst, der seine Leute in ruheloser Energie und keine Rücksichten kennender Hartnäckigkeit auf der Suche nach dem Schatze führte, der als Grundlage zu gewaltigen, das Schicksal von Völkern beeinflussenden Unternehmungen dienen sollte! Da war Leutnant Meinhardt, der sich in seiner Pflichttreue mit unaufhörlichen Selbstvorwürfen peinigte, daß er noch keinen Ausweg aus dieser aufgezwungenen Situation gefunden hatte! Da war Cleff, hämisch, gehässig und mit allen Mitteln daran arbeitend, seinen Willen durchzusetzen! Und da war Iwan ein Mensch, der seit Kindesbeinen kein eigenes Leben hatte, der in seiner Treue und Aufopferungsfähigkeit der Schatten des Fürsten geworden war!

Sie hatte sich wenig Mühe gegeben, damals, Lutzens Wesen zu verstehen. Bei der ersten Gelegenheit, bei der sich eine Verschiedenheit der Anschauungen gezeigt hatte, hatte sie den Bund gebrochen wie man eine flüchtige Bekanntschaft bricht, die man nicht für entwicklungsfähig hält!

Sie gestand sich ein, daß das nicht der Weg war, auf dem man, ohne sich selbst unweigerlich späteren Selbstvorwürfen auszusetzen zu müssen, durch das Leben gehen konnte. Hoffentlich, hoffentlich würde das Schicksal ihr Gelegenheit geben, gut zu machen, was sie zerbrochen hatte! — — —

Fast hätte man Lanna für einen jungen Mann halten können, wenn sie im Sportanzug durch das Flugschiff schritt oder bei Kontrollen gewandt auf den Decks herumkletterte, wenn die Weichheit ihrer Züge sie nicht trotz ihres Ernstes verraten hätte.

Mit sachlicher Strenge zwang sie Dr. Cleff, Distanz zu halten. Sie fühlte, wie sein Wesen allmählich gereizter, entschlossener und bedrohlicher wurde und vermied das Alleinsein mit ihm. Doch sie konnte ihn dadurch nicht zur Aufgabe seiner Taktik zwingen, sie, nachdem seine Anbiederungsversuche mißlungen waren, durch ständiges Herandrängen und unaufhörliches Belästigen mit glühenden Blicken zu zermürben.

Fürst Turanoff und die meisten seiner beim Flugschiff gebliebenen Kameraden besandten sich am Ufer, um zu angeln und mit den gefangenen Fischen eine kleine Abwechslung in das Menü zu bringen. Die wenigen an Bord gebliebenen Russen saßen im Führerraum, in der Funk- und in der Steuerkabine, da klopfte Leutnant Meinhardt leise an Lannas Kabinentür.

„Die Gelegenheit ist günstig, gnädiges Fräulein! Vielleicht können wir jetzt in den Radioraum eindringen?

Lanna nickte und schloß sich ihm sofort an, nachdem sie einen, mit einem Diamanten besetzten Ring an den Finger gesteckt hatte.

Von der linken Tragfläche aus, die vom Ufer abgewandt war, ließ Lanna sich an einem Strick bis zum Bullauge der Radiokabine herunter. Leutnant Meinhardt setzte sich auf das obere Ende des Strickes und suchte mit dem Glase scheinbar interessiert das linke Ufer ab.

Gewandt stemmte Lanna sich gegen die um den ganzen Flugschiffrumpf herumlaufende Mittellinie an; ihr Diamant knirschte über das Glas. Sie griff durch das geschaffene Loch hindurch, öffnete das Fenster und kroch in die Kabine hinein. Leise verschloß sie das Fenster wieder, und dann stand sie mit einem Satz vor dem Mikrophon, und mit einem Druck auf den Knopf hatte sie den Strom eingeschaltet.

Hastig wollte sie in das Mikrophon hineinsprechen, da verschloß eine Hand ihr von hinten her den Mund, gleichzeitig legte sich ein Arm um ihren Körper.

Bestürzt wandte sie sich um und blickte in das vor Erregung glühende Gesicht Dr. Cleffs, den sie nicht hatte eintreten hören.

Er umspannte ihre Hüften, und ein hämisches, triumphierendes Lächeln spielte über sein Gesicht.

„Sind wir endlich einmal allein, schöne Spröde?! — Du glaubst nicht, wie heiß ich diesen Augenblick ersehnt habe!"

Er beugte sein Gesicht näher auf das ihre herab; sie spürte schon seinen Atem, da riß sie sich mit gesammelter Kraft los und versetzte ihm einen Stoß vor die Brust, daß er rückwärts taumelte; blitzschnell bückte sie sich danach und rannte mit gesenktem Kopf gegen seinen Magen an, so daß er, ehe er sich vom ersten Stoß hatte erholen können, zusammenklappte und umfiel.

Lanna lauschte. Oben erklangen eilige Schritte; man mußte die Geräusche des kurzen Kampfes wahrgenommen haben.

Entschlossen packte sie den Bewußtlosen am Kragen und zog ihn aus der Kabine hinaus; ebenso schnell eilte sie noch einmal vor das Mikrophon und rief „Lanna Rhomberg!" hinein. Dann zog sie den Kabinenschlüssel ab und steckte ihn zu sich.

Sie atmete noch erregt, als zwei russische Ingenieure und Iwan herbeigelaufen kamen.

„Was war das?! — Hat Dr. Cleff Sie belästigt?!"

Lanna nickte, nach der Erregung von plötzlicher Erschöpfung überwältigt.

„Und Sie haben ihn mit Jiu-Jitsu knockout geworfen, Fräulein Doktor! — Bravo! Das nenne ich tapfer sein!"

Iwan beugte sich über Dr. Cleff, der langsam ins Bewußtsein zurückkehrte. Das gutmütige Gesicht des Dieners war entstellt vor Empörung und Zorn. Er zog die Knute aus dem hohen Stiefel und hieb auf den noch am Boden Liegenden los, wohin er gerade traf.

„Bravo, Iwan! — Schlag zu! — Ein Lump kann nicht genug Prügel bekommen!"

Lanna wandte sich ab.

Fürst Trusanoff betrat den Flur; sofort kam er herbeigeeilt.

Iwan ließ die Knute sinken, sah seinem Herrn aber entschlossen entgegen, bereit, jeden Tadel auf sich zu nehmen.

Einer der Ingenieure berichtete kurz.

Sofort stieg die Röte des Zornes ins Antlitz des Fürsten; in leidenschaftlicher Heftigkeit fuhr er Dr. Cleff an:

„Herr, wie können Sie es wagen, eine Dame anzugreifen, eine Dame, die unter meinem Schutze steht?! — Nicht genug damit, daß Sie Ihrem Chef die Pläne des „Ikarus" gestohlen haben, wagen Sie es auch noch, sich in einer solchen Weise zu benehmen?! Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen für die Zukunft das Handwerk gelegt bleibt! In den Kielraum mit ihm! — Ich will niemand mehr zumuten, seinen Anblick weiterhin ertragen zu müssen!"

Dr. Cleff wollte sich noch wehren, wollte auf den Radioruferspruch Lanas hinweisen, doch die empörten Ingenieure und Iwan ließen ihn nicht zu Worte kommen. Sie öffneten die Luke und zwangen ihn, in den Kielraum hinabzuspringen.

Lanna hörte kaum die inständigen Bitten und Entschuldigungen des Fürsten.

Also doch! — Dr. Cleff war es gewesen, der die Pläne gestohlen hatte — nicht ihr Vater, nicht Lutz! —

31

Tag für Tag hatten Hermann Fahrensoll, Lutz Hartner und Maximiliane von Eib vor dem Radiolautsprecher gesessen, ohne daß er auch nur einen Ton vermittelt hätte. Allmählich war Wieland Rhombergs Antlitz blaß und blässer geworden. Oft war er mehrmals in der Stunde gekommen, um sich mit hoffnungslosem Blick davon überzeugen zu müssen, daß tatsächlich keine Meldung eingegangen war; zuletzt blieb er im Zimmer, zerbrochen, apathisch, in düsterem Schweigen.

Auch Lutz Hartners Antlitz hatte sich verdüstert, doch trotz der auch auf ihm lastenden Sorge leitete er in hartnäckiger Energie das Werk in Wieland Rhombergs Vertretung; auch er brachte jeden freien Augenblick im Radiozimmer zu.

Maximiliane von Eib bemühte sich, ihre schmerzliche Anteilnahme, die sie oft in Tränen ausbrechen ließ, nicht erkennen zu lassen.

Hermann Fahrensoll zermarterte sich den Kopf nach einem Weg zur Aufhellung des Rätsels.

Weiter verrann Tag um Tag; der Lautsprecher blieb still.

Wieder waren die vier Wächter versammelt. Schwerer als früher lastete die Depression auf ihnen; unausgesprochen erfüllte der Gedanke die Atmosphäre: Ob nicht doch ein Unglück geschehen ist?! Wird Lanna überhaupt noch unter den Lebenden weilen?

Da! — War das nicht Dr. Cleffs Stimme?!

Alle sprangen wie hochgeschleudert von den Stühlen.

„Sind wir endlich einmal allein, schöne Spröde? Du glaubst nicht, wie heiß ich diesen Augenblick ersehnt habe!" Undeutlich leise, aber doch verständlich, klangen die Worte aus dem Lautsprecher heraus. Geräusche wie von einem kurzen Kampf folgten, ein schwerer Fall, dann klar und deutlich der Name „Lanna Rhomberg!", gesprochen von Lannas Stimme!

„Lanna, Kind!" Wieland Rhomberg eilte auf den Lautsprecher zu.

„R—uhe! — Bitte, bitte Ruhe!" baten Hermann Fahrensoll und Lutz Hartner; mit vor Erregung wild schlagenden Herzen standen sie vor dem Lautsprecher, der ihre Bilde auf sich zwang, als müßte aus ihm heraus im nächsten Augenblick Lanna Rhomberg erscheinen.

Maximiliane von Eib umschlang resolut den Hals Wieland Rhombergs, küßte ihn und flüsterte ihm ins Ohr:

„Lanna lebt, lebt! — Aber still sein, still sein jetzt!"

Wie aus weiter Ferne erklang das Geräusch eines Schlüssels, der im Schlosse umgedreht wurde; leise, durch die Türe in ihrer Tonstärke abgeschwächt, aber offenbar in der Erregung ausgesprochene russische und französische Worte folgten, dann vielfaches Klatschen wie von Hieben und empörte und zornige russische Laute.

Hermann Fahrensoll lauschte in schärfster Aufmerksamkeit, bis wieder die Stimme Dr. Cleffs laut wurde, die Geräusche sich mehr und mehr entfernten und Stille eintrat.

„Sie leben!" — Ein vierfacher Jubelruf erfüllte das Zimmer bis in den letzten Winkel hinein. Mit Tränen in den Augen umarmte Wieland Rhomberg einen nach dem andern. Lutz Hartner sah ihm schwer atmend in die Augen; er war der einzige, der in den hellen Jubel nicht rückhaltlos einzustimmen vermochte.

Maximiliane umschlang Hermann Fahrensolls Hals, küßte ihn und sah ihm tief in die Augen; verwirrt erwiderte er ihren Blick.

„Dummer Papi!" Maximiliane stieß ihn in die Seite. „Ich freu mich doch so!"

„Ich auch, ich auch, Kind!" erwiderte Fahrensoll noch ganz benommen von dem herzhaften Kuß und tiefen Blick.

„Was mag da geschehen sein?" fragte Lutz Hartner bedrückt.

„Ich habe Wort für Wort, sowohl im Deutschen als auch Russischen und Französischen verstanden! erwiderte Fahrensoll. Er stellte den ganzen Vorgang dar, wie er sich in Wirklichkeit abgespielt hatte „Die Entführer sind also die Russen!" setzt er hinzu.

„Sie sprechen mit Lanna französisch, da sie wohl kein Russisch versteht!"

„Dieser Lump!" fuhr Lutz auf. „Ein Glück nur, daß noch andere, anständige und auch scheinbar sehr energische Männer an Bord waren!"

„Und Prügel hat er gekriegt!" fiel Maximiliane befriedigt ein. „Die hat er verdient! Es waren ihrer für seine schmutzige Gesinnung sicher noch viel zu wenig!"

„Doktor Cleff der Einbrecher?!" Bekümmert schüttelte Wieland Rhomberg den Kopf. „Nie und nimmer hätte ich das geglaubt! — Wie habe ich ihm vertraut! — — Aber lassen wir das alles! Freuen wir uns, daß wir eine Nachricht von Lanna erhalten haben! Freuen wir uns der Gewißheit, daß sie lebt! — Und hoffen wir, daß sie uns bald weitere Nachricht geben wird!"

„Aber geheimhalten — Unbedingt geheimhalten! Wenn die Reporter davon erfahren, funken sie darüber an die Zeitungen in allen Erdteilen! — Die Gefahr ist zu groß, daß die Entführer des „Ikarus" eine solche Meldung auffangen und daraus entnehmen können, daß Lanna eine Möglichkeit gefunden hat, uns durch Radio Nachricht zu geben!"

Alle stimmten zu.

„Zweifellos war der Kommandeur ein Russe! Merkwürdig, mir ist, als hätte ich diese energische Führerstimme schon irgendwo einmal gehört! Ich werde sehr eingehend darüber nachdenken!" sagte Fahrensoll.

„Und ich werde ein Flugbot zum Auftstieg fertig machen!" setzte Lutz Hartner hinzu.

„Nimm das größte, Lutz, das für vierundzwanzig Personen," bestätigte Wieland Rhomberg.

„Nun Marx, wie denkst du jetzt über den Zufall?!" wandte Fahrensoll sich später lächelnd an Maximiliane von Eib.

„Ich erkenne an, daß du recht hattest, Papi!" antwortete sie gedehnt.

„Und worin besteht meine Belohnung?" Maximiliane erötete unter seinem lustigen Blick und sah zur Seite.

„Ich möchte gern noch so einen Kuß haben wie vorhin Marx!"

Ueber Maximilianes Antlitz erschien ein glückliches Erröten, dem jedoch sogleich ein schmerzliches Zucken und ein Erbeben ihres Körpers folgten.

„Nein, so nicht!" erwiderte sie zornig und eilte aus dem Zimmer hinaus.

Verblüfft sah Fahrensoll ihr nach.

„Kann?! — Was war das?! — fragte er sich selbst.

„Verstehe einer diese Frauen" wollte er wieder, wie sonst immer, hinzusetzen, aber dann stutzte er.

Er tippte sich an die Stirn.

„Freund, Freund!" redete er sich in den Spiegel hinein zu. „Mit Frauenherzen spielt man nicht! — „Merk dir das, daß Marx ein junges Weib, eine junge Dame und ein so reizender und lieber Mensch ist und meinem Herzen so nahe steht, daß ich nicht dulden werde, daß man ihr wehe tut! — Für Scherz und auch für Ernst bist du zu alt ihr gegenüber! Du hast nichts anders als ein korrekter Papa zu sein! Merk dir das, alter Freund, sonst kriegst du es mit mir zu tun!"

32

Kurz nacheinander kehrten die Gruppen Doglow und Gubin zurück, die den Oberlauf des Chatanga abzusichern gehabt hatten. Schon an den Mienen der Männer war zu erkennen, daß ihre Expedition keinen Erfolg gehabt hatte.

„Sollen alle unsere Bemühungen und Opfer vergeblich gewesen sein?" — In erbitterter Hartnäckigkeit mag der Fürst den Führerstand und den langen Flur im Rumpf des „Ikarus", hin und her, und her und hin. Wir können unmöglich den Chatanga mit einem anderen Flusse verwechselt haben! — Es kann nicht sein! — Es darf nicht sein!"

Niemand wagte sich mehr in die Nähe des Fürsten, der sich grollend fast aufzehrte in

Gipfel in Nacht

Des Berges Gipfel winkte nah
Unter dem blauen Sterngewölbe.
Nun steh in Wolkennacht ich da,
Mein Schutzlicht nur, das dunstig gelbe,
Hellt matt die Steige mir empor
Den Weg, den kaum ich noch erspähe;
Die Erde unter mir, die sähe,
In Dunst und Dunkel sich verlor.

Und zwischen Erde, Himmel nun
Streb ich hinan mit letztem Lichte,
Die Stufen prüfend in den Schuhn
Und tastend in die rechte Richte,
Nichts als das dunkle Weltenall
Um mich, und stumm, als ob es schliefe,
Nur unter mir in hohler Tiefe
Donnert und tost der Wasserfall.

Christoph Flaskamp

Sonntag in Holland

bohrendem Ingrimm und ohnmächtigem Wehren gegen die harte Wirklichkeit.

Lanna gelang es mehrmals, die Radiokabine unbemerkt zu betreten und den Standort des „Ikarus XI" in den Apparat zu sagen.

Do sie mich hören?! dachte sie jedesmal. Sie müssen mich hören?! denn es ist ja doch undenkbar, daß sie das Empfangsgerät unbeobachtet lassen!

Auch die beiden letzten Kolonnen kehrten zum Flugschiff zurück. Erschöpft und niedergedrückt meldeten auch sie, daß der Schatz nicht zu finden gewesen war.

Aus dem Antlitz des Fürsten wich die Röte der Erregung nicht mehr.

„Ich begreife es nicht! — Wir sahen den Friedhof der Mammuts! — Wir hatten unzählige der schweren Elfenbeingähne in Händen!" wiederholte er immer wieder. „Unmöglich kann man uns zuvorgekommen sein, denn wer hätte in diese verlassene Gegend kommen sollen — wer hätte die Möglichkeit gehabt, den viele Tonnen schweren Schatz abzutransportieren?!"

„Vielleicht war der Schatz tausende von Jahren im Fluß begraben?!" vermutete Doglow, mehr um den Fürsten zu beruhigen, als aus eigener Ueberzeugung heraus. „Vielleicht hatte damals, als der Zufall euch den Mammutfriedhof finden ließ, irgendein Umstand den Fluß einen anderen Weg einschlagen lassen, nach dessen Wegfall der Strom wieder in sein altes Bett zurückgekehrt ist?! Oder vielleicht hat das Flußbett sich inzwischen verbreitert und den Schatz überschwemmt?!"

Der Fürst atmete auf.

„Wir werden das Flußbett abfuchen, Doglow! — Schritt für Schritt werden wir mit Stangen das Elfenbein zu finden wissen.

Doglow schüttelte ernst den Kopf.

„Denke daran, Mischa, daß die Jahreszeit bereits bedenklich vorgeschritten ist! Schau hinaus! — Kaum mehr erscheint die Sonne! Bald werden wir den Winter haben! Unsere Vorräte gehen zur Neige! Wir dürfen die Akkumulatoren nicht erschöpfen, sonst sind wir verloren!"

Heftig fuhr der Fürst auf:

„Wir dürfen die Suche noch nicht aufgeben, Boris! Denke an die Zukunft unserer Bewegung! — Wir müssen den Schatz finden, koste es, was es wolle!"

Doglow salutierte militärisch.

„Mischa! Mich kannst du in den Tod schicken! Ich werde deiner Order ohne Widerspruch Folge leisten! — Doch denke an die Kameraden — fünfzig der treuesten Männer, über die wir verfügen! — Denke an dich selbst, denke daran, daß unsere Bewegung den Führer verlieren wird! — Erinnere dich auch Lanna Rhombergs und der Besatzung, in deren Schicksal du eingegriffen hast und für die du verantwortlich bist! — Und denke auch an die Fürstin Vera Lisaweta Trufanoffa, die sich längst in der Sorge um dich verzehren wird!"

Ueber das Antlitz des Fürsten flog ein schmerzliches Zucken; Tränen traten in seine Augen.

Er umarmte Doglow.

„Verzeih, verzeih, mein Freund, daß ich an dies alles nicht denke, jetzt noch nicht denken kann! Ich werde mich darum erinnern, aber ich bitte dich, Borris, alter Freund, laß mich jetzt nicht im Stich, verliere jetzt nicht die Nerven! — Wir müssen, wir müssen ja doch den Schatz finden!"

Er stampfte den Boden und ballte die Fäuste.

„Boris!" wiederholte er laut und heftig, „wir müssen ihn finden, den Schatz! Wir müssen ihn finden!"

Der ehemalige Rittmeister richtete die schmale Gestalt hoch auf und salutierte militärisch, doch sein Gesicht zuckte noch immer vor Erregung und Sorge — um die anderen, sicher nicht um sich selbst.

„Zu Befehl! Mischa! Wir müssen den Schatz finden!"

33.

Endlich war Hermann Fahrensoll darauf gekommen.

„Die Stimme war diejenige des Fürsten Trufanoff! Kein anderer kann es gewesen sein, ich täusche mich nicht!"

Er berichtete über sein Erlebnis in Paris, und am gleichen Tage noch flog er in einem Flugzeug dorthin.

Die Wohnung über dem „Bunten Kakadu" war verschlossen; niemand antwortete ihm. Glücklicherweise erinnerte er sich der einmal vom Fürsten erwähnten Adresse der Fürstin, die eine stille, etwas abgelegene Villa in der Nähe des Bois de Boulogne bezogen hatte.

Sofort erkannte die ernste und schöne Frau ihn wieder.

„Ich habe es bedauert, daß ich Sie damals nicht mehr sah und Ihnen nicht einmal danken konnte für Ihr tapferes und erfolgreiches Eingreifen und auch für die schönen Blumen, die Sie mir am Tage darauf sandten, Herr Fahrensoll!"

Fahrensoll wehrte lächelnd ab und fragte geradewegs nach dem Fürsten Trufanoff.

Die Fürstin antwortete zunächst mit befangenem Blick, als ahnte sie, daß es sich um eine Angelegenheit handelt, die sich gegen die Person des Fürsten richtete; erst nach einer Weile sagte sie unsicher:

„Ich weiß es nicht, wo er sich aufhält. Herr Fahrensoll! Vor einigen Wochen verabschiedete er sich von mir mit der Mitteilung, daß er für längere Zeit ins Ausland reisen müsse."

Fahrensoll nickte bestätigend, berichtete über das Geschehene und legte auch offen seine Vermutung dar, daß er annehme, der Fürst habe den „Ikarus XI" entführt.

Erschreckt lauschte die Fürstin; je länger er sprach, desto stiller und niedergedrückter wurde ihr Wesen. Schließlich nickte sie zustimmend und resigniert.

„Nach dem Gehörten bin ich auch überzeugt, daß Fürst Trufanoff die Hand im Spiele hat! Ich möchte fast sagen, daß ich keinen Menschen kenne, dem ich diesen Streich mehr zutrauen würde als ihm!"

Fahrensoll blickte ihr in herzlicher Aufrichtigkeit in die Augen.

„Ich habe damals freundschaftliche Sympathie für den Fürsten gefaßt, Durchlaucht! Allein aus diesem Grunde habe ich davon abgesehen, ihn unter seinem Namen funkentelegraphisch anzurufen. — Ich kann mir nichts anderes mehr denken, als daß er aus irgend einem, von seinem Standpunkt aus sicher gewichtigen Grunde, nach Rußland oder Sibirien geflogen ist. Hätte ich aber unter seinem Namen an ihn gefunkt und ihn erlucht, den „Ikarus" und die Gefangenen zurückzugeben, so wäre ein solcher Funkspruch sicher von russischen Stationen abgehört worden; eine Stunde danach wäre die Kriegsluftflotte alarmiert und auf der Suche nach ihm gewesen!"

Totenblaß und wankend erhob sich die Fürstin.

Um Himmels willen, Herr Fahrensoll, tun Sie es nicht! Ich bitte Sie darum! Ich flehe Sie an! Ich beschwöre Sie, tun Sie es nicht, solange nicht alle anderen Mittel erschöpft sind!"

Fahrensoll schüttelte beruhigend den Kopf; die Sorge der Fürstin erschütterte ihn.

„Gewiß werde ich es nicht tun, Durchlaucht!"

„Dank, Dank, Herr Fahrensoll! Doch sagen Sie es mir: Was haben Sie vor? Was gedenken Sie zu tun?"

„Zunächst will ich noch abwarten, bis der Aufenthaltsort des „Ikarus XI" festgestellt worden ist, Durchlaucht; dann werde ich mit meinen Freunden dorthin fliegen und mit dem Fürsten ein vernünftiges und sehr ernstes Wort reden müssen!"

„Bitte, Herr Fahrensoll, bitte, bitte nehmen Sie mich mit!"

„Ich danke Ihnen, Durchlaucht! — Ihr Einfluß auf den Fürsten wird uns beim Bemühen, ihn zur Vernunft zu bringen, sicher sehr nützlich sein!"

*

Schon beim Verlassen des Flugzeuges auf dem Landeplatz der Rhombergwerke wurde Fahrensoll von Wieland Rhomberg und Maximiliane von Eib mit Jubel begrüßt.

„Lanna hat wieder gerufen! — Was meinst du, wo „Ikarus XI" und sie stecken? Du ahnst es nicht!" bestürmte Maximiliane ihn sogleich.

Fahrensoll machte die Fürstin Trufanoffa bekannt und fragte danach interessiert:

„Na, wo denn, Kind?! Reden, reden!"

„Achtundsechzig Grad vierzehn Minuten sechsundvierzig Sekunden nördlicher Breite und hundertzwei Grad einunddreißig Minuten und siebzehn Sekunden östlicher Länge, auf dem Chatanga, einem Fluß, der durch Nordsibirien ins nördliche Eismeer fließt!"

„Hurra! — Damn kanns ja gleich losgehen!"

„Aber ich darf mitfliegen, Papi?!"

„Das müssen wir uns erst noch überlegen, Kind! — Es handelt sich um keinen Vergnügungsausflug, sondern um eine sehr, sehr ernsthafte und anstrengende Expedition!"

Maximiliane verzog den Mund zum Schmollen.

„Ich werde mich allen Anforderungen bestimmt gewachsen zeigen, Papi! — Außerdem bin ich nicht schwer, so daß mein Gewicht nicht ausschlaggebend sein wird! — Und schließlich und endlich könnt ihr mich doch auch als Reservepiloten betrachten!"

Fahrensoll schmunzelte. Es war nicht zu befreiten: Mark war ebenso hübsch wie intelligent und ein Mensch, den man mit jedem Tag lieber gewinnen mußte, wenn man sich selbst ihm gegenüber auch schon ein bißchen als alter Knabe vorkam. Und, merkwürdig, Mark gegenüber verlor er jedesmal seine ruhige Sicherheit; so oft er sich auch schon vorgenommen hatte, korrekt zu bleiben, ertappte er sich doch immer wieder bei Neckereien, die ihm über die Rechte und Pflichten eines Vierpapas hinauszugehen schienen.

„Na, dann sprich mit Vetter Lutz, Kind! — Mir soll es recht sein! — Aber wehe, wenn du nachher jammerst!" — Er drohte humorvoll mit dem Finger.

„Jetzt verstehe ich den Sinn dieser Entführung des „Ikarus"!" sagte die Fürstin später. „Fürst Trufanoff erzählte mir vor Jahren schon von einem Schatz von ungeheurem Werte, den er vor zehn Jahren bei seiner Flucht aus Sibirien entdeckt habe, den aus dem Lande herauszuschaffen infolge seines Umfanges und seiner Schwere aber unmöglich sei. — Ich atme auf, da ich sehe, daß er sich wenigstens nicht von unedlen Motiven hat leiten lassen, denn er wollte den Schatz sicher nicht für sich bergen, sondern ihn in den Dienst seiner patriotischen Bestrebungen stellen! Ich hätte ihn auch einer unwornehmen Handlungsweise nicht für fähig gehalten!"

„Ich ebenfalls nicht!" — bestätigte Hermann Fahrensoll, „und ich denke, daß ihm lediglich das Gefühl für die Tragweite seiner Handlungsweise abhanden gekommen war, was bei seinem leidenschaftlichen Temperament ja fast zu verstehen ist!"

Nach einer eingehenden Beratung mit Wieland Rhomberg, Hermann Fahrensoll, Piloten und Navigationsoffizieren, die die Expedition mitmachen sollten, entschloß Lutz Hartner sich dazu, statt des urprünglich ins Auge gefaßten Flugbootes ein Landflugzeug auszurüsten, das neben den Rädern auch mit Skilandevorrichtung versehen war, da man bei der vorgeschrittenen Jahreszeit damit rechnen mußte, am Ziel der Reise Schnee und Eis vorzufinden.

Am Abend vor dem zum Aufstieg bestimmten Tag erfolgte ein weiterer Anruf, der alle Hörer in höchste Erregung versetzte:

„Lanna Rhomberg, Chatanga, Nordsibirien! Rhomberg! — Rhomberg! — Hartner! — Hartner! — Frost! — Eingefrorenen! — Schnee! — Lebensmittel rationiert! — Mangel an Winterkleidungen! — Beeilt euch! — Beeilt euch! Hilfe tut dringend, dringend not!!" —

Wieland Rhomberg fiel wieder in seine frühere Gemütsdepression zurück. — —

„Diese Lektion wäre nicht vom Uebel, wenn Lanna und unsere Leute nicht ebenfalls darunter leiden müßten!" — sagte Hermann Fahrensoll in ehrlichem Zorn.

„Wir müssen noch einen Arzt mitnehmen und unsere Apotheke, Winterkleidungs- und Proviantvorräte ergänzen!" — bemerkte Lutz Hartner ernst; wie immer, bemühte er sich, den tiefen Eindruck nicht erkennen zu lassen, den die Nachricht auf ihn gemacht hatte.

Plötzlich wie Lanna Rhomberg hatte auch er in der Zeit seit der Trennung oft und oft in heißen Wünschen darauf gehofft, daß das Schicksal ihm Gelegenheit geben möge, das Versäumte gutzumachen. Seine Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit waren hell aufgelebt, als er hörte, daß Lanna auch noch ihm rief. Sie hatte also vergeben! — Das Bewußtsein vervielfachte seine Energien und trieb ihn zu höchsten Leistungen an.

Wieland Rhomberg konnte sich kaum von den zur Abfahrt bereiten Freunden trennen. Immer und immer wieder umarmte er sie, und im letzten Augenblick erinnerte er noch einmal an die Lanna zu übermittelnden Grüße.

Die Türe des großen Flugbootes war bereits von innen geschlossen worden, und die Mitfliegenden drängten an die Fenster, um zurückzuwinken, da erst kam Fritz Atzinger in wildem Laufe vom Landhause Rhombergs her gerannt. Er fuchtelte mit der linken Hand in der Luft herum; den rechten Arm hatte er um ein Baftgeflecht geschlungen, das einer großen Botanisiertrommel glich.

„Halt! — Halt! — rief er. „Halt, halt! — Ich muß auch noch mit!"

Wieland Rhomberg gab den Ruf weiter. „Wo hast du denn gesteckt, Kerl?!" hörte er danach Hermann Fahrensolls Stimme, der Fritz Atzinger mit noch raschem Atem, aber bereits wiedergewonnener Sicherheit antwortet:

„Nix für ungut, Herr Fahrensoll, aber ich habe Kommissar Kronstedt doch erst noch einiges vorlügen müssen! — Er hat Ihren Erklärungen über die Reise absolut nicht ausdrücken wollen: bei mir ist er aber natürlich an den geeignetsten Mann für ein solches Experiment geraten!" —

Wieland Rhomberg mußte unwillkürlich belustigt in das Lachen Fahrensolls und der anderen Insassen einstimmen.

„Achtung! Es geht los!" — rief Lutz Hartner vom Steuer her.

Fritz Atzinger suchte sich einen Platz und machte es sich bequem; Fahrensoll beobachtete zufällig, wie er das Baftgeflecht mit äußerster Sorgfalt unter seinen Sitz legte und alle paar Minuten nach ihm Ausschau hielt.

Mißtrauisch und von dunkler Ahnung erfaßt, fragte er:

„Fritz! — Fritz Atzinger! — Was hast du denn da in dem Baftkorb?! — Weshalb bist du so unruhig?!" —

Im Nu verschwand der Kopf des Famulus mit dem verwegenen und durchtriebenen Gesicht hinter dem Rücken seiner Vordermänner.

„Fritz! — Wo steckst du?! — Kopf heraus und Antwort gegeben!" —

Vorsichtig tauchte Fritzens obere Kopfpartie auf.

„Nix für ungut, Herr Fahrensoll, aber es ist wirklich gar nichts von Bedeutung!"

„Willst du wohl antworten, Fritz! — Donnerwetter! — Was soll das?!"

„Nix für ungut, Herr Fahrensoll, aber es ist Fritz! — Ich habe niemand finden können, der sie in Obhut und Pflege genommen hätte; auch Kommissar Kronstedt wies meinen Vorschlag in einer ganz unverständlichen Entrüstung zurück! Wenn ich das arme Geschöpf nicht verhungern lassen wollte, mußte ich es doch mitnehmen!"

Vernichtet fiel Fahrensoll in seinen Sitz zurück.

„Herr meiner Tage! — Fritz! — Atzinger! — Lebt dieses Biest denn noch immer?! — Wie oft habe ich dich nun schon auf diesen Unfug aufmerksam gemacht?! — Jetzt bin ich es aber endgültig müde! — Nun habe ich es satt! — Hinaus mit dem Biest! — Sofort wirfst du es durch das Fenster neben die hinaus, mitsamt dem Baftkorb!!" —

Neugierig, betroffen und belustigt waren die Freunde und anderen Insassen des Flugzeuges dem seltsamen Wortlaut gefolgt. Nun blickten sie alle nach Atzinger hin.

„Aber Papi! — Weshalb bist du dieser reizenden kleinen Künstlerin nur so mißgünstig gesinnt?! — Jedes Geschöpf hat doch schließlich ein Recht auf sein Leben! — Atzinger kann doch Fifi unmöglich zum Fenster hinauswerfen! — Bedenke doch, Papi, was für Unheil daraus entstehen könnte!"

Der Zuhörer bemächtigte sich Bestürzung. Fahrensoll trieb sie unbewußt zu heller Erregung hinauf.

Neue Filme · Filmische Neuheiten

Eine neue Tat:
Für den guten Film

Nun kann man erleichtert sagen: endlich am Ziel! Nach vielen und schweren, langjährigen und kostspieligen Versuchen ist der deutsche Physiker Dr. Könemann am Ziel seines unermüdlichen Strebens angelangt. Nur wenige wußten um seine Pläne. Selbst die sensationslüsterne und kolportagegeübte Friedrichstraße brachte es nicht fertig, den Schleier zu lüften, der die Geheimnisse des stillen Ateliers in der Niederwallstraße umgab.

Vielleicht hat auch mancher die Achseln gezuckt: auch wieder so ein Tonerfinder! Dieses Achselzucken dürfte ja nun endgültig vorbei sein. Die neue Tonfilmerfindung Dr. Könemanns ist als solche und in ihren letzten Endeffekten eine ganz grandiose Leistung und wird unter Umständen Ausmaße annehmen, die vielleicht im Augenblick noch nicht zu übersehen sind. Bedeutende deutsche Physiker haben das Wissen und Können des Erfinders anerkannt.

Also die Grundsatz war gegeben, auf der großzügiges Kapital aufbauen konnte. Und nun ist der Schlußstein gelegt worden zum ersten kaufmännisch-wirtschaftlichen Bau.

In Zusammenarbeit deutscher und holländischer Interessenten ist in Amsterdam die „Internationale Edifon N. V." mit einem Stammkapital von 1 700 000 holl. Gulden gegründet worden. Ausgangspunkt für die Pläne der Gesellschaft waren die bekannten Arbeiten von Herrn Dr. Heinrich Könemann. Die holländische Gesellschaft wird als Muttergesellschaft in den wichtigsten europäischen Staaten die Durchführung von Tonfilmarbeiten auf den Gebieten der Produktion, des Verleihs und anderer Verwertungsmöglichkeiten in Anspruch nehmen. Als deutsche Tochtergesellschaft ist die „Deutsche Edifon-Film-GmbH. in Berlin, deren Stammkapital 400 000 RM beträgt und die ihr Büro im Hause Kochstraße 73 (Berlin SW 68) hat. Die Geschäftsleitung wird in den Händen der Herren Dr. Rudolf Beibel, Wilhelm Hübner und Dipl.-Ing. Jos. Mayer liegen. — Die Internationale Edifon N. V. hat durch vertragliche Abmachungen mit Tobis und Klangfilm ein Arbeits- und Lizenzabkommen unter Einschluß der Schutzrechte Dr. Könemanns geschlossen. Hierdurch ist die Patentsituation geklärt.

Für den Beginn der deutschen Produktionsarbeit ist vorgesehen, daß das zu diesem Zweck belegte Terra-Atelier in Marienfelde mit zwei Apparaturen des Systems Tobis-Klangfilm von Klangfilm bestiefert wird. Für die Ateliererarbeiten selbst wird die neueste Type der Klangfilm, die Einbogen-Apparatur eingebaut.

Werner Krauß und Maria Bard in dem Ufa-Tonfilm „Mensch ohne Namen"

während für die zugehörigen Außenaufnahmen das neue Kofferaufnahmegerät, Type „ESK 8", bereits in Betrieb genommen ist.

Die deutsche Tochtergesellschaft plant vorläufig die Produktion von fünf großen Spielfilmen besonderer Prägung, deren Sujets schon jetzt feststehen. Der erste Film ist bereits in Angriff genommen und wird voraussichtlich im Laufe des Monats September in Uraufführung erscheinen.

Unter Filmen „besonderer Prägung" versteht z. B. der „Kinematograph" seine katholischen Filme, „ondern Bilder, die jedes Kino mit Aussicht auf Erfolg spielen kann und die nur in ihrem Grundprinzip auf gewisse allgemeine Grundsätze der katholischen Filmbewegung Rücksicht nehmen". — Die Firma will also, kurz gesagt, nichts anderes, als sich für den wirklich guten Film einsetzen, gut in jeder Beziehung, angefangen vom Manuskript bis zum Erfolg beim Publikum, wahrhaft keine leichte Aufgabe. Wir bewundern diesen Mut und wünschen der Firma aufrichtig den besten Erfolg. Die Frage, ob die Firma in ihrem ganzen Aufbau, ihrer Organisation usw. auf dem richtigen Wege ist, werden wir gern beantworten, sobald wir den ersten Film gesehen haben. Es heißt auch hier: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." — Glück auf!

Sie wollen lachen und weinen

Das amerikanische Fachblatt „Motion Picture Herald" hat, wie die L. B. B. berichtet, 12 000 Theaterbesitzern eine Frage gestellt. Die präzise Frage lautete: „Nennen Sie die 10 Schauspieler, die die meisten Besucher seit letztem September in ihr Theater gezogen haben". Zu Frage kamen die Filme aus dem Produktionsjahr 1931/32.

Die Antworten auf diese Umfrage haben ein sehr überraschendes Resultat ergeben. An erster Stelle als größter Kassenmagnet des amerikanischen Kinos befindet sich —

die Müttderdarstellerin Marie Dreßler,

auch dem deutschen Publikum bekannt aus dem Metro-Film „Die fremde Mutter". 91 Prozent der eingegangenen Antworten stellten diese greise Schauspielerin in die vorderste Reihe. Gleich hinter der Dreßler rangiert die kleine Janet Gaynor, bekannt aus „Sonnenaufgang", „Engel der Straße" und „Im Fehten Himmel". Die hervorragende Stellung die ihr durch das Urteil von 12 000 amerikanischen Theaterbesitzern eingeräumt wurde, dürfte ihr in ihrem gegenwärtigen Konflikt mit der Fox — es handelt sich um die Stoffe, die man ihr gibt — sicher sehr zustatten kommen. Nach Janet Gaynor finden wir Joan Crawford (in Deutschland noch ziemlich unbekannt).

Erst an fünfter Stelle wird Greta Garbo genannt.

Nach Norma Shearer und Maurice Chevalier begrüßen wir auf Platz Nr. 19 Marlene Dietrich. Sie liegt ziemlich weit vorn, wenn man bedenkt, daß die Listen etwa 100 Plätze umfassen.

Buster Keaton hat nichts zu lachen, denn er steht auf Nr. 31, in nächster Nachbarschaft mit Tom Mix. Auch für Douglas Fairbanks (39) ist die Zeit mit der großen Kassenattraktion vorüber. Hinter ihm Sylvia Sidney, die reizende Jeanette Mac Donald und die hier noch unbekannte jugendliche Schönheit Elissa Landi.

Ziemlich rückwärts im Rennen liegt mit Nr. 61 Ronald Colman,

aber immerhin noch weit vor Charly Chaplin,

der sich mit der 84. Stelle begnügen muß und vor Harald Lloyd, der mit Punkt 87 sehr ins Hintertreffen geraten ist.

Die süße kleine Micky Maus zieht auch nicht mehr, sie hört auf Nr. 80 und nur 1,6 Prozent der eingesandten Antworten sind für sie.

Unter „ferner liefen" finden wir auch noch einige bekannte Gesichter so z. B. Jackie Coogan, Dolores del Rio, John Gilbert, Adolphe Menjou und Gloria Swanson.

Diese sorgfältige Untersuchung des Kassenwertes des einzelnen Stars gibt ein überraschendes Bild. Am überraschendsten wohl der Umstand, daß bei dieser märchenhaften Anhäufung von freshlender Jugend und berückender Schönheit die grauhaarige Mütterdarstellerin den allerersten Preis davontrug. Deutlicher hätte es nicht bewiesen werden können, daß das große Publikum weit über die Wirkung des sex appeal die menschlich ergreifende und ans Herz rührende Darstellungskunst stellt.

Das Publikum hat in diesem Wettbewerb einen ganz großen Sieg errungen.

Unter den männlichen Komikern stehen die Komiker Wallace Beery und Will Rogers an der Spitze. Uralte Schaumannsweisheit: „Die Menschen wollen lachen und weinen".

Elisabeth Bergners neuer Film

Nach fast zweijähriger Pause steht Elisabeth Bergner jetzt in Paris wieder im Atelier. Dr. Czinner hat gemeinsam mit dem Pariser Dramatiker Henry Bernstein und seinem dramaturgischen Beirat Carl Mayer das Szenario zum „Träumenden Mund", nach einer Idee Henry Bernsteins, ausgearbeitet, und führt nun auch die Regie in diesem Tonfilm.

Elisabeth Bergner spielt die Frau des kleinen Geigers, spielt die Geliebte des großen Künstlers mit der nur dieser Künstlerin eigenen, bezwingend starken schauspielerischen Größe. Nach einer Reihe großer Erfolge vielleicht ihre reifste Rolle, ein gewaltiger Schritt vorwärts in ihrem künstlerischen Schaffen.

Rudolf Forster ist der Weltmann, der berühmte Geiger. Ein neuer Zug ist in dieser Rolle: er muß kämpfen: gegen seine Kunst, gegen seine Liebe, gegen seine Vorsätze und gegen seine Gewohnheiten. Er ist kein Hasardeur; er ist der zielbewußte, konsequente Mensch, dem einmal das Schicksal einen Strich durch die Rechnung macht.

Anton Edthofer spielt den Gatten. Der vornehme, diskrete Dialektiker, der Träger so vieler großer Rollen des traditionsreichen Wiener Burgtheaters und der Reinhardtbühnen, ist der beste Ehemann, der abnungslos-kindliche, liebesbegriffene kleine Geiger, den das Leben sobald nicht aus dem Alltag reißen kann. Verliebt wie ein Kind, ritterlich wie ein Gymnasiast und trotzdem männlich, resolut und hart, steht er in seiner Rolle.

Der neue Matador-Film der Emelka, „Der träumende Mund" wird unter der Produktionsleitung Marcel Hellmanns in Paris hergestellt. Seine Uraufführung dürfte ein Höhepunkt der herbstlichen Filmsaison werden.

Elisabeth Bergner als Romaine in ihrem neuesten Film „Der träumende Mund"

Elisabeth Bergner und Anton Edthofer in dem Matador-Film der Emelka „Der träumende Mund"

Johann Strauß und — ich

Von Lee Parry

Obwohl die Berge Bayerns meine Heimat sind und ich fast ständig in Deutschland lebe, fühle und fühle ich mich immer als der Herrlichen, unsterblichen Musik des Wiener Walzerkönigs hingezogen. In meinem Berliner Heim und in meinem kleinen Wochend-Bungalow singt und summt es von früh bis spät: Walzer von Johann Strauß. Engere Beziehungen zu Johann Strauß hätten mir auch meine schlimmsten Feinde nicht nachsagen können.

Das hat sich allerdings geändert. Ich war nämlich inzwischen vierzehn Tage lang wirklich die Vertraute des großen Komponisten. Ich hieß „Lily Dumont" und als ihm die Inspiration zu seiner „Fledermaus". Das vornehme Wien randalierte gegen dieses reifste Werk des großen Meisters: die Premiere war ein Durchfall, wie ihn diese heitere, weinselige Stadt noch nicht erlebt hatte. Strauß, der Abgott der tanz- und genußfreudigen Kaiserstadt, flüchtete nach Paris; verbittert und aufs Tiefste verletzt. Ich war bei ihm, versuchte seinen großen Schmerz zu lindern. Da lud ihn Berlin ein, man wollte die „Fledermaus" nicht ungesehen und ungehört verwerfen; wollte das Werk noch einmal aufführen, wenn Johann Strauß am Dirigentenpult erscheint. Und mir, Lily Dumont, gebührt nun das Verdienst, daß diese herrliche Operette der Nachwelt erhalten blieb. Denn mir zu Liebe dirigierte Johann Strauß die Berliner Aufführung und errang einen triumphalen Erfolg, mehr noch, sein altes Selbstvertrauen. Die wunderbaren Noten, die Strauß in Paris schon dem Feuer übergeben wollte, erlebten eine strahlende Auferstehung!

Johann Strauß! Irgendwo in Wien liegt sein Grab, irgendwo in jeder Stadt steht sein Denkmal, hängt sein Bild — überall lebt die Erinnerung. Lebte seine rotbeinadete Musik. Irgendwo bei Berlin ist er vor kurzem von den Toten auferstanden; in überraschend lebensechter Maske aab Kammersänger Michael Bohnen Gestalt und Wesen; aab ihm das Wiener Blut und die genialste Musikalität, die liebenswürdigste Sprache. Blieb seine Geige klingen, schlug die Zeiten und sang die unsterblichen Melodien des großen Wiener Meisters. Ja, wirklich, anders kann der Johann Strauß garnicht gewesen sein!

Es war wie ein Märchen vom Glück dieser „Arbeit" an dem neuen Tonfilm „Johann Strauß, k. u. k. Hofball-Musikdirektor", ein unendliches Singen und Klingen in der alten, herrlichen — längst entschwundenen — Kaiserstadt an der Donau. Eine große, neue Erfindung und ein paar dankschuldige Künstler, wir haben versucht, dem unsterblichen Genie Johann Strauß' ein bißchen Dank abzustatten. Dem Meister den Dank und einer grauen Welt ein wenig Sonne — das bringt bestimmt mein neuer Film vom Wiener Walzerkönig Johann Strauß.

Lee Parry und Michael Bohnen in dem Tonfilm „Johann Strauß, k. u. k. Hofball-Musikdirektor"

Hein Rulars Liebe / Von Rudolf Utsch

Hein Rular ist ein häßlicher Hagestolz. Er war schon als Kind sehr häßlich. Selbst seine Eltern erklärten ihn — was doch sehr selten vorkommt — für ein scheußliches Menschenkind und waren deshalb nie besonders stolz auf ihn. Hein wurde nicht mit viel Liebe großgezogen. Er soll mehr Schläge und Fußtritte als Brot und Suppen erhalten haben . . . .

Hein hat einen kleinen, hageren und krummen Körper mit entsetzlichen O-Beinen und einem ledergelben, von Sommersprossen übersäten Gesicht. Wenn man ihn irgendwo stehen sieht, so denkt man unwillkürlich an eine etwas kunstvoll aufgeputzte Vogelscheuche. Die Arme sind viel zu groß für den kleinen Körper und die mächtigen Füße passen nicht zu den stelzbogenartigen gekrümmten dünnen Beinchen. Zwischen wulstigen, aber gutmütigen Lippen zeigt er schwarze und schadhafte Zähne. Das einzige, was an ihm schön zu nennen wäre, sind die schwarzglänzenden jetzt allerdings bereits von vielen weißen Fäden durchzogenen Haare. Ja, sein Haar ist wirklich prachtvoll, aber da es meistlich eine schmutzige Mähne verbirgt, vermag es keinen seiner zahlreichen Schönheitsfehler zu beheben.

Die Leute sagen, auf jeden Topf gäbe es einen Deckel, doch für Hein Rular gäbe es keine Frau — er sei einfach zu häßlich.

Sie sagen ferner, in den Jahren 1917 und 1918 sei fast jeder für den Krieg tauglich gewesen, nur Hein Rular nicht, weil man seine Gefangennahme befürchtet habe; denn seine Photographie wäre dem Feind ein zu willkommenes Spottbild auf die Deutschen gewesen.

Er wohnte in einem kleinen Dorf und ist Maschinist auf einer Eisenzeche. An der gewaltigen Fördermaschine, die täglich tausend Tonnen Erz aus dem finstern Schlund des Schachtes hebt, ist er zu gebrauchen. Das bekunden alle Angestellten und Bergleute der Grube. Er ist außergewöhnlich gewissenhaft, besitzt Nerven, die nie versagen, eine sichere Hand und ein gutes Auge. Von den tausend Bergleuten, die seine Maschine Tag für Tag in das dunkle Labyrinth der Erde gleiten läßt und nach acht Stunden wieder zum Licht emporhebt, spotten viele über seine klobigen Hände, doch wenn sie auf den wippenden Förderkorb treten, so sind sie froh, wenn diese Hände die Kraft des sausenden Ungetüms im Maschinenhaus lenken. Denn keiner fährt so sicher wie der Häßliche.

Da er fast niemand als sich selbst zu sorgen hat, dabei so sparsam und anspruchslos wie ein Diogenes ist, hat er sich einige tausend Mark gespart und ist zweifellos der reichste Kumpel der Grube. Auch hat er sich vor Jahren dies erregte damals in der Gegend das größte Aufsehen) ein ganz modernes Schlafzimmer mit zwei Betten gekauft. Die Jungfrau, die den Rular ehelichte, kam — wie man so sagt — in ein gemachtes Bett. Trotzdem heiratete ihn keine. Er war und ist heute noch zu häßlich.

Er hätte früher sehr gerne eine Frau gehabt, das weiß jedermann im Dorf — aber ich glaube, jetzt hat er endgültig auf ein Eheglück verzichtet. Resigniert trottet er weiter zur Grube — einsam und still, wie ein sinnender Mönch, geht er seines Wegs. Die Worte der Spottenden prallen an ihm ab wie Hagelkörner an einem glatten Schieferdach. Man sieht ihn nicht mehr in den Wirtschaften, auch auf keiner Festlichkeit. Er meidet nach Möglichkeit die Menschen, denn er weiß jetzt, daß der bebende Riesenleib seiner Maschine nur nach der kundigen und sicheren Hand sich richtet, daß aber das Handeln und die Worte der Menschen meistlich nur das lenkt, was ihr Auge sieht.

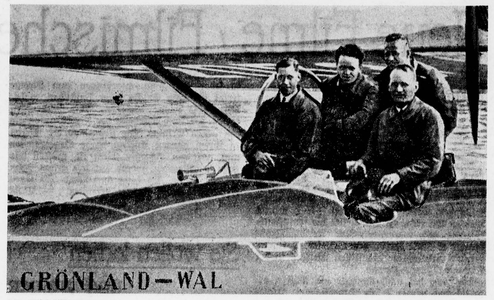
*

Es gab ein Mädchen, das Hein Rular einige Wochen unendlich glücklich gemacht hat. In jene Wochen fällt auch der Umbau des modernen Schlafzimmers. Ferner bestellte er sich in dieser Zeit beim Dorfschneider einen Anzug aus dem besten Stoff, und noch vieles andere soll er damals erworben haben. Denn ein glücklicher Freiersmann zählt die Taler nicht.

Er freundete sich auf der Grube mit einem jungen, sehr netten Menschen an. Es war ein Bursche aus seinem Dorf, der aber schon weit in der Welt herumgefahren war und den nur ein Unfall wieder in die Heimat zurückgeworfen hatte. Lippel, so hieß er, war ein toller und leichtsinniger Kumpan, der nie mit dem Lohn auskam, sondern mit Leichtigkeit an einem Tag das verjubelte, was er in zehn Tagen verdiente. Ihn mochten die Mädchen gern, obwohl er nur ein Sonntagshemd und einen besseren Anzug sein eigen nannte. Aber er konnte Kavalier sein, hatte die Allüren eines Lebemannes und verstand zu karessieren wie selten einer. Aber es gibt viele Mädchen, die gerade solche Naturen lieben.

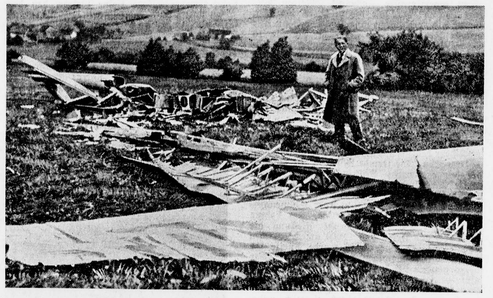
Lippel machte eines Tages Hein Rular den Vorschlag, mit ihm einmal zum Amüsement in die Stadt zu fahren. Hein willigte gerne ein, und an einem schönen Sonntag dampften sie los.

Das war einer der herrlichsten Tage des kleinen Maschinisten, denn sein Gefährte verstand es, ihn aufzuheitern und lustig zu machen. Sie hatten beide einen ganzen Lohn in der Tasche. Lippel nahm sogar, wenn er zahlte, das Geld noch aus der zerknüllten Lohntüte heraus, denn ein Portemonnaie besaß er natürlich nicht. Keiner von ihnen knauserte, sie drehten die Sil-



Zu Gronaus neuem Amerikaflug

Dem bekannten deutschen Flieger Gronau ist es erneut gelungen, mit seinem Dornierwal den Atlantik auf der nördlichen Route über Island und Grönland zu überqueren. Unser Bild ist die erste und einzige Aufnahme von dem Start der Flieger von der Insel Sylt. Von links nach rechts: Pilot Roth, Monteur Hack, Funker Albrecht und Wolfgang von Gronau.



Die Trümmer des größten Segelflugzeuges der Welt

Der diesjährige 13. Rhönsegelflugwettbewerb ist durch eine Reihe folgenschwerer Unfälle gekennzeichnet. U. a. stürzte Kronfeld mit seinem Segelflugzeug „Austria" ab. Während der bekannte Segelflieger sich durch Fallschirmabsprung retten konnte, wurde der Apparat vollständig zertrümmert. Die „Austria" war mit 30 Meter Spannweite das größte Segelflugzeug der Welt.

berstücke nicht erst um, bevor sie dieselben ausgaben . . . In einem Tanzlokal hatte Lippel, der auch ein ausgezeichneter Tänzer war, schnell die Bekanntschaft von einigen jungen Burschen und Mädchen gemacht. Er tieb den etwas schlichternen Rular nicht in Stich, sondern machte auch ihn bekannt. Sie zechten und freuten sich bis in den späten Abend hinein.

Als sie wieder nach Hause fuhren und Lippel mit saurer Miene die Reste seines Lohnes aus allen Taschen sammelte, lächelte Hein glücklich. Ihn reute das viele Geld nicht, das er ausgegeben hatte; er hatte schon jahrelang gespart, eine solch kostspielige Fahrt machte ihm nichts aus. Nein, er dachte gar nicht daran. Aber er dachte auf dem Nachhauseweg viel an ein kleines, niedliches Mädchen, das ihn stets mit so sonderbaren Augen betrachtet hatte. Kitty hieß es.

Und er konnte die Kitty nicht mehr vergessen — auch nicht, als seine knochigen und breiten Hände wieder die Hebel der titanenhaften Maschine umfaßten. In dem Eisenrumpf des Kolosses sah er sie — und wenn der Gigant noch so fauchte und stampfte, so hörte er doch noch ihre melodische Stimme. Sie war sehr freundlich zu ihm gewesen, hatte so lieb mit ihm geplaudert. Was Wunder, wenn sie Eindruck auf ihn gemacht hatte, denn das war Hein nicht gewöhnt.

Eines Tages trug Hein den Kopf sehr hoch und sein großer Mund lachte wie noch nie. Sie hatten beide, auch der Lippel, den Mädchen in der Stadt ihre Adresse gegeben. Und nun hatte ihm die Kitty geschrieben; sie teilte ihm offen mit, daß sie ihn gern habe . . . Hein überwältigten fast Ueberraschung und Freude. Er, der Verachtete und Verschmähte, wurde geliebt! . . . Seine Augen strahlten, sie blickten freier in die Welt. Spotten nur, ihr andern, höhnt nur! Ich lache. Denn ich habe nun doch noch ein Wesen gefunden, das meine Häßlichkeit nicht beachtet und mich liebt . . . . Er offenbarte keinem Menschen sein Glück — auch dem Lippel nicht.

Es entwickelte sich eine rege Korrespondenz. Endlich wurde man auf beiden Seiten einig, sich noch einmal zu treffen. „Aber lasse bitte deinen Freund, den schrecklichen Lippel, zu Hause", so schrieb sie ihm, und Hein willfahrte nur zu gern ihrem Wunsche.

Sie sahen sich noch einmal. Sie holte ihn sogar auf dem Bahnhof der Stadt ab. Er merkte in seiner Freude nicht ihr Erstaunen, als sie ihn erblickte. Kitty war klug und besaß ein viel zu mitleidiges Herz, um ihm dies noch offensichtlicher zu zeigen. Sie leistete ihm einige Stunden Gesellschaft und behandelte ihn so höflich und freundlich wie an dem Sonntag, an dem er sie kennenlernte. Ach, mehr verlangte Hein nicht. Er war der genügsamste und bescheidenste Liebhaber, den man sich denken kann. Er war glücklich genug, wenn er neben ihr herschreiten und in ihr junges und frisches Gesicht blicken durfte. Auch dieser Tag war wieder einer der schönsten seines Lebens, denn er nahm ihm noch nicht den Glauben an ihre Liebe. Er fuhr nach Hause, das Glück im Herzen und den Kopf voller Pläne.

Doch am nächsten Tag, als er von der Arbeitsstätte nach Hause zurückkehrte, reichte ihm seine Wirtin einen Brief. Er erkannte sofort Kittys Schrift. Sie mußte den Brief sogleich nach seiner Abreise aus der Stadt geschrieben haben. Weshalb? — Ein Zittern lief durch seinen Körper. Was war geschehen? — Ein Unglück vielleicht? — Er ahnte nichts Gutes.

Mit schlotternden Knien eilte er die Treppe hinauf in sein Zimmer. Hier riß er den Brief auf und las — las Wort für Wort, mit stieren Augen, wie sie ihn schrieb: Daß es besser sei, wenn sie sich nicht mehr sähen . . .

Die Wirtin trat unten zum Essen, er hörte es nicht. Er saß bebend auf einem Stuhl — selbst die Hände, die so sicher die Maschine lenkten, zitterten — und die Augen, die sich so fest auf den Teufenzeiger richten konnten, schlossen sich krampfhaft.

So saß er noch da, als der Lippel laut lachend hereingestürmt kam und ihn einen Erzschlauberger nannte. Die Kitty habe ihm soeben geschrieben und ihm mitgeteilt, daß sie leider die Adressen verwechselt habe. Daß er, Hein, nun so verliebt und sogar noch einmal zu ihr hingefahren sei, sei einfach herrlich. Die Kitty interessiere ihn überhaupt nicht, was läge ihm an einem „so dummen Plag", aber die ganze Geschichte sei doch ein zu köstlicher Spaß . . . Und er ging hin und erzählte ihn allen seinen Kumpels und Besannten.

*

Am nächsten Morgen stand Hein wieder an der Fördermaschine und ließ tausend Menschen in die Erde. Er wußte: Auf dem Förderkorb lachte man unbändig über ihn. Da standen sie, die Lichter in den schwielgen Fäusten, Spott in den Mienen, Hohn auf der Zunge.

Der breite Mund des Häßlichen verzerrte sich zu einem bösen Grinsen. Die Maschine schnaubte und stieß. Ja, die Maschine gehorchte ihm!

Fahre sie in den Sumpf, die häßlichlästernden Spötter! Fahre sie unter die Seilscheibe, daß das Seil zerreißt und die Körbe polternd durch den Schacht hinabstoßen! . . . Mitleid mit ihnen? Mitleid mit ihren Frauen und Kindern? . . . Ja, wer hat denn Mitleid mit mir? . . .

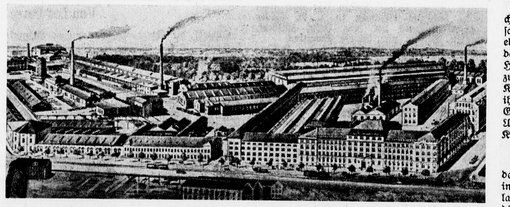
Das Gerüst der Maschine erfüllte den Raum. Hein Rulars Mund zuckte und seine Augen weinten. Ja, wer hatte Mitleid mit ihm? . . .

Teufenzeiger! . . . Bremsen! Die Maschine kreischte. Noch eine Umdrehung der Trommel. Halt!

Er trieb sich die schwimmenden Augen. Signale . . . Personen ab! Wieder sausten fünftzig Leben in die Tiefe. Hein stöhnte und hustete laut. Doch der Lärm der Maschine verschlang die Laute des Schmerzes . . .

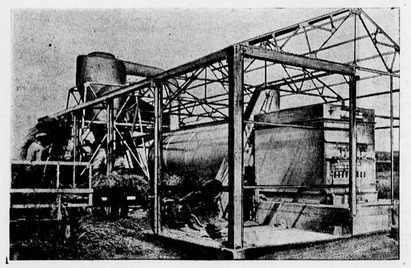
Er trotzt dem Versucher . . .

Denn nur sein Körper ist häßlich, doch seine Seele nicht.



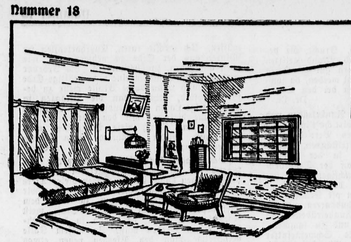
Dieses Riesenwerk wird dem Erdboden gleichgemacht

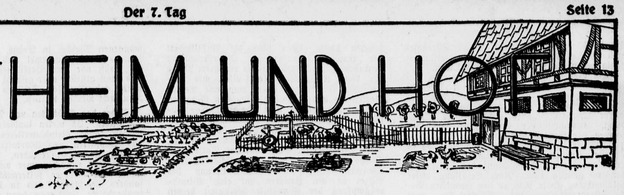
Ein großer Teil des Stammwerkes der Sächsischen Maschinenfabrik vormals Richard Hartmann A.-G. in Chemnitz, das 116 verschiedene Gebäude und Werkstätten mit 22 hohen Schornsteinen umfaßt, wird seit einigen Wochen abgebrochen. Das Werk hatte als Hersteller von Textilmaschinen sowie Maschinen und Lokomotiven aller andern Art Weltruf. Seit Jahren jedoch liegt das Werk, das 800 Angestellte und 6000 Arbeiter beschäftigt hatte, still. Da die Steuern und Kosten für die Erhaltung der Gebäude nicht mehr aufgebracht werden konnten, wurde der Abbruch der Baulichkeiten beschlossen. An ihre Stelle werden jetzt Grünanlagen treten. — Unser Bild zeigt einen Teil der ausgedehnten Werkanlagen.



Eine Heuerntemaschine

Das Neueste auf dem Gebiete der Mechanisierung der Landwirtschaft ist diese amerikanische Heutrockenmaschine, bei der an der einen Seite das Heu feucht hineingeworfen wird und auf der anderen Seite gescheitelt, getrocknet und zum Versand verpackt herauskommt. Die Maschine hat elektrischen Antrieb.





Die Wasserversorgung der Siedlungen

Von Ingenieur H. Schmidt Mit vier Abbildungen

Bohrbrunnen. Während ein Rammbrunnen von jedermann hergestellt werden kann, dürfte es ratsam sein, für die Anlegung eines Bohrbrunnens einen Brunnenbauer zuzuziehen. Bei kleinem Bohrlochdurchmesser (70 bis 100 mm) und lockerem Boden (Sand oder Lehmschichten) verwendet man die Drehbohrmethode mit einfachen Drehbohrwerkzeugen, wie Tellerbohrer, Rohrschoppe und Schlangenbohrer. (Abb. 4.) Der Bohrer wird hier in ein Bohrgestänge eingeschraubt, welches über dem Gelände ein Dreheisen besitzt; durch Drehen und Niederdrücken dringt der Bohrer in die Erde. Diese Bohrweise eignet sich für alle Erdarten, außer Gerölle.

Bei hartem Boden muß die Freifall-Bohrweise angewendet werden. (Abb. 3.) Über das Bohrloch wird hier ein dreibeiniges Gerüst mit einer Seilrolle, die ungefähr 7 m über dem Erdboden hängt, aufgestellt. Das Bohrgestänge mit Bohrer wird am Seil aufgehängt und über die Rolle mittels mehrerer Zugseile angezogen und dann fallengelassen, wobei das Drehen stets etwas gedreht wird, damit das Bohrloch gut rund wird. Dem Eindringen des Bohrers entsprechend, werden weitere Stangen angekuppelt, bis die nötige Tiefe erreicht ist. Nach Fertigstellung des Brunnens wird eine normale Hofpumpe aufgesetzt; der Pumpenzylinder muß möglichst dicht über dem Filter hängen.

Weiter gibt es noch eine Wasserspül-Bohrweise, wobei das Bohrmehl durch Druckwasser ausgespült wird.

Abbildung 2
Bohrbrunnen
Mantelrohr bis über Filter gezogen

Bei allen diesen Bohrungen ist, ausgenommen harter Boden, stets eine Verrohrung des Bohrloches nötig. Diese Rohre, Mantelrohre genannt, werden nach Fertigstellung des Brunnens wieder herausgezogen (Abb. 1), oder sie bleiben auch stehen, nachdem sie bis zur Oberkante des Filters wieder hochgezogen sind (Abb. 2).

Bei der Bauart nach Abbildung 1 kann der Kolben sowie das Saugventil durch die weiteren Steigerohre herausgezogen werden; bei der nach Abbildung 2 können sehr wohl die Steigerohre mit Zylinder und Saugrohr gezogen werden.

Die Filter bestehen entweder aus gelochtem Kupferblech mit feinmaschigem Gewebeüberzug oder es werden bei sehr eisenhaltigem Wasser sowie bei feinen Sanden Holzstabfilter verwandt, die kein Gewebe erhalten; diese Holzstabfilter werden, wenn sie so eingebaut sind, daß sie immer unter Wasser stehen, hart wie Beton und sind soll unverwüstlich. Bei größeren Leistungen und feinen Sanden werden in neuerer Zeit gewebelose Filter mit Kiesschüttung verwandt. Diese Filter

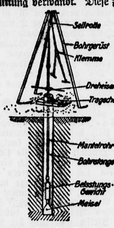


Abbildung 3
Freifallbohrweise für harten Boden

werden bis zu 1000 mm Durchmesser und noch größer hergestellt und sind infolge des größeren Durchmessers zwar teuerer als die anderen, ihre Lebensdauer ist aber unbegrenzt.

Bei Brunnen für zentrale Versorgung einer Siedlung ist vor allem darauf zu achten, daß die Bohrrohre weit genug genommen werden, damit die geeignetste Pumpenart, die hier stets eine Kraftpumpe ist, auch eingebaut werden kann. Man unterscheidet darunter Tiefbrunnen-Kolbenpumpen, Tiefbrunnen-Kreiselpumpen und Druckluftförderanlagen.

Die Kreiselpumpen sind heute so betriebssicher konstruiert und ihr Antrieb mittels unmittelbar gekuppelten Kurzschlußmotor ist so einfach, daß diese Pumpenart in sich allen Fällen empfohlen werden kann. Die Brunnen müssen dabei aber Bohrrohre von 200 bis 300 mm lichte Weite haben, je nach Leistung und Tiefe; Bedingung ist weiter, daß die Brunnen sandfrei sind. Aber auch die Tiefkolbenpumpen sind gegenüber der alten Konstruktion wesentlich verbessert durch Verwendung von Differentialkolben und Hohlschwimmergestänge, wodurch ein Ausgleich ohne Gegengewicht erreicht wird. Die Pumpen gehen fast geräuschlos und sind auch bei geringerem Bohrrohrdurchmesser zu verwenden. Neuerdings verwendet man auch Tauch-Motor-Pumpen, bei denen nicht nur die Turbinenpumpe, sondern auch der Elektromotor bis unter den Wasserspiegel in den Brunnen getaucht werden.

Bei der Wahl einer Kreiselpumpe ist zu beachten, daß diese genau für die vorliegenden Verhältnisse, Leistung und Gesamtförderhöhe, gebaut sein muß, wenn sie zuverlässig und wirtschaftlich arbeiten soll, während Leistung und Förderhöhe bei Kolbenpumpen in weiten Grenzen geändert werden können, ohne die Wirtschaftlichkeit und Betriebssicherheit zu beeinflussen.

Größere Brunnen und Pumpenanlagen können nur für eine entsprechend große Gruppe von Siedlern errichtet werden; sie müssen auch mit einem Wasser-Druckluft-Kessel versehen werden und ein Verteilungsrohrnetz erhalten, damit jeder Siedler auf seinem Hofe oder in seinem Hause eine Zapfstelle bekommen kann. Für Gärtnereien mit Beregnungsanlagen ist ein Wasserdruck von 3 bis 4 Atmosphären nötig, sowie reines Wasser, damit keine Verstopfungen der Beregnungsanlagen zu befürchten sind. Verfärbt sich das Wasser beim Stehen an der Luft, so ist es eisenhaltig und muß unter Umständen vor der Verteilung durch Belüftung und Filterung gereinigt werden.

Abbildung 4
Drehbohrung, die bei Bohrbrunnen Anwendung findet

Pilzkrankheiten-Bekämpfung des Apfelbaumes

Von Dr. Jande

Die wichtigste und bekannteste Krankheit unserer Apfelbäume, die durch einen Pilz hervorgerufen wird, ist die Schorfkrankheit. Ihr Urheber, der Pilz Venturia inaequalis (= Fusicladium dendritticum) überwintert an allen möglichen Stellen der Bäume, so an der Rinde der Zweige und Aeste, an Blattnarben u. dergl., insbesondere aber an den erkrankten, abgefallenen Blättern. Im Frühjahr bildet er seine Fortpflanzungskörper, die Sporen, in Schläuchen aus, die etwa bei Knospenaufbruch platzen und ihren Inhalt entlassen. Die Sporen werden vom Wind auf Blätter und junge Früchte getragen, keimen hier bei günstiger Witterung aus, dringen durch kleine Verletzungen, wie sie sich überall finden, in das Gewebe von Blättern und Früchten ein und beginnen hier mit ihrem Zerstörungswerk.

Solche, dem Pilz als Eingangstore dienenden Verletzungen und Risse sind besonders oft die Folgen von Frühjahrsfrösten. Durch die gesunde Haut kann der Pilz nicht eindringen. Auf den Blättern zeigt sich der Befall durch ihn in Form von grünlich bis samtig schwarzen Flecken, die in größerer Anzahl das Blatt zum Absterben bringen können. In starken Schorfjahren werden besonders leicht anfällige Sorten dadurch oft sehr frühzeitig ihres gesamten Laubes beraubt. Aber auch wo der Schaden nicht so kraß in Erscheinung tritt, wird doch die Assimilation der Blätter mehr oder minder gestört und die Ernährung des Baumes und seiner Früchte läßt zu wünschen übrig. Auch Zweige werden gelegentlich durch den Pilz befallen und abgetötet. In leichteren Fällen leiden die Zweige so, daß sie dem Frost des Winters meist erliegen. Mehr ins Auge fallend und in seiner Auswirkung die empfindlichsten Verluste hervorrufend, ist der Befall der Früchte. Zunächst bemerken wir an ihnen dunkelgrüne Flecken, die später schwarz oder braunschwarz werden und sich nicht abwischen lassen. Noch später werden sie trocken und korkartig. Bei starkem Befall können die Früchte zum größten Teil mit solcher harten Schicht bedeckt sein. Die verkorkten kranken Gewebe nachher nicht weiter und leiden zu Verkrümmungen und Wachstumsstockungen Anlaß. Abgesehen davon, daß schorfkranke Früchte nur einen sehr geringen oder gar keinen Kaufwert besitzen, faulen sie auf dem Lager leicht und sind deshalb am besten als Mostäpfel oder Schweinefutter zu verwenden. Außer durch die Schlauchsporen im Frühjahr geschieht die Verbreitung des Pilzes durch Sommersporen, die auf den Schorfflecken der Blätter und Früchte entstehen können. Die Schorfkrankheit hängt in ihrem Auftreten außerordentlich von der Witterung ab. Bremer wies nach, daß von besonderem Einfluß auf die Stärke des Befalls in einem Jahr die Niederschlagsmengen im ersten Drittel des Monats Mai sind. Je höher die Niederschläge in dieser Zeit sind, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit für ein starkes Schorfjahr. Weiter spielen Standort und Ernährung des Baumes eine wesentliche Rolle. Die Sortenzugehörigkeit trifft dagegen zurück. Denn wie bei den meisten Krankheiten verhalten sich die Sorten in ihren verschiedenen Anlagenböden auch verschieden. Allgemein sind Sorten, denen ein Standort aus irgendeinem Grunde nicht zusagt, anfälliger gegen eine Krankheit als erprobte Lokalsorten. Immerhin hat man gefunden, daß sich die Ananas-Renette, die Baumanns-Renette, der Danziger Kantapfel, Grahams Jubiläumsapfel, Jakob

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portowerte der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Betrag ersetzt wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn Die Schriftleitung

Frage: Zucht großer Kaninchenrassen. Ich möchte eine solche Zucht vornehmen und bitte um Angabe, was für Rassen hierfür in Frage kommen. Ich denke dabei auch an die Kreuzung zweier verschiedener Kaninchenrassen. In welcher Größe sind die Zuchtställe anzulegen? Wann können die Jungtäsinnen zur Zucht benutzt werden? S. in S.

Antwort: Um in der Kaninchenzucht große Rassen zu züchten, empfehlen wir die Belgischen Riesen mit Lothringer Kaninchen zu kreuzen. Im übrigen sind Zuchtställe 75 cm hoch und 1 m im Geviert anzulegen. Die Jungtäsinnen werden dem Zuchtstall zugeführt, wenn sie ausgewachsen sind, d. h. mit neun Monaten. Kl.

Frage: Hühnerleiche sterben ab. Diese Erscheinung zeigt sich besonders bei den jungen Tieren. Ich bin mir völlig im unklaren, woran dies liegt. Ein paar kranke Zweigstückchen habe ich zur Untersuchung eingeschickt. Was kann ich zur Bekämpfung dieser üblen Erscheinung tun? B. in A.

Antwort: In den Hühnertrieben fressen kleine „Maden" von oberen Triebteil nach unten, wie beim Aufschneiden der untersten kranken Stelle am Trieb leicht zu erkennen ist. Wahrscheinlich handelt es sich um die Raupe des Johannisbeerglasflüglers. Gegen solche Insekten haben wir leider kein anderes Bekämpfungsmittel, als alle kranken Triebe baldmöglichst abzuschneiden, die Raupen und weitere Vermehrung des Schädlings unterbunden wird. Empfohlen wird noch das Verstäuben von Kalk und Ruß zu gleichen Teilen gemischt, ehe die Eier der Insekten an den Trieben abgelegt werden. Der Erfolg dieser Maßnahme ist aber sicher kein durchgreifender, so daß von einem Entfernen der kranken Triebe nicht abgesehen werden kann. Die abgeschnittenen Triebe sind sorgfältig zu beseitigen, am besten sogleich zu verbrennen. Schfd.

Frage: Wurmschädling an Salatpflanzen. In meinem Gemüsegarten, der drei Jahre hindurch unbestellt gelegen hat, finde ich jetzt die eingesandten Würmer zahlreich bei den Salat- und Gurkenpflanzen. Der Schädling frißt die Wurzeln der jungen Pflanzen an und befindet sich in der Erde. Eine starke Kalkgabe zur Bekämpfung des Schädlings hat nicht geholfen. Geben Sie mir bitte an, um was für einen Schädling es sich bei den eingesandten Würmern handelt und wie ich diese erfolgreich bekämpfen kann. A. R. in O.

Antwort: Die eingesandten „Würmer" sind die Larven von Schnaken, die von mancherlei Gemüse die Wurzeln anfressen. Die Bekämpfung ist überaus schwierig und mühsam. Man muß durch häufige Bodenbearbeitung und Aufsammeln der Larven für deren Vertilgung sorgen. Das kann erleichtert werden durch ein Auslaken von Salat als Fangpflanze, von dem dann die kranken Pflanzen auszuheben und die Erde nach den Larven abzusuchen ist. Wenn Hühner in den Garten eingelassen werden können, so heißen auch diese zur Vertilgung des Schädlings. Bei sehr starkem Auftreten kann man notfalls nicht befallene Beete mit Schwefelkohlenstoff (sehr feuergefährlich) behandeln und damit die Tiere in der Erde abtöten. In diesem Zwecke macht man auf 1 qm Land mit einem Harkenstiel etwa 8 bis 15 cm tiefe Löcher und gießt in diese je 50 ccm Schwefelkohlenstoff. Die Löcher werden dann sofort zugetreten. Schfd.

Lebel, Königlicher Kurzstiel, Roter Eiserapfel und Weißer Klarapfel besonders widerstandsfähig gegen die Krankheit gezeigt haben.

Als Vorbedingung für eine erfolgreiche Bekämpfung der Krankheit können folgende Kulturmaßnahmen gelten: Ausschneiden des Bodens, gute und ausreichende Düngung, vor allem Thomasmehlgaben, nicht zu enge Pflanzung, Auslichten der Baumkrone und Abkratzen der Rinde. Besonders das Auslichten der Bäume darf nicht vergessen werden, da in dichten Kronen oft Feuchtigkeitsverhältnisse entstehen, die der Entwicklung des Pilzes besonders günstig sind. Nach Erfüllung dieser Maßnahmen greife man zu den chemischen Bekämpfungsmitteln, zur Kupferkalk- oder Schwefelkalkbrühe. Im Winter spritze man reichlich mit einer 2prozentigen Konzentration der ersten oder mit einer 20- bis 33prozentigen Konzentration der zweiten Brühe, nach Knospenaufbruch dagegen nur mit einer ½- bis 1prozentigen Konzentration der ersten oder einer 2prozentigen der zweiten Brühe. Diese vor der Blüte und folgende Spritzung wiederhole man nach der Blüte und etwa drei Wochen darauf. Bei Schorfgefahr empfehlen sich für wertvolle Sorten zwei nachmalige Spritzungen im Abstand von vierzehn Tagen. Wie in einem anderen Aufsatz gesagt, können die drei ersten Frühjahrsspritzungen mit Nesen zur Bekämpfung der Obstmade und anderer schädlicher Raupen vermischt werden. Fertige Arsenkupferkalkmittel stellen fast alle Pflanzenschutzmittelfirmen her, ebenso auch fertige Kupferkalkpräparate, die nur aufgelöst werden brauchen. Die Frühjahrs- und Sommerspritzungen werden übrigens mit Nebelverstäubern ausgeführt. Ausführliche Angaben über den Schorfkrankheit finden man im Flugblatt 1, und über die Herstellung von Spritzbrühen in den Flugblättern 45 und 74 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Straße 19.

Eine weitere wichtige Krankheit, die anscheinend in immer stärkerer Ausbreitung betroffen ist und ebenso wie die Blut- und Rotlaus ein Geschenk Nordamerikas an Europa ist, stellt der durch den Pilz Podosphaera leucotricha hervorgerufene Apfelmehltau dar. Der Pilz übermintert in Form kleiner Sporoje (Hyphen) innerhalb der Knospen und beginnt sich sogleich nach ihrem Aufbruch im Frühjahr auf den jungen Blättern auszubreiten. Ganze Triebe sehen dann wie mehlbestäubt aus. Die befallenen Blätter rollen sich zusammen, bräunen sich, vertrocknen und fallen in kurzer Zeit ab. Die befallenen Triebe reifen nicht aus und erfrieren im Winter sehr leicht. Auch Blüten und Früchte werden von dem Pilz befallen. Abgesehen von dem Schaden an den Trieben und Blüten bedeutet bei starkem Befall der Ausfall zahlreicher Blätter bei der Nahrungsbeschaffung aus der Luft eine empfindliche Schwächung des Baumes, die sich unter anderem in mangelhaftem Fruchtansatz ausdrücken kann. Was über die Anfälligkeit der einzelnen Sorten der Schorfkrankheit gegenüber gesagt wurde, gilt in erhöhtem Maße für diese Krankheit. Nach allen mir vorliegenden Meldungen kann man nur wenige Sorten als widerstandsfähig in allen Gegenden Deutschlands nennen, u. a. Baldwin, Gor Mamong, Danziger Kantapfel, Gehenmer Oldenburg, Goldrenette v. Blenheim, Jakob Lebel, Lane's Prinz Albert, Osnabrücker Renette, Rote Sternrenette, Spätblühender Taffetapfel, Weiße Wachsrenette und Rheinischer Winterrambour. Wegen der Ueberwinterung des Pilzes in den Knospen hat eine Winterbekämpfung der Krankheit überhaupt keinen Wert. Da Sekundärinfektionen beim Apfelmehltau selten vorkommen, ist auch die Sommerbekämpfung mittels chemischer Mittel selten von Erfolg begleitet. In gewissen Fällen sollen einige Schwefelmittel, u. a. kolloidaler Schwefel, Schwefelkalk und das Mittel Solbar geholfen haben. Das beste Mittel, das allerdings mit dem Verlust von jungen Trieben verbunden ist, ist das sofortige Abschneiden der befallenen Triebspitzen bis ins gesunde Holz hinein, sobald sich ein Befall zeigt. Ist das bei hohen Bäumen unmöglich, kann man beim Winterschnitt noch die als mehltaubefallen gut erkennbaren Triebe abschneiden. Die abgeschnittenen Triebe müssen gesammelt und sofort verbrannt oder auch tief untergegraben.

Eine Krankheit, die am Baum und im Obstlager zahlreiche Früchte vernichtet, ist die Monilia-Fäule, die hervorgerufen wird von dem Pilz Sclerotinia (Monilia) fructigena. Jeder kennt die am Baum sitzenden Früchte, an denen zunächst eine Stelle sich bräunt, auf der sich ein Ring von gelblich kleinen Polstern bildet, dem sich im weiteren Verlauf der Krankheit immer neue Ringe in kleinen Abständen anlagern, der eine immer mehr um sich greifende Bräunung vorangeht. Schneidet man einen solchen Apfel durch, dann erweist sich auch das Fleisch innerhalb der Bräunung als erweicht und gebräunt. Nach kurzer Zeit ist der Apfel verdorben und fällt vom Baum oder schrumpft zusammen, vertrocknet und bleibt als sogenannte Mumie hängen. An den gelben Ringpolstern entstehen die Fortpflanzungsorgane des Pilzes, die für seine Weiterverbreitung sorgen. An den Mumien bilden sich erst nach zwei Jahren andere Verwehrungsorgane, die natürlich ebenso gefährlich sind wie die eben genannten. Auf dem Obstlager breitet sich der Pilz oft in den Aepfeln nur noch innen aus. Die so verfaulten Früchte sehen blauschwarz aus. Man beseitigt diese auf den gleichen Pilz zurückgehende Krankheit als Schwarzfäule. Als Bekämpfungsmaßnahme kommt nur sorgfältiges Aufsammeln und Abspülen der befallenen Früchte in Frage, die nicht kompostiert werden dürfen, sondern am besten so tief als möglich zu vergraben sind.

Dr. Kl.

Ueber das Abblatten von Runkelrüben und Kartoffeln. In vielen landwirtschaftlichen, besonders aber kleinbäuerlichen Betrieben, ist das Abblatten von Kartoffelstauden, insbesondere aber Runkelrüben, in der zweiten Sommerhälfte noch immer an der Tagesordnung. In weniger futterwüchsiger Zeit, besonders im August und in der ersten Septemberhälfte, sieht man dann oft Frauen und Kinder mit Körben und Schubkarren auf die Felder hinausgehen, um Runkelrüben- und Kartoffelblätter abzureißen und zu sammeln, die dann hauptsächlich als Schweinefutter dienen. Daß dieser Unfug des Abreißens dieser Pflanzenteile sich sehr schädigend auf das Wachstum der betreffenden Pflanzen auswirkt, kann nicht oft genug betont werden. Die meisten Landwirte meinen nämlich, dies schade den Rüben und Kartoffeln nichts, denn die Blätter werden späterhin ja sowieso gelb oder braun und sterben ab. Diese Tatsache ist zwar richtig, aber fragen wir uns einmal, welchen Zweck eigentlich hier die Blätter haben. Durch den Vorgang der sogenannten Assimilation werden mit Hilfe des Sonnenlichtes und der Kohlensäure der Luft in den Blättern Zucker bzw. Stärke gebildet, die dann während der Nachtzeit abwandern und von den Pflanzen in Rüben bzw. Knollen als Reservestoffe aufgespeichert werden; bei diesem Vorgang, der nur einige Tage stattfindet, scheiden die Blätter Sauerstoff aus. — Werden nun Blätter gewaltsam entfernt, so wird die Assimilation mehr oder weniger unterbunden und die Pflanzen bringen dann nur Rüben oder Knollen von geringer Größe und schlechter Qualität hervor. Neben der Assimilation der Blätter kommt hinzu, daß dann erneut sich gabe der Atmung, die ja ungehindert vor sich geht, Funktionsstörungen der Pflanzen nach sich ziehen muß.

Dr. Kl.

Hortensien im Garten. Zur Rabatten- oder Gruppenbepflanzung soll man nicht Topfhortensien verwenden, weshalb auch über Winter an Ort und Stelle bleiben. Man kann allerdings Topfhortensien in der Weise zur Gruppenpflanzung anwenden, wenn dieselben im Frühjahr, in Töpfen stehend, auf Rabatten eingesenkt werden, um dieselben im Herbst wieder aus der Erde herausgenommen und in einen kalten aber frostfreien Raum zu bringen, wo dieselben bis ungefähr Februar bleiben und dann wieder ans Licht holt. Hat man nun nicht gerne das Einsenken und Herausnehmen der Hortensien, so ist es weit empfehlenswerter, wenn man sich für Gruppen die richtigen Freilandhortensien anschafft. Ich nenne die immerdare Freilandhortensie Hydrangea arborescens oder auch Hydrangea paniculata grandiflora. Diese beiden Sorten sind sehr wertvoll, besonders die letztgenannte Sorte mit ihren pyramidenförmigen Blütenrispen, welche erst weiß sind und dann ins Rosa übergehen, bilden eine herrliche Gartenzier. Die Blütezeit ist August/September. Vor der Pflanzung nehme man aber die Gruppenerde mit reichlich guter Kompsterde und, wenn möglich, menge man derselben ebenfalls noch einen Teil Kuhfladen bei. Durch diese Erdverbesserung wird man dauernd alljährlich einen reichlichen, vollkommenen Blütenflor haben. Wenn Topfhortensien, im Freiland ausgepflanzt, nicht blühen, so liegt dieses am Nährstoffmangel und anderseits auch daran, daß dieselben eben nicht für Freilandkultur geeignet sind und über Winter aus der Erde genommen werden müssen. Ich möchte raten, Topfhortensien im Winter aus der Erde zu nehmen und, wie oben angegeben, zu überwintern. Im Februar wird man den Pflanzen eine recht kräftige Erde gegeben, und wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind, bringe man die Pflanzen in halbschattige Lagen auf Gruppen oder Rabatten und senke dieselben mit den Töpfen in das Erdreich ein. Durch diese Maßnahme wird man auch wieder alljährlich einen schönen Blütenflor erzielen.

Sa.

Das Nagen der Pferde. Eine große Untugend bei Pferden, die außerdem oft recht lästig werden kann, ist das Nagen dieser Tiere an Holz, Zaun und Leine. Vielfach haben wir es mit Ernährungsstörungen zu tun; dem Tierkörper fehlt dann irgend ein Stoff, meist Kochsalz oder Kalk, das dann in der Nahrung ersetzt werden muß. In diesem Falle verabreiche man den Pferden neben etwas Viehsalz täglich, je nach Größe bzw. Alter, 10 bis 30 g Futterkalk oder Schlämmkreide, bringe auch etwas Abwechslung in die Fütterung hinein. Hohlen treibe man auf die Weide, da das oben genannte Nagen auch aus Gewohnheit zu dumpfen und dunklen Ställen gelernt und betrieben wird. Sodann sei es sich bei Zuchtieren um Benagen von Zäunen und Leinen, beschmiere man diese mit Fischtran, welches die Tiere nicht vertragen können. Auch sind Untugend dann sehr bald einstellen wird.

Dr. Kl.

Ein mit Gras bewachsener Hühnerauslauf ist zu einträglicher Hühnerhaltung unbedingt notwendig. Man rechnet dabei im allgemeinen für jedes Huhn 2 qm Auslauf. Im Winter versagt solls leider die Grasfläche zu sehr. Ein gesunder Graswuchs aber hält den Boden frisch und rein, verhindert das Entstehen und die Ausbreitung ansteckender Krankheiten. Weder aber verfügt nicht jeder Hühnerhalter über einen entsprechenden Auslauf. Will man aber bei kleinem, stark besetztem Auslauf, dessen seine Tiere gesund und leistungsfähig erhalten, so ist dem Auslauf einige Sorgfalt und Arbeit zu widmen. Keine zu große Dichte der Tiere, ständige Pflege und Hilfe werden schnell kahlgetretene und verkoten leicht. Der Boden wird hühnermüde und oft kann vielfach die Ursache einer schnellen Verbreitung von Krankheiten. Kleine Auslaufe müssen stets rein gehalten werden, von Zeit zu Zeit sind sie mit Kalk zu bestreuen und der umgegrabene Boden einzusäen, ist der Auslauf zu teilen, so daß der Auslauf gewechselt werden kann und der Boden und die Grasnarbe sich erholen. Besonders oft bei der Rückenmarkspest auf einen gesunden Auslauf zu achten.

Kl.

Preußische Suppe. Dazu nimmt man schmorte Fleischbrühe, die mit etwas braunem Zucker dunkel zu färben ist. Hierin schneidet man einen flachen Teller voll aller Arten Wurzelwerk in große Würfel, dackt dies in heißes Backfett oder Butter goldgelb aus, läßt es nebst Würzingkopf kochen und richtet die Suppe mit einigen Fleischklößchen an, die man in groß Portion Maisnuß nach Art der Bouletten von Fleischresten macht. Auch eine sehr nahrhafte Suppe, die man, wenn man Kinder hat, ohne besondere Kosten herstellen kann.

Oesterreichisches Boeffen aus Kalbsbrust. Gericht für vier Personen. Zutaten: 1 kg Kalbsbrust, Salz, etwas Mehl, zwei Teelöffel Zitronensaft, zwei feingeschnittene Zwiebeln, 500 g Tomaten, ein Glas Weißwein, ¼ Liter Fleischbrühe aus einem Maggi's Fleischbrühwürfel, 30 g Butter, etwas Mehl zum Binden, Zubereitung: Die Kalbsbrust wird entknöchert, in große Würfel geschnitten, die man mit den geschnittenen Zwiebeln und zerteilten Tomaten mischt, leicht salzt und pfeffert und mit Mehl durchfärbt. So kommen die Fleischstücke in ein gut mit Butter ausgestrichenes Backgeschirr, werden mit dem Weißwein und der heißen Fleischbrühe übergossen und müssen langsam garschmoren. Das Vorgessen wird blindig gekocht und zuletzt ein Stückchen frische Butter darzuverführt; man richtet es in einem Rand von Beilagreis an.

E. K.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erteilung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Teleg.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Insertionserfolge. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbe zahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

CIGARRE
Einlagen SUMATRA-BRASIL
QUALITÄT 17cm Cavalier-Format
zu Großverbraucher-Preis nur
6 Pf
CIGARREN-FABRIK-BRAUN
FORST (BADEN)

Hausstanduhren
kauft man am besten da, wo sie hergestellt werden.
Schwenningen, die größte Uhrenstadt der Welt, bietet Ihnen Gelegenheit, direkt vom Herstellungsort zu kaufen.
Wir gewähren Ihnen mehrjährige Garantie.
Lieferung: franko Haus.
Jede Uhr wird durch unseren Fachmann kostenlos nachgeprüft.
Angenehme Teilzahlung.
Ueberzeugen Sie sich bitte selbst und verlangen Sie heute noch per Postkarte die kostenlose Zusendung unseres Kataloges.
Standuhren G.m.b.H., Schwenningen (Schwarzwald), Alteenstraße 17

Pianoharmonikas
direkt ab Fabrik von RM 40.— an
30000 Dankschreiben
Günstige Ratenzahlungen
Meinel & Herold
Harmonikafabrik
Klingenthal Nr. 180
Verlangen Sie Liste E gratis

Gibt Gott das Häslein,
Dann gibt er auch das Gräslein!
Hilf bitte dieses Sprichwort wahr machen, indem Du den armen Schwestern des St. Josefshheimes, die mit ihren vielen armen Kindern in Not sind, eine kleine Hilfe sendest. Der liebe Gott wird auch Dir in Deinen Sorgen beistehen! Sende bitte per Zahlkarte oder Anweisung: St. Josefsheim, Charlottenburg, Lützowerstr. 1a (Scheckamt Berlin Nr. 488) Briefe mit Geld gehen leider oft verloren.

St. Elisabeth-Heim
Bad Salzgitter (Harz), Frankfurter Str. 35
Erholungsheim: 1. Haus für Erwachsene, 2. Haus für Kinder. Gegenüber vom Badehause, 6 Minuten vom Bahnhof. Eine der stärksten Sole Deutschlands. Günstigste Wirkung bei Rheumatismus, Herzleiden, nervösen Störungen, Skrofulose und Rachitis der Kinder. Neues Haus mit neuzeitlicher Einrichtung: Zentralheizung, kalt- u. warmfließendes Wasser, Zimmer mit 1 u. 2 Betten mäßige Preise. Keine Kurtaxe.
Leitung:
Barmh. Schwestern v. hl. Vincenz v. Paul
Auskunft und Prospekt durch die Oberin

Rundfunkprogramme
vom 31. Juli bis 6. August 1932

Langenberg

Gleichbleibende Wettags-Vorkragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7: u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. ● 11.15 u. 12: Konzert. ● 13.15: Wetter, Meldungen, Zeit, Stimmvergleichen. ● 13.30: Konzert. ● 14.30: Funkwerbung. ● 15.30: Wirtschaftsbericht, Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Helpertonzert. ● 18.45: Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 31. Juli

7.00: Choral: So nimm denn meine Hände.
7.05: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
9.00: Gedenke aus der Trivialistische, Köln.
9.05: Evangelische Morgenfeier. Ansprache: Pfarrer Lahusen.
10.00: Konzert aus der Ruffener Heidenorgel. Prof. Bachem.
10.30: Besuch am Krankenbett.
11.00: G. Blaeser: Erlebnis in Kolmar. Aus dem Roman: Das Gut im Elsaß
11.25: Prof. Dr. Haas: Gemeinschaft aus dem Geheimnis.
11.55: Dr. Neumann: Kinderlieder.
12.20: H. Ebert: Musik der Woche.
12.40: Elsbeth Zander: Zeitenbuch der Frauen.
13.00: Frankfurt: Mittagskonzert. — Leitung: Eysoldt. Werke von Humperdinck, Schubert, Grieg, O. Strauß u. a.
14.30: H. Bauer: Von Land auf Wanderschaft.
15.05: Für den Landwirt.
15.30: G. Christemide: Giftige und ebbare Pilze.
15.50: Joh. Wichert: Die Nichter des perlernen Sohnes. Legende.
16.10: Grad v. Kil-tomstroem: Der Zufall als Erfinder.
16.30: Stadtkapelle Dortmund. Leitung: Hans Weber.
18.05: Die Welt auf der Schallplatte. Prof. Dr. Bombe: In der Bretagne.
18.40: Stunde der Jugend. Abendmeldungen, Sportnachrichten.
19.00: Berlin: Orchesterkonzert des Rottlandsorchesters Berlin-Mitte. Leitung: Eugen Sonr'za. — In den Pausen: Berichterstattung über die Reichstagswahlen.
ca. 22.05: Letzte Meldungen, Bericht über das gestige Leben, Sport.
ca. 22.25: Berlin: Unterhaltungskonzert der Kapelle Gebr. Steiner. — Weitere Berichterstattung über die Reichstagswahlen.

Montag, 1. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.20: Jugendhunt: Der kleine Mud. 2. Teil. Märchenspiel nach Hauff von O. Wollmann
18.15: R. A. Dippenbergers: Gedichte.
18.25: Die Welt im Buch. Dr. W. Schreiber: Tier unter Tieren.
19.00: Hilde Senff: Vom Sinn und Unsinn aamnalistischer Lösung
19.30: Vom Tage
19.30: Prof. Dr. Mott: Chronik der Weltwirtschaft.
20.00: Salzburger Festspiele. Werke von Joh. Strauß. Orchester der Wiener Philharmoniker Leitung: Clemens Krauß. — Intermezzo: Sommergedichte.
21.40: Washington: R. G. Seit: Worüber man in Amerika spricht
ca. 22.15: Das neue Gesicht der Welt.
ca. 22.45: Düsseldorf: Konzert der Kapelle Gun von Nogradv.

Dienstag, 2. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.15: Prof. Dr. Loewenstein: Ueber die Bedeutung der Psychopathologie des Kindesalters für die normale und pathologische Pädagogik.
16.40: Lehrerlein zur Zeit. Dr. Krabull: Kollektive einst und jetzt.
18.20: Dr. Leisinger: Sternlicht im August.
19.00: Geheimrat Prof. Dr. Meckel-Hoff: Zum 100. Geburtstag Julius.
19.20: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Volksmajor Hütten: Die Bedeutung des zivilen Luftschutzes für Deutschland.
20.00: Wiener Kgl. Annemarie Trojan — Hans Ebert.
20.30: Berlin: Der abenteuerliche Simplitius Simplissimus des Christof von Grimmelshausen. Hörspiel von E. Burri.

Mittwoch, 3. August

8.05: Dr. Marianne Bünder: Die Mitarbeit der Frauen beim Völkerbund.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.20: E. A. Schmidt: Südländische Skizzen.
16.40: Oberstud.-Dir. Dr. Hohmann: Hochschulreform und höhere Schule.
18.20: Die Welt im Buch. Dr. Blume: Forschungen und Reisen.
19.05: Gewerkschaftssekretär Mois: Das Recht des Anaestellten auf Gratifikationen.
19.30: Dr Loofe: Maßnahmen zugunsten der deutschen Landwirtschaft.
20.00: Stuttgart: Abendmusik des gr. Funkorchesters. Leitung: Kühn Werke von Wagner, Cornelius, Humperdinck, Rich. Strauß.
20.45: Stuttgart: Deutsche Lieder, Duette und Szenen. Mitw.: Rolf Seegers (Sopran), H. Schnepf (Bariton), E. Fortner (verbindende Worte). Mitglieder des Theaters der Stadt Münster, Wiener Schrammel-Quartett.
ca. 22.20: Nachtmusik. Leitung: Eysoldt.

Donnerstag, 4. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.10: H. Ritter: Das Weinland der Saar.
16.30: Stadtkapellmeister Dr. Hamel: Einführung und Arbeitsweise der Kölner Arbeitsgemeinschaft für Rundfunk-Pädagogik.
18.20: Studiendir Dr Schmidt: Charlotte Diede, die Freundin W. v. Humboldts
19.00: Gewerkschaftssekretär van der Velde: Die Lage im sozialen Katholizismus.
19.15: Vom Tage.
19.30: Polizeimajor Hütten: Der zivile Luftschutz in der Praxis.
20.00: Die Welt auf der Schallplatte. Dr. v. Hausen: Islamische Volksfeste.
20.35: Wir Indianer! Neue Folge: Stimmen der Kinddeit. Dichterische Arbeiten der Gegenwart mit verbindender Musik.
ca. 22.20: Nachtmusik und Tanz. Leitung: Eysoldt.

Freitag, 5. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.20: Jugendhunt: Der kleine Mud. 2. Teil. Märchenspiel nach Hauff von O. Wollmann
18.15: R. A. Dippenbergers: Gedichte.
18.25: Die Welt im Buch Dr. Schreiber: Tier unter Tieren.
19.00: Hilde Senff: Vom Sinn und Unsinn aamnalistischer Lösung
19.30: Vom Tage
19.30: Prof. Dr Mott: Chronik der Weltwirtschaft.
20.00: Salzburger Festspiele. Werke von Joh. Strauß. Orchester der Wiener Philharmoniker Leitung: Clemens Krauß. — Intermezzo: Sommergedichte.
21.40: Washington: R. G. Seit: Worüber man in Amerika spricht
ca. 22.15: Das neue Gesicht der Welt.
ca. 22.45: Düsseldorf: Konzert der Kapelle Gun von Nogradv.

Samstag, 6. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
12.15: Eröffnung der ersten deutschen Autostrade Köln–Bonn.
16.20: Wanderungen in Rheinland und Westfalen. R. Wanz: Die Eifel-Mauer.
16.40: Englisch
18.20: Natur und Geist. Prof. Dr Haas: Gemeinschaft aus dem Geheimnis.
19.00: Dipl.-Landwirt Menet-Kravoll: Sommerende um Obstbau
19.20: Kunsthilfe für alle.
19.30: Dr Bohlen: Die Niederlande in ihrem Verhältnus zu Deutschland
20.00: Wenn man eine Reise tut . . .
ca. 22.25: Berlin: Nachtmusik der Kapelle Hans Schindler.
24.00: Meister des Jazz.

Deutsche Welle

Deutsche Welle: Sonntag, 31. Juli

6.00: Turngymnastik.
6.20: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
8.20: Dipl.-Landwirte Deichmann und Tröscher: Bericht des Wirtschaftsberaters auf einem Bauernhof.
8.55: Morgenlied.
Anschl. Glockenspiel des Berliner Doms.
10.00: Kurfürst: Konzert auf der Heidenorgel. Prof Bachem.
11.00: Deutsche Opernsänger. (Schallplatten)
11.30: Frau Lüdtke liest aus eigenen Werken.
12.00: Leipzig: Mittagskonzert des Sinfonieorchesters. Leitung: Th Blumer. Solist: H. Kesler (Flöte).
14.00: Der Herzba Siemering: Weibliche Jugend in unserer Zeit.
14.30: Jugendhunde: Montezumas Schatz
15.00: Margarete Joß: Altdeutsche und neudeutsche Tanzkunst.
15.20: H. Feldkamp: Kunst und Mythos
15.50: Blasorchesterkonzert. Dirigent: H. Müller-Endenthum. Aust.: Blasorchester vom Arbeitsamt Berlin-Mitte.
17.45: H. Rose: Große Männer
18.00: Lic. Holz: Gedanken zur Ernte.
18.30: Frankfurt: Hörbericht vom Internationalen Flugmeeting in Zürich. (Schallplatten)
19.00: Drchesterkonzert. Dirigent: Eugen Sonntag. Aust.: Rot-Hundsorchester Berlin-Mitte. — Dazwischen: Bekanntgabe der Wahlergebnisse und ein Festtellenus des vorläufigen Endergebnisses.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Unterhaltungsmusik der Kapelle Gebrüder Steiner.

Deutsche Welle: Montag, 1. August

9.30: J. Buchhorn: Laborinth der Nacht. — Gläd in Not.
15.00: Dr. Nörsheim: Ein Journalist teilt mit dem Fahrrad durch Asien und Afrika.
15.40: Dr Paul: Gute Manieren.
16.00: Dr. Fritsch: Gegenwartsaufgaben der Freiluftschulen.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert
17.30: Prof. Dr Günther: Naturverbundenheit der deutschen Frau.
18.00: Dr Thil: Wohnungen mit unsichtbaren Fenstern.
18.30: Spanisch für Anfänger.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.30: Hamburg: Niedersächsischer Kulturbildner Eine Hörfolge.
20.30: Salzburg: Dom-Konzert Werke von W. A. Mozart. — Mitwirkende: Salzburger Domchor Orchester des Salzburger Domvereins.
21.50: Tages- und Sportnachrichten.
22.00: Rufe des Grenzlandes. Die Seele der baltischen Landschaft von Frant Thiel. Sprecher: Dr. Bisp.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.35: Leipzig: Unterhaltungsmusik des Emdo-Drchesters.

Dienstag, 2. August

15.00: Alice Ahrend: Vorlesung eigener Reise- und Sommergeschichten.
15.40: Paula Steiner u. Frl. Thelen: Ich abonniere ein Kind.
16.05: Dr. Neuhaus: Im Zug bei den Muschelsischern an der argentinischen Küste.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Krautwetter: Der Verkehr der Zukunft.
18.00: Dr. Mayer: Der Late und das Klavier.
18.30: Prof. Dr. Hirsch: Krisenverlauf und Krisenbekämpfung im Ausland.
19.00: Zoppot: Kobenarin. Oper von Richard Wagner. 1. Akt.
20.20: Dr. Müller: Zeitgenössische Lyrik.
20.50: Stuttgart: Unterhaltungskonzert. Leitung: E. Kahn.
22.00: Dr. Häusler: Politische Leitungsschau.
Anschl. Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.45: Hamburg: Schlußbericht des Nordischen Reitturniers. Leitung: Garbenhagen.

Deutsche Welle: Mittwoch, 3. August

9.30: Hedwig Hartmann: Selbstbeobachtung und Selbsterziehung.
15.00: Dr. Werner: Zum Sommergeschichten.
15.45: Anna Dremitz: Moderne Fensterdekorationen.
16.00: Dhering. Spiel: Aus der Werkstatt des Tonfilm-Amateurs.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr. Günther: Unser Kind als Sonntagskind in der Natur.
18.00: Dr. Nadel: Religiöse Musik aus der Zeitenlen.
18.30: Dr. v. Kries: Das heimliche England.
19.00: Englisch für Fortgeschrittene.
19.30: Min.-Rat Dr. Flatow: Schutz der Arbeitsstätte des Beamten.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Hamburg: Sinfonie Nr. 3 Es-Dur, op. 55 (Eroica) von Beethoven. Leitung: J. Eibenschütz. Aust.: Norag-Orchester.
20.50: Helbm — Dahlen: Liebesminder. Ein Monument. Musikalische Leitung: J. Eibenschütz. Einführende Worte: R. Pünder. Aust.: Norag-Orchester.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Mandolinenorchester-Konzert. Aust.: Freie Mandolinisten-Vereinigung Neukölln 1924.

Deutsche Welle: Donnerstag, 4. August

15.00: D. Buchmann: Leitungen von Olympia-Kämpfern der Antike.
15.45: Dr. Serger: Wie entstehen Marmeladen und Konfitüren?
16.00: Dr. phil. Dirsen: Ernst Kriels Erziehungslehre.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Schlabach: Nordargentinien als Einwanderungsland für Deutsche.
18.00: Paula Guttmann u. Dr. Guttmann: Querschnitt durch zeitgenössische Volksmusik.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.25: Stunde des Landwirts.
19.45: Königsberg: Stadtelbfld Tilsit — Memel.
20.30: Joppot: Lohengrin. Oper von Richard Wagner. 2. Akt.
21.45: Wer reitet Nacht? Lesestoff von H. Brandt.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.45: Hamburg: Tanzmusik des Norag-Drchesters. Leitung: Garbenhagen.

Deutsche Welle: Freitag, 5. August

15.00: Junamädchenstunde: Grete Maria Marksteln: Was wir lesen.
15.40: Dr. Ansin: Achal bei Nacht, das einsame Hochdorn.
16.00: Dr. Rosenwald: Das Weltbild der jungen literarischen Generation.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: F. Sliemer: Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen.
18.00: Mandolinen eines Musikvereins. (Konzert N-moll von Vivaldi-Bach-Reinberg.) Vortrag und Klavier: Alice Jacob-Loewenson. Orgel: H. Liebrecht.
18.30: Prof. Dr. Popitz: Mögliche und unmögliche Steuerpläne.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.15: Wissenschaftlicher Vortrag für Aerzte.
19.35: E. Schreiber: Die soziale und wirtschaftliche Lage der Behördenangestellten und ihre Zukunft.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Salzburg: Salzburger Festspiele. Werke von Joh. Strauß. Aust.: Wiener Philharmoniker. Dirigent: Clemens Krauß.
ca. 20.40: Tages- und Sportnachrichten.
21.40: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost.

Deutsche Welle: Sonnabend, 6. August

11.00: Stunde der Unterhaltung.
15.00: Dhe v. Holten: Neues und Altes aus dem Leben Hans Christian Anderlens.
15.45: Dr. Margarete Jacobsohn: Gehören Kinder ins Kinderheim?
16.00: Stud.-Rat Nix: Die olympische Idee einst und jetzt.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Frau Dr. Neumann-Calvari: Beobachtungen über Säuglingspflege auf dem Spielplatz einer Großstadt.
17.50: W. C. Wardorf: Das Wunder der Lüneburger Heide.
18.05: P. H. Studenschmidt: Musikalische Wochenschau.
18.30: Dr. Günther: Der ewige Harlekin.
19.00: Englisch für Anfänger
19.30: Ufa. H. Waldemeier: Danken?
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Schlesischer Baudenabend. Heitere mundartliche Hörfolge von H. Chr. Kaergel.
21.00: Tages- und Sportnachrichten.
21.10: Blasorchester-Konzert. Leitung: A. Engel.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.25: Fortsetzung des Blasorchesterkonzertes. Deutsches Blas-Orchester.
23.00: Tanzmusik der Kapelle Hans Schindler. Refrainsang: Zb. Lucas (Tenor).

Frankfurt

Gleichbleibende Wettags-Vorkragsfolge. 6: Wetter, Gymnastik. ● 6.30: Gymnastik. ● 7: Wetter. — anschl.: Frühkonzert. ● 8: Wasserstand. ● 11.50: Zeit, Wetterann. Wirtschaftsmeldungen. Wetter. ● 12: Konzert. ● 13.15: Nachrichten, Wetter. ● 13.30: Konzert. ● 14: Nachrichten. ● 14.10: Werbekonzert. ● 15: Gießener Wetterbericht ● 15.10: Zeit, Wirtschaftsmeldungen. ● 16.55. 18.15: Wirtschaftsmeldungen.

Eine Seite Kurzweil

Anekdote

Als Baron Müller, der in lebenslangem Glücksspiel sich ein Ritterazt erworben, zum Sterben kam, rief er seine beiden Söhne an das Schmerzenslager und nahm ihnen feierlich den Eid ab, nie an eine Spielkarte zu rühren.

„Sieh, mein Junge," sagte er zu seinem Aeltesten, „zum Glücksspielen gehört vor allem Glück. Glücksgüter sind erblich; die vermache ich euch in Frieden. Glück aber ist nicht erblich; das nehm ich mit ins Grab. Deshalb schwöre mir, Egon, daß du nie im Leben eine Karte anrührst!"

„Gut, gut! Reg' dich nur nicht auf!" beruhigte den alten Herrn der junge Mann.

Darauf rief der Spieler seinen zweiten Sohn und sagte: „Fingerspitzen, Nerven und Verstand gehören zum Hasard, mein Junge! Die Fingerspitzen erbt ihr und die Nerven; aber bis ihr den Verstand habt, habt ihr euer Erbe drangebuttert. Deshalb schwör mir, Arthur, daß du nie im Leben eine Karte anrührst!"

„Gut, gut," beruhigte den alten Herrn der junge Mann, „reg dich nur nicht auf!"

Baron Müller segnete seine Söhne, atmete erleichtert auf und wünschte, nun nicht mehr gestört zu sein.

Doch es dauerte nicht lange, da überfiel ihn Unruhe.

Er konnte nicht sterben, nicht leben; irgend etwas lastete noch auf dem Herzen des alten Pointeurs.

Da rief er seine Söhne ein letztes Mal, nahm ihre wohlgepflegten Hände in seine welke Spielerhand und sagte: „Jungens, euer Vater findet keine Ruhe. Rührt mir doch um Gottes willen keine Karte an! Ach, ich seh' es kommen, daß ihr euch im Glücksspiel zuviert! Schwört es mir doch nochmals in die Hand, daß ihr meinen letzten Willen ehrt!"

Da schwuren ihm die Söhne den feierlichen Eid.

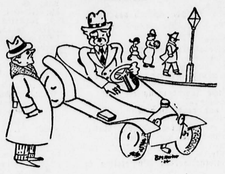
„Also Kinder," hauchte Baron Müller seinen Geist aus „spielt mir nicht! Spielt mir nicht! Aber wenn ihr spielt, spielt Trente-et-quarante und setzt konstant auf Rouge!"

Getränk.

„Wir drucken so 'n Zeug wie das hier nicht ab."

„Na, da brauchen Sie nicht so erhaben zu tun. Sie sind nicht der einzige, der es nicht abdrucken will."

Er will nicht.



„Ich begreife gar nicht, weshalb Sie sich ein Auto halten?!"

„Wieso?"

„Na, Sie fahren derart langsam, daß man bequem nebenher laufen könnte."

„Ja, zu Laufen bin ich aber zu faul."

Unter Freundinnen.

Lili und Mimi, zwei Freundinnen liegen am Badestrand und unterhalten sich. Plötzlich sagt Mimi: „Hat Dir Dein Bräutigam eigentlich erzählt, daß er um meine Hand angehalten hat, bevor er sich mit Dir verlobte?" Darauf Lili: „Nein, das hat er mir nicht gesagt. Aber ich habe ihm vorher gesagt, daß er mir nicht alle Augenblicke Veilchen zu bringen braucht."

Ehefrauen sind unzurechnungsfähig?

In England ist der Fiskus den Ehefrauen gegenüber machtlos. Sie können nicht zur Zahlung der Einkommensteuer herangezogen werden, da auf sie die Schuldhaft nicht angewandt werden kann. Weil sie nämlich — nach dem Gesetz! — unzurechnungsfähig sind. Das Gesetz lautet: „Unzurechnungsfähige Personen sind nicht für Steuerrückstände in Haft zu nehmen. Als unzurechnungsfähig gelten Kinder, Geisteskranke und verheiratete Frauen." (Universum.)

Der berühmte zerstreute Professor holt den reparierten Regenschirm seiner Frau ab und geht dann in die Universität zur Arbeit. Im Bewußtsein, einen Schirm gehabt zu haben, und im Bestreben, ihn ja nicht zu vergessen, nimmt der gute alte Herr beim Verlassen der Universität nicht nur den Schirm seiner Frau, sondern auch seinen eigenen, der er vor grauen Monaten stehengelassen hat, und auch gleich den danebenstehenden Schirm eines Kollegen mit. Mit drei Schirmen bewaffnet besteigt er auf dem Bahnhof Friedrichstraße den Straßenbahnzug nach Hause. Er muß stehen, ein junger Mann neben ihm wirft einen Blick auf die drei Schirme, stößt ihn verstohlen mit dem Ellenbogen an und flüstert dann: „Guter Tag, heute, was?"

Baron Mucki fährt mit seinem Freunde Dodo nach Budapest. Er sitzt ihm sehr lange schweigend gegenüber, dann sagt er schließlich: „Weißt', Dodo, jetzt fahr'n wir da allewail dahin und ich schau' die ganze Zeit in dein blödes Gesicht — weißt was: tauschen wir die Plätz'!"

Sagen Sie mal, Herr Kapellmeister," fragt der Gast im Musikkaal, „spielen Sie auch irgend etwas auf Wunsch?"

„Aber gewiß, mein Herr!"

„Ach seien Sie doch so lieb und spielen Sie eine Partie Billard, bis ich hier fertig gegessen habe." („Le Rire".)

Der Inhaber des kleinen Ladens für Fotobedarfs-Artikel oben in den Bayerischen Alpen ist gerade ein wenig eingenickt. Rast da eine junge Dame herein: „M—mein B—bater," keucht sie außer Atem, „rennt, was ihn die Beine tragen wollen! Ein Stier ist hinter ihm her! Bitte schnell schnell!"

„Ja, aber was kann ich da tun? Liebes Fräulein?"

„Geben Sie mir ganz fix ein Paket Rollfilm!" („Happy Magazin".)

Die Instanz.

„Ein Gesuch einreichen? Solange kann ich nicht warten. Ich muß den Herrn Landwirtschaftsminister sofort sprechen, sonst geht er mir ein."

„Wer?"

„Mein Kaktus. Die Blätter sind schon ganz gelb."

Kochkunst

„Komm' deine Frau selbst?"

„Natürlich, sonst würde ich doch nicht im Restaurant essen."

Am Telefon

„Fräulein, ich will verbunden werden."

„Verbinde mit der Rettungsstelle."

Aus unserer Erfindermappe

Der Rädermusterkoffer für Vertreter, die sich nicht abschleppen wollen.

DAS NEUESTE FÜR DEN *BRIEFMARKEN*-SAMMLER!

MITGETEILT VOM BEHRENS NEUHEITENDIENST, BRAUNSCHWEIG

Australien

Der zweite Wert der neuen „Fauna"-Serie ist erschienen, die 6d mit der Abbildung eines Lachvogels (Kookaburra). Schon zweimal ist uns dieser Vogel auf Marken begegnet, 1914 und 1928 aus Anlaß der Internationalen Philatelistischen Ausstellung in Melbourne.

Brasilien

Die neue Gedenkausgabe von Brasilien ist dem Andenken des ersten Kolonisten gewidmet. Vor 400 Jahren landete der Portugiese Da Souza in Cap St. Vincent und gründete später auf Befehl des Königs Johann III. von Portugal auch die Stadt Bahia. — Die 5 Werte zu 20, 100, 200, 600 und 700 Reis zeigen Bilder der damaligen Zeit, unter anderem auch die Landung da Souzas.

U. S. A

Die Vorbereitungen zur Olympiade sind fast beendet. Die einzelnen Ländermannschaften sind bereits auf dem Wege nach Los Angeles. U. S. A. gibt aus diesem Anlaß zwei Olympia-Marken heraus zu 3 und 5 cent., einen Sprinter beim Start und einen Diskuswerfer beim Abwurf zeigend.

Rumänien

König Karol von Rumänien feiert sein Militärjubiläum. Die Jubiläumsmarke zu 10 Lei zeigt ihn hoch zu Pferde, wie er mit seinem Marschallstab vor dem vorbeimarschierenden Bataillon salutiert.

„In der letzten Zeit siehst du ja angestrengt aus?"

„Ja, wir müssen jetzt sehr viel im Büro arbeiten."

„Mann? Wieso?"

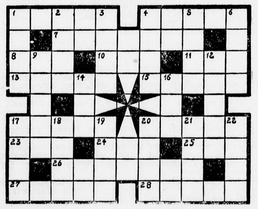
„Unser Chef trägt nämlich jetzt Schuhe mit Gummisohlen . . ." („Rebelspalter".)

„Denke dir nur, was für ein Schuft der Lenski ist. Ich hat ihn um 50 Mark, und er lehnte ab. Ist das nicht wirklich ein Schuft?"

„Hm, aber weißt du, ich bin auch so ein Schuft." („Kurzer hum".)

Denken Sie nach

Kreuzworträtsel



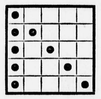
Waagerecht: 1. Stadt in Norditalien. 4. Schmale Straße. 7. Französischer Schriftsteller. 8. Griechische Göttin. 10. Königin von Spanien. 11. Germanische Gottheit. 13. Oper von Massenet. 15. Vater der Rahel. 17. Zuneigung. 20. Nachname einer Jugendliebe Goethes. 23. Stadt in Lothringen an der Mosel. 24. Belgischer Kurort. 25. Hafendamm. 26. Italienische Stadt in der Provinz Genua. 27. Fluß zur Ostsee. 28. Körperorgan. — **Senkrecht:** 1. Reich in Hinterindien. 2. Paradiesgarten. 3. Arabische Hafenstadt. 4. Wundertätige Schale der deutschen Sage. 5. Spiel wie Stock, Steckes. 6. Elchtier. 9. Huftier der Tropenwälder. 12. Name einer Inselgruppe in der Südsee. 14. Bad in Hessen-Nassau. 16. Nebenfluß des Rheins. 17 Würde. 18. Buch der Bibel. 19. Laubbaum. 20. Spiel- und Sportgerät. 21. Griechisch-katholisches Heiligenbild. 22. Siegesgöttin.

Homogramm.

a	a	c
c	d	e	e	e
e	f	f	i	i
l	l	m	m	n
n	r	r

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß drei fünflautige Worte entstehen, die, sowohl in senkrechter als auch in waagerechter Richtung gelesen, folgendes bezeichnen: 1. einen weiblichen Namen, 2. eine französische Münze, 3. einen Baum.

Diagonalrätsel.



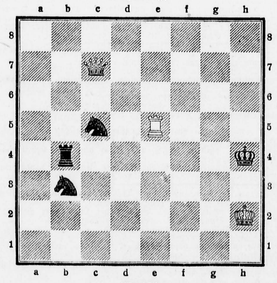
Die Felder des Quadrates sind mit je einem der Buchstaben a, b, c, e, e, e, e, e, g, h, i, i, i, l, n, n, n, o, o, r, r, r, s, t, u so zu besetzen, daß die fünf waagerechten Reihen 1. einen Baum, 2. einen Fluß, 3. ein Baumaterial, 4. eine Landschaft des Altertums in Griechenland, 5. Gefäße, die Anfangsbuchstaben der fünf Wörter eine Stadt in Sachsen und die Diagonale von links oben nach rechts unten einen Salzsee in Rußland bezeichnen.

Schachaufgabe.

Von O. Nemo in Wien

(„Die Schwalbe")

(Schwarz)

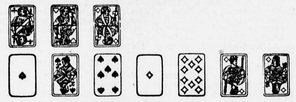


(Weiß)

Matt in 2 Zügen.

Skataufgabe.

Vorhand hat die folgenden Karten:



Er spielt Grand aus der Hand.

Aufgabe: 1. Welche Karte spielt er aus?
2. Wie sind seine Gewinnaussichten zu beurteilen?

Silbenrätsel.

an, an, as, cor, dre, fio, le, li, ne, o, pold, ren, tin, ton, us.

Aus obigen Silben sind fünf Knabennamen zu bilden, deren Mittelbuchstaben ebenfalls einen Knabennamen ergeben.

Auflösungen aus Nummer 17

Lösung des Kreuzworträtsels:
Waagerecht: 1. Wild. 4. Nage. 8. Aral. 9. Edam. 10. Eris. 11. Amalie. 13. Linse. 15. Arm. 16. Orest. 18 Aal. 21. Erpel. 24. Urania. 26. Else. 27. Enak. 28. Amur. 29. Saba. 30. Wasa. — Senkrecht: 1. Vari. 2. Jrin. 3. Vasa. 4. Remise. 5. Adel. 6. Gaia. 7. Emir. 10. Elmau. 12. Emile. 14. Eroika. 17. Trema. 19. Ares. 20. Lana. 22. Plus. 23. Esra. 25. Nab.

Lösung des Kreuzrätsels: Silbe, Bertha, Halle, Neustadt, Seeland, Silber, Hafis, Thale, Leber, Neuber, Seele, Neuland, Halberstadt, Neuseeland, Neusilber.

Lösung des Telegrammrätsels: Wunder, Seite, Zeit, Licht, Erna, Gewicht, Daus, Leib, Ente, Sinn, Dieb, Zwirn, Dein, Rauch, Dasein, Kleben, Gewinn, Sonne, Haus, Wein.

Lösung der Füllaufgabe: 1—2 Mittenwalde, 3—4 Nonnenwerth, 5—7 Tabor, 6—8 Natal, 7—8 Reval.

Lösung der Wortänderung: Mull, Arni, Laus, Vase, Imst, Matt, Eule. — Malvine Lisette.

Lösung des Zahlenrätsels: C. 1. Gad, 2. Deutz, 3. Homburg. — Caub.
Und setzet ihr nicht das Leben ein.
Nie wird euch das Leben gewonnen sein. (Schiller)

Lösung des Zahlenrätsels: Sol, Hafen, Bottich, Bandfisch, Dinkelstedt, Ostflandern, Bartenstein, Abendland, Nanette, Narde, Enz.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn